

Salafisten greifen Polizisten an

ura. FRANKFURT, 1. Mai. Während einer islamfeindlichen Aktion der rechtsextremen Splitterpartei Pro NRW in Solingen haben muslimische Gegendemonstranten die Polizei angegriffen. Wie eine Polizeisprecherin mitteilte, hätten drei Beamte und ein Passant Platz- und Schlagwunden erlitten. Rund 30 Salafisten seien festgenommen worden. Zuvor hatten Aktivisten von Pro NRW in der Nähe einer von Salafisten dominierten Hinterhof-Moschee einige der umstrittenen Mohammed-Karikaturen des dänischen Zeichners Kurt Westergaard zur Schau gestellt. Pro NRW hatte sich vor Gericht erfolgreich gegen ein polizeiliches Verbot der Karikaturen-Zurschaustellung gewehrt. Das Oberverwaltungsgericht Münster hatte das Verbot am Montagabend in zweiter Instanz aufgehoben. Auch in Remscheid provozierte Pro NRW mit den Karikaturen in der Umgebung einer Moschee und nahe einer Maikundgebung. Nordrhein-Westfalens Innenminister Ralf Jäger (SPD) sagte, Pro NRW schüre Ausländerhass, aber diese Hetze könne das Vorgehen der Salafisten nicht entschuldigen. „Die meisten bei uns lebenden Muslimen sind friedlich und wollen mit den Salafisten nichts zu tun haben“, fügte er an. Pro NRW will die Aktionen fortsetzen. Beide Gruppen werden vom Verfassungsschutz beobachtet.

Stärke und Entschlossenheit



Hoch hinaus – Der Neubau am Ground Zero hat das Empire State Building als höchsten Wolkenkratzer Manhattans überholt. Politiker und Bauherren feierten kurz vor dem ersten Jahrestag der Tötung Usama Bin Ladins die Marke von 387 Metern. Der Bau zeige „die Stärke und Entschlossenheit

der New Yorker“, sagte Bürgermeister Bloomberg. Mit 541 Metern wäre das One World Trade Center bei Fertigstellung Ende 2013 oder Anfang 2014 das höchste Gebäude der westlichen Welt und höher als die durch die Anschläge vom 11. September 2001 zerstörten Zwillingstürme. **Seite 5.** Foto AFP

Tanz in den Mai

Von Jasper von Altenbockum

Die deutschen Gewerkschaften haben gut reden. Sie können einen „Wachstumspekt“ in Europa fordern, den sie in Deutschland anfangs hintertrieben haben, wo immer es ging. Im vergangenen Jahrzehnt gab es in Deutschland zwei solcher „Wachstums-pakte“. Der erste bestand aus Sozialreformen in Zeiten eines überforderten Wohlfahrtsstaats, bekannt unter der Chiffre „Agenda 2010“, der zweite schuf staatliche Konjunkturanzreize in einer tiefen Wirtschaftskrise. Beide Programme brachten den Deutschen ein kleines Wirtschaftswunder und den Gewerkschaften deshalb neue Stärke. Doch am wenigsten die Gewerkschaften hatten das vorausgesehen, vornehmlich deshalb, weil sie gerne verdrängen, dass das zweite Programm auf das erste folgte – und nur deshalb so erfolgreich war. Sie hätten es gerne umgekehrt: heute ein Konjunkturprogramm, die Reformen irgendwann.

So wollen es Gewerkschaften und Sozialdemokraten auch jetzt wieder halten. Wer will es ihnen verdenken? Die SPD hat sich schließlich nie vom posttraumatischen Stress ihrer Agenda-Verdrehten erholt. Wenn sie

und ihre europäischen Partner deshalb von einem „Wachstumspekt“ in Europa sprechen, meinen sie das Steuer- und abgabenfinanzierte Wachstum, nicht das Wachstum, das ermöglicht wird, wenn zum Beispiel das Arbeitsrecht entrümpelt und deshalb die Macht der Gewerkschaften herausgefordert wird. Obwohl gerade Deutschland zeigt, wie wichtig die Schrittfolge ist, verlangen die Gewerkschaften den zweiten vor dem ersten Schritt. Und noch eine Reihenfolge stellen sie auf den Kopf: Sie tun so, als seien Fiskalpak und Schuldenbremse die Ursachen einer Krise, die dazu berechtigt, die Schuldenbremse zu ignorieren und den Fiskalpark zu überarbeiten, noch ehe er in Kraft tritt.

Wohin dieser Tanz in den Mai die Wähler und Gewählten zieht, wird sich bald herausstellen. Er gibt den Takt vor, nicht nur auf der europäischen Bühne von Frankreich bis Griechenland, sondern auch in der deutschen Provinz. In allen Fällen dominiert die Schuldenbremse den Wahlkampf – doch ist sie alles andere als ein Sympathieträger. In Athen und Paris ist das nicht anders als in Kiel oder Düsseldorf: „Es tut nicht weh“ (Norbert Röttgen) klingt nach Rhythmusstörung, „vorübergehende Sozialpolitik zur Vermeidung gesellschaftlicher Reparaturkosten“ (Hannelore Kraft) dagegen schon nach Française.

Schleichender Tod

Von Hans-Christian Rößler

Wenigstens schreiben sie sich wieder. Aber auch der Briefwechsel zwischen dem palästinensischen Präsidenten Abbas und dem israelischen Regierungschef Netanyahu wird die Verhandlungen nicht wiederbeleben. Es gibt schon lange keinen Friedensprozess mehr – und bald auch keine Zwei-Staaten-Lösung: Ein unabhängiger Palästinenserstaat, zu dessen Gründung sich Israel und die Staatengemeinschaft verpflichtet haben, verschwindet am politischen Horizont.

Fast 45 Jahre hält Israel nun das Westjordanland besetzt – zu einem Ende wird die israelische Herrschaft über die Palästinensergebiete nicht kommen. Die israelische Führung ist zu schwach, oder ihr fehlt der Wille, sich zurückzuziehen. Die Fakten sprechen für sich. Regierungsmitglieder brüsten sich damit, dass die Zahl der Siedler im Westjordanland in den vergangenen Monaten um 18.000 auf 360.000 gestiegen sei, statt Siedlungen zu räumen, arbeitet das Kabinett daran, selbst diejenigen Siedlungen zu legalisieren, die ohne Genehmigung errichtet wurden. Vor neun Jahren schon, als Israel den Nahost-Friedensplan billigte, hatte sich Jerusalem dazu verpflichtet, alle nach 2001 gebauten Siedlungen aufzugeben. Der Raum für einen lebensfähigen Palästinenserstaat wird von Tag zu Tag kleiner.

Die palästinensische Autonomiebehörde wiederum ist ein machtloses Dauerprovisorium. Die israelische Armee kontrolliert die Außengrenzen und dringt bis ins Zentrum von Ramallah vor, wenn sie das für nötig hält. Als Könige ohne Land schaffen es aber Präsident Abbas und sein Ministerpräsident Fajad nicht, ihre Autorität unter den eigenen Leuten durchzusetzen. Die Spaltung zwischen Westjordanland und Gazastreifen lässt Zyniker von einer palästinensischen Zwei-Staaten-Lösung sprechen: Die Hamas denkt nicht daran, in Gaza wieder Platz für Abbas' Fatah-Organisation zu machen. Innenpolitisch geschwächt, setzt Abbas auf Hilfe aus dem Ausland. Aber aus der Anerkennung eines palästinensischen Staats durch die UN wurde bisher nichts.

Längst hätten Abbas und Netanyahu mit den Vorarbeiten für einen Palästinenserstaat beginnen und ihre Bürger auf unpopuläre Kompromisse vorbereiten müssen: Abbas müsste eingestehen, dass es ein Rückkehrrecht für Millionen palästinensischer Flüchtlinge nicht geben wird. Netanyahu müsste den Israelis sagen, dass sie den größten Teil von Judäa und Samaria verlieren werden. Zu solchen schmerzhaften Zugeständnissen könnte beide Seiten ein starker Vermittler zwingen; aber der ist nicht in Sicht.

Die Zwei-Staaten-Lösung stirbt nun einen schleichenden Tod. Die Mehrheit der Israelis und der Palästinenser will sie immer noch, allein es fehlt ihnen der Glaube – und die Bereitschaft, sich dafür einzusetzen; in Israel spielt

das Thema innenpolitisch keine Rolle mehr. Wenn weiterhin nichts geschieht, gibt es am Ende einen Staat für Juden und Araber. Jüngere Palästinenser schecken diese Vorstellung nicht mehr. Sie wollen endlich leben und sich frei bewegen wie junge Leute anderswo. Anders als die von Arafat geprägten Generationen glauben sie nicht mehr, dass ein Staat alle ihre Probleme lösen werde.

In Israel würden sich Siedler, Rechte und Religiöse darüber freuen, wenn sie das Westjordanland nicht räumen müssten. Aber das hätte einen Preis, der schnell an den Kern des eigenen Selbstverständnisses ginge: Israel versteht sich als jüdischer Staat und ist gleichzeitig stolz darauf, die einzige Demokratie im Nahen Osten zu sein.

Die Zwei-Staaten-Lösung ist in weite Ferne gerückt. Was soll stattdessen aus den Palästinensergebieten und Israel werden?

Aber dieses Regierungssystem gerät in Gefahr, wenn zu lange gleiches Recht nicht für alle gilt. Weitere 45 Jahre lassen sich die 2,3 Millionen Palästinenser des Westjordanlands – in Gaza leben weitere 1,6 Millionen – nicht von der israelischen Armee gerieren.

Erhalten die Palästinenser keinen eigenen Staat, stelle sich die Frage, welchen Platz sie an der Seite der 5,9 Millionen jüdischen Israelis einnehmen werden: Erhalten sie nur ein Aufenthaltsrecht, wie die palästinensischen Einwohner Ostjerusalems, oder einen Status, wie die gut 1,5 Millionen arabischen Bürger Israels, die wählen dürfen, jedoch nicht in der Armee dienen? Lässt sich das Rückkehrrecht nur auf jüdische Bürger beschränken? Was geschieht mit den gut 4,8 Millionen von den UN registrierten palästinensischen Flüchtlingen, die zum Teil in Lagern in Westjordanland und im Gazastreifen leben? Bisher konnten sich die Palästinenser auf ausländische Unterstützung verlassen, die auch Israel als Besatzungsmacht entlastete. Doch die vielen Milliarden Dollar waren eigentlich dazu gedacht, einen Staat für die Palästinenser errichten zu helfen.

Als Ministerpräsident hatte der heutige Verteidigungsminister Ehud Barak schon 1999 geäußert, er könne weder als demokratischer noch als jüdischer Staat überleben, sollte die Zwei-Staaten-Lösung scheitern. „Wenn die Palästinenser wählen, ist es ein binationaler Staat, wenn sie nicht wählen, ein Apartheid-Staat“, sagte Barak damals. Dreizehn Jahre später haben die Palästinenser noch immer keinen Staat. Dessen Gründung wird auch die vorgezogene Parlamentswahl nicht beschleunigen, von der in Israel jetzt die Rede ist. Netanyahu dürfte wohl wieder gewinnen.

Heute

Griechisches Zwielficht

Nikolaos Michalioliakis wirbt für die nationale Revolution. Die bevorstehende Wahl könnte seine fremdenfeindliche Chrysi Avgi ins Parlament bringen. **Politik, Seite 3**

Von Kiel nach Kiel

Vor drei Jahren wurde Torsten Albig zum Oberbürgermeister der schleswig-holsteinischen Hauptstadt gewählt. Jetzt will er für die SPD das Land gewinnen. Für Rot-Grün reicht es wohl nicht. **Politik, Seite 3**

Irdische Navigation

Weltraummissionen der Nasa sind Cheik Diarra vertraut. Jetzt soll der Astrophysiker als Ministerpräsident einer Übergangsregierung Mali einen, dessen Norden von Tuareg und Islamisten besetzt ist. **Politik, Seite 6**

Asiatischer Wettstreit

Über die Entwicklung des Fremdenverkehrs muss sich Hongkong nicht beklagen. Aber als Banken- und Handelszentrum droht es hinter Singapur zurückzufallen. Auch Schanghai hat seine Reize. **Wirtschaft, Seite 10**

Flexibler Protest

Vor zwei Jahren waren Dressurreiter Matthias Rath und seine Familie noch harsche Kritiker der totalen Unterwerfung im Pferdetraining. Jetzt glauben sie, Totilas funktioniert nicht anders. **Sport, Seite 23**

Archipel des Schreckens

Im Schloss Neuhardenberg ist die erste Ausstellung zu sehen, die den Terror und Horror der sowjetischen Lager vor Augen stellt: den Archipel Gulag mit seinen Opfern, Sklaven, und Henkern. **Feuilleton, Seite 27**

Jäger und Gejagte

Eine Erfolgsgeschichte im Motorradmarkt schreibt BMW mit seiner Groß-Enduro R 1200 GS. Aber die Konkurrenz ist aufgewacht. Auf Tour mit den robusten Reiseemobilen. **Technik und Motor, Seite 11**

Gewerkschaften fordern Milliarden für Konjunkturprogramme

Merkel: Wachstum muss nicht immer viel Geld kosten / Kritik an Sparkurs in Europa

rike. BERLIN, 1. Mai. Mehr als 400.000 Menschen haben nach Angaben der Gewerkschaften am „Tag der Arbeit“ gegen den Sparkurs in Europa und für Mindestlöhne demonstriert. Die Menschen in Griechenland, Portugal oder Italien haben Furcht vor den Diktaturen einer Troika, die ihnen sozialen Fortschritt und erkämpfte Arbeitnehmerrechte stehlen will, um Spekulanten und Finanzmärkte zufriedenzustellen“, sagte der Vorsitzende des Deutschen Gewerkschaftsbundes, Michael Sommer, in Stuttgart. Die Demonstrationen standen unter dem Motto „Gute Arbeit für Europa – gerechte Löhne, soziale Sicherheit“.

Der Vorsitzende der IG Metall, Berthold Huber, warnte in Hamburg vor einer „Abwärts Spirale“, die Europa in die Rezession treibe. „Diese Politik ist extrem kurzsichtig und kommt teuer.“ Der Verdi-Vorsitzende Franz Bsirske sagte in Saarbrücken, die Finanz- und Wirtschaftspolitik, die Bundeskanzlerin Angela Merkel (CDU) und Frankreichs Präsident Nicolas Sarkozy den Staaten aufzwingt, habe verheerende Folgen. „Sie führt in eine Wettbewerbsunion der niedrigsten Löhne, Unternehmensteuern und sozialen Standards.“ Sommer sagte, „gierige Eliten“ hätten die Staaten ausgeplündert. „Wir sind uns einig, dass es so nicht weitergehen darf auf unserem Kontinent.“ Zu dem „un-sinnigen Fiskalpaket“ gebe es Alternativen, etwa die Regulierung der Finanzmärkte und die Stärkung der Realwirtschaft. „Milliardenschwere Konjunkturprogramme“ könnten durch eine Steuer auf Finanzge-

schaften und höhere Steuern für Reiche finanziert werden. Frau Merkel lehnt das ab. „Wichtig ist, dass wir uns von der Vorstellung lösen, Wachstum koste immer viel Geld und müsse das Ergebnis teurer Konjunkturprogramme sein“, sagte sie der Zeitung „Hamburger Abendblatt“. Sinnvoller sei etwa die Öffnung der Arbeitsmärkte. Darüber hinaus sollten die EU-Strukturfonds flexibler gestaltet werden, damit der Mittelstand besser an Kredite komme. Deutschland sei bereit, die Europäische Investitionsbank zu stärken. Beim Mindestlohn dagegen zeigte die CDU-Vorsitzende mehr Entgegenkommen in Richtung der Gewerkschaften, die auf den Kündigungen eine Lohnuntergrenze von 8,50 Euro verlangt hatten. (Fortsetzung Seite 2.)

Niebel fordert Rechtsstaatlichkeit von der Ukraine

Fall Timoschenko: DFB gegen Verlegung der Fußball-Europameisterschaft / Kritik aus Kiew

löh. BERLIN, 1. Mai. Die Bundesregierung hat Kritik aus Kiew an der Debatte über politische Besuche während der Fußball-Europameisterschaft im Juni zurückgewiesen. Der Vorwurf, deutsche Politiker nutzten Methoden aus dem Kalten Krieg, sei abwegig, sagte Außenminister Westerwelle (FDP). Auch der Vorsitzende des Auswärtigen Ausschusses, Polenz (CDU), wies den Vergleich zurück. Zugleich machten sich Entwicklungsminister Niebel und der Menschenrechtsbeauftragte der Bundesregierung, Löning (beide FDP), dafür stark, vor der Europameisterschaft Druck auf die Regierung in Kiew auszuüben, um Mindeststandards an Rechtsstaatlichkeit und Menschenrechten einzufordern.

Der ukrainische Außenminister wor Woloschyn war mit den Worten zitiert wor

den: „Man will gar nicht daran denken, dass Deutschlands Staatsmänner fähig sind, Methoden aus den Zeiten des Kalten Krieges zu belegen und zu versuchen, den Sport zu einer Geisel der Politik zu machen.“ Dazu sagte Westerwelle nach Angaben des Auswärtigen Amtes während einer Südostasien-Reise: „Der Vergleich ist abwegig. Da hat sich jemand verirrt.“ Es gehe ausschließlich darum, dass die inhaftierte ukrainische Oppositionspolitikerin Julia Timoschenko und andere Gefangene eine angemessene medizinische Behandlung und rechtsstaatliche Verfahren bekämen. Der hessische Ministerpräsident Bouffier (CDU) sagte, er selbst werde nicht in die Ukraine fahren, weil es durch die EM keinen „Werbeeffekt“ für die Regierung von Präsident Janukowitsch

geben dürfe. Doch müsse das jeder Politiker für sich selbst entscheiden.

Wolfgang Niersbach, Präsident des Deutschen Fußball-Bundes, dementierte Berichte, dass Deutschland als mögliches Ersatz-Austragungsländ bereitstünde. „Mit dem Gedanken beschäftigen wir uns keine Sekunde. Die Geschichte zeigt, wie sinn- und erfolglos Boykotte sind. Die Menschen in der Ukraine haben diese EM verdient.“ Der Europäische Fußball-Verband teilte mit, dass das Turnier allenfalls verschoben, aber nicht verlegt würde. Thomas Bach, Präsident des Deutschen Olympischen Sportbundes, sagte zu Boykottforderungen: „Die Forderung zeugt von großer internationaler Respekt- und Instinktslosigkeit.“ (Siehe Seite 8 und Sport, Seite 24.)

Moser gewinnt Radrennen in Frankfurt

re. FRANKFURT, 1. Mai. Der Italiener Moreno Moser hat die 51. Auflage des Frankfurter Frühjahrsklassikers gewonnen. Der Radprofi aus dem Team Liquigas setzte sich am Dienstag nach 200 Kilometern „Rund um den Finanzplatz Eschborn-Frankfurt“ vor seinem deutschen Teamkollegen Dominique Nierz durch. Der deutsche Zeitfahr-Weltmeister Tony Martin kam bei seiner Rückkehr nach einer schweren Kieferverletzung auf Platz vier. (Siehe Sport.)

Briefe an die Herausgeber	12	Zeitgeschehen	8	Wetter	16	Feuilleton	25
Technik und Motor	11	Wirtschaft	9	Finanzmarkt	17	Medien	29
Natur und Wissenschaft	12	Unternehmen	11	Recht und Steuern	19	Fernsehen und Hörfunk	30
Geisteswissenschaften	13	Menschen und Wirtschaft	14	Kurse	20	Forschung und Lehre	35
Deutschland und die Welt	7	Markt und Strategie	15	Sport	23	Jugend schreibt	36

STREIFZÜGE

Biberach an der Riss

Im Streit geschieden

Immerhin 18 Jahre lang hat es Thomas Fetback in Biberach ausgehalten – obwohl er „wüschtläubig“ ist, also nicht katholisch, und dazu noch Sozialdemokrat. 1994 wurde der gebürtige Hamburger Oberbürgermeister von Biberach an der Riss, mitten im konservativ-katholischen Oberland, Biberach war als ehemalige freie Reichstadt zwar immer liberaler als das Umland, aber eine Besonderheit waren Fetbacks drei gewonnene Oberbürgermeisterwahlen dennoch. Eigentlich hätte er, nachdem er 2010 mit erstaunlichen 85,7 Prozent wiedergewählt worden war, bis 2018 die prosperierende Stadt regieren können. Doch am vergangenen Freitag kündigte der 53 Jahre alte Fetback seinen Rücktritt an: Er werde wegen „unüberbrückbarer Differenzen“ mit dem Gemeinderat zum nächstmöglichen Termin ausscheiden. Das „unwürdige Trauerspiel“ müsse beendet werden, teilte er mit.

Seit 14 Monaten liegt Fetback mit dem CDU im Gemeinderat über Kreuz. Er wollte eine zusätzliche halbe Stelle für einen persönlichen Referenten, was die CDU ablehnte. Fetback kommentierte das mit einem berühmten Zitat Götz von Berlichingens. („Er aber, sag's ihm, er kann mich im Arsch lecken!“) Der Konflikt eskalierte, ein evangelischer Priat wurde als Mediator eingesetzt. Die CDU konnte von einer Dienstaufsichtsbeschwerde gegen Fetback abgehalten werden, der Oberbürgermeister zeigte sich zu einer Entschuldigung bereit.

Doch auch lange Sicht war der Riss zwischen Oberbürgermeister und Gemeinderat nicht tief. Die CDU empfindet es als tiefe Schmach, in ihrem einstigen Kernland marginalisiert zu sein. Mit dem Stimmengewicht Oberstübchens gewann die CDU früher manche Landtagswahl. Jetzt ist der Landrat parteilos, die Landesregierung grün-rot, und im Rathaus regiert ein norddeutscher Sozi.

Fetback allerdings hat auch Fehler gemacht: Die Kritik an seinen unfälligen Äußerungen trat er lange als „lächerliche Posse“ ab, auf eine Entschuldigung musste die CDU zu lange warten. Angesichts der deutlichen Mehrheit, die CDU, FDP und Freie Wähler im Gemeinderat haben (19:10), hätte ein abermaliger Mediationsversuch wohl nur geringe Erfolgsaussichten gehabt.

RÜDIGER SOLTDT

Heute

Union auf sich gestellt

Selbst wenn die FDP am 13. Mai die Fünf-Prozent-Hürde überwindet, wird die CDU in Nordrhein-Westfalen wohl nicht den Ministerpräsidenten stellen. Dabei war das Land lange Hochburg der Union. **Politik, Seite 4**

Burma will es wissen

Als Gegenleistung für seine Reformen wünscht sich Präsident Thein Sein deutsche Hilfe beim Aufbau der Infrastruktur und des Bildungswesens. Und seine Einwohner zählen will das Land auch. **Politik, Seite 5**

Lorbeer an Chefkoch

Zum dritten Mal in Folge ist das „Noma“ in Kopenhagen zum besten Restaurant der Welt ernannt worden. Chefkoch René Redzepi wurde am Montagabend in London geehrt. **Deutschland und die Welt, Seite 7**

Fichte, ade

Die privaten Waldbesitzer sind ja gar nicht so. Auch sie sind gegen Monokulturen und für den Mischwald. Die Zeit der Fichte scheint langsam zu Ende zu gehen. **Deutschland und die Welt, Seite 7**

Tabuzone Auslandsstudium

Chinas politische Führer schimpfen gerne über Amerika. Aber als Ort für eine die Karriere fördernde Ausbildung sind die Vereinigten Staaten allemal gut. Nur wissen soll es niemand. **Zeitgeschehen, Seite 8**

Durchwachsen

In nur zwanzig Monaten habe ihre Regierung zwei Drittel des Koalitionsvertrages abgearbeitet, sagte die nordrhein-westfälische Ministerpräsidentin Kraft. Ganz so ist es nicht. **Zeitgeschehen, Seite 8**



Feiertagsprotestkultur: Teilnehmer der Demonstration zum „Tag der Arbeit“ in Berlin

Fortsetzung von Seite 1

Gewerkschaften: Milliarden für Konjunkturprogramme

Frau Merkel kündigte an, die FDP von Mindestlöhnen in Branchen ohne Tarifvertrag überzeugen zu wollen. Dazu solle sich der Koalitionsausschuss mit dem jüngsten Mindestlohnkonzept der Union befassen.

CDU und CSU planen eine Kommission aus Arbeitgeber und Gewerkschaften, die verbindliche Lohnuntergrenzen für Wirtschaftsweiche ohne Tarifbindung beschließen soll. Die FDP ist bislang aber dagegen. Am Sonntag bekräftigte ihr Parteivorsitzender, Wirtschaftsminister Riecher, seine Ablehnung, weil das Modell der Tarifautonomie widerspreche. Frau Merkel sagte jedoch, die Union wolle „den weißen Flecken auf der Tarif-Landkarte,

wo Beschäftigte mit Niedrigstlöhnen leben müssen, ein Ende setzen“. Das sei kein einheitlicher, gesetzlicher und flächendeckender Mindestlohn; den halte auch sie für falsch. Das Unionskonzept bedeute vielmehr „eine vorläufige Regelung, die den besten Traditionen der deutschen Tarifautonomie entspricht“. Doch auch die Gewerkschaften sind nicht überzeugt, wenn auch aus anderen Gründen als die FDP. „8,50 Euro – das ist Beton. Darunter geht gar nichts“, sagte Sommer und sprach vom Versuch, die Gewerkschaften mit „halbseidenen Kommissionen und schrägen Argumenten“ zu ködern. „Wir lassen uns aber nicht hinter die Fichte führen.“

Während für den DGB am Dienstag allgemeine Arbeitsmarktthemen im Mittelpunkt standen, waren bei der größten deutschen Gewerkschaft, der IG Metall, die anstehenden Warnstreiks in der Metall- und Elektroindustrie ihre Schatten voraus. Am Wochenende war die Friedenspflicht ausgerufen; in einzelnen Tarifbezirken hatten die Beschäftigten die Arbeit schon ruhen lassen. Nun sollen weitere Warnstreiks folgen. Die IG Metall fordert für die 3,6 Millionen Beschäftigten der wichtigsten deutschen Industriebranche 6,5 Prozent mehr Lohn für zwölf Monate. Außerdem will sie die unbefristete Übernahme aller Auszubildenden und mehr Mitsprache beim Einsatz von Zeitar-

beirern durchsetzen. Die Arbeitgeber bieten drei Prozent für 14 Monate und lehnen die anderen Forderungen ab. Huber nannte die Offerte am Dienstag eine reine Provokation. „Wer am Verhandlungstisch nicht konstruktiv auf unsere Forderungen antwortet, der bekommt die Antwort von den Beschäftigten im Betrieb geliefert.“ An diesem Mittwoch finden Warnstreiks unter anderem in den wichtigsten Tarifbezirken Baden-Württemberg und Nordrhein-Westfalen statt, aber auch in Bayern, Hessen, Rheinland-Pfalz, Thüringen und Niedersachsen. Am 3. und 4. Mai kommt Norddeutschland dazu. Die nächste Verhandlungsrunde ist für den 8. Mai in Baden-Württemberg geplant.

Historische Kulissen, große Gesten, harte Tiefschläge

PARIS, 1. Mai. Paris hat am Dienstag als Bühne für ein letztes politisches Schaulaufen vor der entscheidenden Runde der Präsidentenwahl gedient: Nicolas Sarkozy versammelte seine Anhänger zum „wahren“ Fest der Arbeit am Trocadéro-Platz gegenüber dem Eiffelturm. Marine Le Pens Sympathisanten trafen sich auf dem Platz vor der Oper Garnier, und die dem Sozialisten Hollande wohlgesinnten Gewerkschaften marschierten vom Platz Denfert-Rochereau zum Bastille-Platz. Dort, wo früher die Stadtortung Bastille stand, hatte François Mitterrand 1981 seinen Wahlsieg gefeiert, und es heißt, François Hollande wolle am 6. Mai ebenfalls auf den Place de la Bastille ziehen, sollten die Franzosen ihn in der Stichwahl zum nächsten Präsidenten bestimmen. In den jüngsten Umfragen holt Sarkozy (47 Prozent) leicht auf, liegt aber noch immer sechs Prozentpunkte hinter Hollande zurück (53 Prozent).

Der sozialistische Präsidentschaftskandidat misst am Dienstag die großen Kundgebungen in der Hauptstadt und lief lieber von einem Friedhof in Nevers (Burgund) dazu auf, den Tag der Arbeit den Gewerkschaften zu überlassen. Hollande gedachte des früheren sozialistischen Premierministers Pierre Bérégovoy, der sich am 1. Mai 1993 in Nevers das Leben genommen hatte. Mit der Würdigung für den ehemaligen Regierungschef, „der vor allem ein Gewerkschafter war“, setzte Hollande ein weiteres Zeichen dafür, dass er an die Mitterrand-Ära anknüpfen will. Bérégovoy's Selbst-

In Frankreich hat ein letztes großes Schaulaufen vor der Stichwahl zum Präsidenten stattgefunden. Sarkozy gab sich kämpferisch, Hollande zog sich demonstrativ zurück.

Von Michaela Wiegel



Holt auf: Nicolas Sarkozy

Foto AFP

mord hatte Frankreich erschüttert und Mitterrand zu einer umstrittenen Medienschelte verleitet. Eine Meute von Hundern sei über die Ehre eines unschuldigen Mannes hergefallen, sagte Mitterrand damals. Einer anderen Tote, der Nationalhelferin Jeanne d'Arc, widmete die Nationale Front ihre Feier zum 1. Mai, die aufgrund des großen Zulaufs auf dem Opernplatz stattfand. Jean-Marie Le Pen hielt die Rede auf das Bauernmärchen aus Lothringen, während Marine Le Pen zur Lage der Nation sprach. Die Parteivorsitzende, für die knapp sechseinhalb Millionen Franzosen im ersten Wahlgang stimmten, sagte, sie erwarte nichts von Hollande, „der falschen Hoffnung“, und von Sarkozy, „der neuen Enttäuschung“. „Das ist meine persönliche Überzeugung“, sagte Marine Le Pen, die sich weigerte, ihren Wählern eine Empfehlung für den zweiten Wahlgang zu geben. („Sie aber sind freie Bürger und Sie werden frei nach ihrem Gewissen entscheiden“, sagte sie. „Ich kämpfe jeden Tag darum, dass Sie respektiert werden, deshalb will ich Ihnen jetzt nicht wie Kindern Vorgaben machen.“) Marine Le Pen kündigte an, der Wahl teilzunehmen, ohne einen der beiden Wahlzettel abzugeben. In Frankreich wird dies als „weiße Stimme“ in der Wahlstatistik aufgeführt. Sie rief ihre Anhänger dazu auf, bei den Parlamentswahlen am 10. und 17. Juni massiv „Marineblau“ zu wählen. Marine Le Pen erwähnt ungern den mit ihrem Vater verbundenen Parteienamen „Front National“

und spricht lieber von einer „marineblauen Welle“, die sie in die Nationalversammlung holt. Die extreme Rechte ist bislang nicht im Parlament vertreten. „Wir demonstrieren gegen niemanden. Wir kennen keinen Feind. Wir haben nie die Liebe zu Frankreich in unserem Herzen“, rief Nicolas Sarkozy vor der Kulisse des Eiffelturms seinen Anhängern zu. Er plädierte für ein „neues Sozialmodell“, das auf dem Wert der Arbeit gründe. Allein über Arbeit werde Frankreich seine Finanzen sanieren, seine Schulden zurückzahlen und Wachstum schaffen, sagte Sarkozy. Er bezeichnete die Franzosen als „arbeitsames Volk“, das sich nicht zu entschuldigen oder zu schämen brauche. Zugleich verteidigte Sarkozy den Protektionismus. Frankreich könne seine Wirtschaft nicht schutzlos dem „Dumping“ von Billiglohnländern ausliefern. Die Frage der Grenzen sei wichtig, um „das europäische Modell“ zu schützen. „Wir lehnen Laissez-faire ab“, sagte Sarkozy unter dem Jubel seiner Anhänger. Vor seinem Auftritt hatte er in einem Rundfunkinterview über zu viele Ausländer in Frankreich geklagt. Das Integrationsmodell funktioniere nicht, weil noch bevor die in Frankreich empfangenen Ausländer integriert werden könnten, schon neue einträfen. Sarkozy unterließ in seiner Rede direkte Angriffe auf seinen sozialistischen Herausforderer Hollande. An verbalen Tiefschlägen mangelt es im Endspurt des Präsidentschaftsrennens indes nicht. Ein Abgeord-

neter der Präsidentenpartei nannte Hollandes Lebensgefährtin Valérie „Rottweiler“ (statt Trielweiler). Nicolas Sarkozy entschuldigte sich umgehend für die Äußerung seines Parteifreunds, forderte aber, dass er nicht mehr mit dem Chef des Kollaborationsregimes von Vichy, Feldmarschall Philippe Pétain, verglichen werde. Die kommunistische „L'Humanité“ hatte diesen Vergleich angestrengt, um Sarkozys Werben um die Le-Pen-Wähler zu kritisieren. Die für ihre Kampagnen gegen Sarkozy bekannte Internetredaktion Mediapart veröffentlichte unter anderem einige angebliche Beweisschriften darüber, dass Sarkozy im Wahlkampf 2007 dem Gaddafi-Regime gesponsert wurde. Die Pariser Staatsanwaltschaft hat inzwischen Ermittlungen wegen Fälschung und der Verbreitung von Fälschungen gegen Mediapart eingeleitet. Chefredakteur Edwy Plenel behauptete daraufhin, Sarkozy wolle Journalisten einschüchtern. Ein merkwürdiges Licht auf den Wahlkampf wirft auch die Feier, die vom Sozialisten Julien Dray am Wochenende in einem Pariser Nachtklub organisiert wurde – mit Dominique Strauss-Kahn als Ehren-gast. Ségolène Royal ergiff die Flucht, als sie von der Präsenz des wegen schwerer Zuhälterei angeklagten Strauss-Kahn erfuhr. Andere führende Mitglieder des Wahlkampfteams Hollandes fanden hingegen nichts dabei, mit Strauss-Kahn zu feiern. Hollande soll über das Fest höchst ungehalten gewesen sein.

STIMMEN DER ANDEREN

Schere klappt auseinander

Anlässlich des 1. Mai blickt die „Thüringische Landeszeitung“ (Weimar) kritisch auf den deutschen Arbeitsmarkt:

„Die soziale Unwucht in der Gesellschaft verstärkt sich. Die Schere zwischen denen, die in gesicherten Jobs relativ gut verdienen, und den Menschen in prekären Beschäftigungsverhältnissen klappt weiter auseinander. ... Der soziale Konfliktstoff häuft sich an. Auf dem Arbeitsmarkt ist einiges aus dem Lot geraten. Mehr Flexibilität hat Einzug gehalten – mehr Leiharbeiter und befristete Arbeitsverhältnisse. Aber die Brücke in feste Jobs haben sie nicht geschlagen. Nur wenigen Leiharbeitern gelingt der Aufstieg in die Stammbeschäftigung eines Unternehmens. In Deutschland wächst der Abstand zwischen oben und unten, stellen die Experten fest. Aber es wird seitens der Politik nicht oder nicht genügend umgesteuert.“

Arbeitskräfte gesucht

Der „General-Anzeiger“ (Bonn) sieht die Lage weniger skeptisch:

„Vor allem in Deutschland hat die Flexibilität der Gewerkschaften dazu beigetragen, dass sich das produzierende Gewerbe im Land halten konnte. Gleichzeitig aber wurden Hunderttausende neue Arbeitsplätze bei den Dienstleistungen geschaffen. Pflegekräfte, Erzieher, IT-Berater – in diesen Bereichen werden auch in Zukunft Arbeitskräfte gesucht. Gerade diese Beschäftigten sind jedoch immer weniger in einer Gewerkschaft organisiert.“

Für den gesellschaftlichen Frieden

Auf einen anderen Aspekt geht die „Hessische/Niederrheinische Allgemeine“ (Kassel) ein:

„Mehrere Gründe sprechen für Lohnsteigerungen. Übers Ganze gesehen müssen sie nicht nur die Inflation ausgleichen und den Arbeitnehmern einen Anteil am Anstieg der Wirtschaftsleistung geben, sondern auch einen spürbaren Kaufkraftzuwachs ermöglichen. Profitieren würden alle. Eine gestiegene Binnennachfrage lindert die extreme Exportabhängigkeit der deutschen Konjunktur. Steigende Löhne geben Anreize, in arbeitssparende Technologien zu investieren, was bei zunehmendem Fachkräftemangel wünschenswert ist. Nicht zuletzt leben schon heute viele Deutsche in prekären Arbeitsverhältnissen. Ihnen Sicherheit, Lohn und Brot zu geben, stabilisiert den gesellschaftlichen Frieden. Das ist die zentrale Aufforderung des ersten Mattheus.“

EM-Boycott ist Heuchelei

„Jyllands-Posten“ (Aarhus) geht auf die Diskussion über einen Boycott von Spielen der Fußball-EM in der Ukraine ein:

„Kurz vor dem Anpfiff der Fußball-EM ist die Vorfreude getrübt, weil die deutsche Kanzlerin Angela Merkel mit gutem Grund das Gastgeberland Ukraine scharf kritisiert hat. Sie will die EM dort boykottieren. ... Es geht um die alte Vermischung von Sport und Politik, die hierzulande vielfach auftritt. ... Man sieht leicht die Heuchelei. Die meisten erinnern sich, wie 2008 vor den Olympischen Spielen in Peking über die Menschenrechte in China diskutiert wurde. Nicht zuletzt europäische Spitzenpoliti-

ker ... machten alle möglichen argumentativen Verrenkungen, dass man dem Gastgeberland gegenüber nicht unnötig verletzend sein solle. Gemeint war, dass der große und dominierende Handelspartner China nicht beleidigt werden sollte. Politik ist Politik, und Sport ist Sport, lautete die Begründung.“

Un erwünschte Nebenwirkungen

Die niederländische Zeitung „De Volkskrant“ befürwortet einen politischen Boycott:

„Einige Kritiker plädieren dafür, das Assoziierungsabkommen der EU mit der Ukraine aus Protest gegen die Behandlung von Timoschenko auf Eis zu legen. Das Problem dabei ist, dass dies einen unerwünschten Effekt haben könnte. Mit diesem Abkommen will die EU eigentlich verhindern, dass das Land immer mehr unter die Kontrolle Moskaus gerät. Für ein anderes Signal wird es aber Zeit. Durch demonstrative Nichtteilnahme an Wett-kämpfen der Fußball-Europameisterschaft in der Ukraine können die EU-Staatschefs zeigen, dass sie sich ernste Sorgen über den Kurs von Janukowitsch machen. Die Ukraine darf nicht wie das autoritär geführte Weißrussland werden.“

Schmerzliche Sparmaßnahmen unumgänglich Die niederländische Zeitung „De Telegraaf“ beschäftigt sich mit der Debatte über die tiefgreifenden Wirtschaftspolitik im Euroraum:

„Dass Europa weiter in die Krise abgleitet, sieht jeder. Die Arbeitslosigkeit schwellt an, und fast kein europäisches Land ist in der Lage, einen soliden Haushalt

aufzustellen. Eine der Lösungen für die Krise sollen zusätzliche staatliche Investitionen in Bildung oder Infrastruktur sein. ... Nach europäischen Absprachen könnte ein Land Haushaltsvorgaben bei besonderen Umständen missachten. Die Frage ist aber, ob dies für die gegenwärtige Krise zutrifft. Hauptursache sind doch zu hohe Ausgaben von Konsumenten und Staaten, die mit geborgtem Geld finanziert wurden. Die Krise nun allein mit Gottesgnaden Sarkozys Fall bringen will, fragt man sich, wieso Mediapart erst eine Woche vor der Stichwahl damit hervortritt: damit Sarkozy keine Zeit mehr hat, die behauptete Fälschung auch halbwegs belegen zu können? Auf ausschließlich saubere Mittel hat sich schließlich auch die Linke noch nie beschränkt. Freilich: Derartige Geldflussergüsse zwischen Lbyen und der Sarkozy-Truppe hat es immer schon gegeben, und nicht zuletzt hat Sarkozy Sohn Saif al-Islam Arabien und den Irak gemacht. Und jemandem wie Sarkozy würde man einen solchen Deal mit einem Diktator eigentlich durchaus zutrauen.“

Es wäre ihm zuzutrauen

„Die Presse“ (Wien) widmet sich Vorwürfen, der französische Präsident Nicolas Sarkozy habe für seinen Wahlkampf vor fünf Jahren Geld aus Libyen erhalten:

„Sarkozy sprach am Wochenende (natürlich) gestresst von ‚Fälschung‘, und es ist zu bedenken, dass Mediapart ein gar sehr linkes Medium ist, das den ideologischen Gottesglauben Sarkozys Fall bringen will, fragt man sich, wieso Mediapart erst eine Woche vor der Stichwahl damit hervortritt: damit Sarkozy keine Zeit mehr hat, die behauptete Fälschung auch halbwegs belegen zu können? Auf ausschließlich saubere Mittel hat sich schließlich auch die Linke noch nie beschränkt. Freilich: Derartige Geldflussergüsse zwischen Lbyen und der Sarkozy-Truppe hat es immer schon gegeben, und nicht zuletzt hat Sarkozy Sohn Saif al-Islam Arabien und den Irak gemacht. Und jemandem wie Sarkozy würde man einen solchen Deal mit einem Diktator eigentlich durchaus zutrauen.“

Schäuble lobt Spanien

K.F. SANTIAGO, 1. Mai. Wenige Tage nach Verabschiedung des Wirtschafts- und Stabilitätsprogramms in Madrid hat die deutsche Bundesregierung die spanischen Reformanstrengungen ausdrücklich gewürdigt. Nach Gesprächen mit Mitgliedern der spanischen Regierung in Santiago de Compostela sagte Finanzminister Wolfgang Schäuble, die Maßnahmen der Regierung Rajoy seien sehr eindrucksvoll. Er fügte hinzu: „Wir haben volles Vertrauen in die Maßnahmen, die Spanien ergriffen hat.“ Das Land sei jetzt auf dem richtigen Weg der Haushaltskonsolidierung, die Voraussetzung sei für nachhaltiges Wachstum und für die Schaffung neuer Arbeitsplätze.

Erst am Freitag war gemeldet worden, dass 5,6 Millionen Spanier arbeitslos sind. Wirtschaftsminister Luis de Guindos verteidigte die Politik der Regierung. Die Rückführung des „unhaltbaren“ Haushaltsdefizits von mehr als acht Prozent sei unabdingbar und überdies vereinbar mit einer Stärkung der Wachstumskräfte. Schäuble, der auch die Reformpolitik der portugiesischen Regierung lobte, sagte, alle Länder in Europa seien jetzt auf dem richtigen Weg; die notwendigen Entscheidungen seien getroffen.

Die konservative Regierung Rajoy, die erst wenige Monate im Amt ist, hat ein Seminar der Konrad-Adenauer-Stiftung in Santiago genutzt, um ihr Reformprogramm zu erläutern und zu bekunden, dass es ihr ernst mit der konsequenten Verwirklichung damit sei. Neben führenden Abgeordneten sandte sie drei Mitglieder, die insbesondere um das Vertrauen der deutschen Partner darin werben sollte, dass die eingeschlagene Kurs trotz Widerstands im Land beibehalten werde. Die Vizepräsidentin der Regierung, Soraya Saenz de Santamaría, sagte, die Krise in Spanien sei tiefer als die in anderen Ländern der Eurozone. Das Land müsse sich „erneuern und neu erfinden“. Diesem Zweck diene die vielen Strukturereformen, die, wie die Reform des Arbeitsmarktes, unerlässlich seien. Sie versprach, die Wachstumsharrieren, „die uns in die Krise gerissen haben“, entschlossen abzubauen. Wirtschaftsminister de Guindos kündigte schon für dieses und das nächste Jahr eine Besserung der wirtschaftlichen Lage an.

Foto dapd

MÖLLN, 1. Mai
Auch Wahlkämpfe sind Moden unterworfen. Vor drei Jahren rollte der SPD-Spitzenkandidat in Schleswig-Holstein mit einem großen Bus auf den Bauhof, einen zentralen Platz in Mölln, der Stadt des TiEulenspiegels. In dem Bus, der kaum auf den Platz passte, saßen zwar nur wenige Leute, und der Spitzenkandidat selbst hatte noch sein eigenes Auto dabei, das aus alledem nichts. Die Zeiten waren so, auch wenn ein solcher großer Auftritt schon damals leicht antiquiert wirkte. Drei Jahre später kommt der SPD-Spitzenkandidat deutlich bescheidener auf den Platz, selbst von einigen seiner Genossen unter seinem großen schwarzen Hut auf der Glatze erst bemerkt, als er schon unter ihnen steht. Vor drei Jahren hieß der Spitzenkandidat Ralf Stegner, nun heißt er Torsten Albig.

Das Möllner Personal am SPD-Stand freilich ist immer noch fast dasselbe. Gut, der sozialdemokratische Bürgermeister hat inzwischen gewechselt, der Schüler von damals ist inzwischen Student, und Niels-Christian Weis, Ratsherr in Mölln, hat sich diesmal entschlossen, für den Landtag von Schleswig-Holstein zu kandidieren – auf Platz 58, einer muss schließlich der Letzte sein. Neu ist der Möllner Vorsitzende des Tierschutzbundes, der dem Spitzenkandidaten die Katzenkastration nahebringt. Aber sonst ist alles wie 2009, auch das Möllner Reiseprogramm für den Kandidaten. Extra für ihn wird für eine halbe Stunde ein Wahlkampfstand aufgebaut. Nach seinem Abschied sind die roten Sonnenschirme wieder rasch verschwunden.

Zweite Möllner Station ist wieder die „Internationale Begegnungsstätte Lohgerberei“. Sie entstand im Hinterteil jenes Hauses, das im November 1992 von Jugendlichen in Brand gesetzt wurde und in dem der türkische Bewohner starben. Bürgermeister Jan Wiegels klagt über „eine schreckliche Last“, welche die Stadt trage. Mark Sauer hingegen, der Vorsitzende des Vereins „Miteinander Leben“, der die Begegnungsstätte betreibt, äußert, dass „das Thema in den nachwachsenden Generationen verlorenzugehen droht“. Aber sein Verein werde, so erzählt er Albig in grober Ausführlichkeit bei Kaffee und Kuchen, die Erinnerung hochhalten und das deutsch-türkische Miteinander pflegen. In diesem Jahr mit einem bunten Programm „Der TiEck heilt mit dem Nasreddin“. Bürgermeister Wiegels ist schon froh, wenn die Leute beim Stichwort Mölln erst einmal an Eulenspiegel denken und an die hübsche Plastik in der Stadt, nicht an die Brandanschläge. 2009 wie 2012 ist der SPD-Spitzenkandidat gerührt von der Möllner Erinnerungskultur. Und damals wie heute fordert „Miteinander Leben“ vom künftigen Ministerpräsidenten schließlich staatliche Förderung durch eine hauptamtliche Stelle.

Stegner als Spitzenkandidat vor drei Jahren – auch da war es eine vorgezogene Wahl – mit der Attitüde des Parteivorsitzenden, der nun auch Ministerpräsident werden wollte und den auf seinem Weg niemand aufhält. Albig ist der Oberbürgermeister von Kiel, und seinen Landtagswahlkampf nennt er einen „Bürgermeister-

Der Konfliktvermeider

Torsten Albigs ganzer Wahlkampf in Schleswig-Holstein ist darauf ausgelegt, Ruhe zu bewahren – vor allem in der eigenen Partei. Denn in dieser lauert sein vielleicht größter Herausforderer: der Landesvorsitzende der SPD, auch bekannt als roter Rambo. Von Frank Pergande



Wahlkampf im Lieblingsland: Torsten Albig in Mölln

Foto Daniel Pilar

wahlkampf“. Stegner kam von oben, aus der Landespolitik. Albig kommt von unten, aus der Kommunalpolitik. Freilich sind seine bundespolitischen Erfahrungen nicht zu unterschätzen. Er war Sprecher bei den SPD-Finanzministern Hans Eichel und Peer Steinbrück. Vor allem zu Steinbrück entstand eine Art symbiotische Beziehung, sehr witzig, manchmal zynisch. Steinbrück ist Albig derzeit ein wichtiger Wahlhelfer. Dass die Sozialdemokraten im Norden nicht mehr mit Stegner als Spitzenkandidat antreten, hat mit zwei erstaunlichen Wahlsiegen Albigs zu tun. 2009 gewann er überraschend die Kieler Rathauswahl gegen die CDU-Amtsinnhaberin Angelika Volquart – und bekam so das Amt, von dem er zuvor gesagt hatte, es sei das Einzige, was ihn aus Berlin wieder nach Kiel zöge. Als kurze Zeit darauf das Schleswiger Verfassungsgericht vorgezogene Landtagswahlen anordnete, gewann Albig die parteiinterne Kür des Spitzenkandidaten. Das Ergebnis für den 48 Jahre alten Albig war so deutlich, dass die politische Karriere des Parteivorsitzenden Stegner beendet schien – nachdem er 2009 auch schon die Landtagswahl deutlich verloren hatte. Das politische Schleswig-Holstein hielt den Atem an, vor dem, was nun kommen sollte. Es passierte aber etwas Banales: Albig bot nur Stunden nach dem Parteischeid Stegner ein Bündnis an. Stegner blieb Parteivorsitzender mit der Auflage, Albig im Wahlkampf zu unterstützen.

Albigs Überlegung dabei war schlicht: Stegner hatte den Parteiapparat hinter sich, ohne den keine Wahl zu gewinnen ist. Das Misstrauen zwischen den beiden war nun aber geblieben. Wie anders auch, Albig hatte schließlich, von einflussreichen Genossen dazu ermuntert, kandidiert, um Stegner zu verhindern. Der so intelligente wie ruppige Stegner, der „rote Rambo“, spaltete die Partei. Stegner steht links, er hat das, was man ein klares Profil nennt. Man mag das oder mag es nicht. Albig zweifelte zunächst, ob er gegen Stegner kandidieren sollte, war er doch eben erst Oberbürgermeister geworden. Er sagte dann aber doch zu. Heute beklagt er, dass mancher, der ihm zur Kandidatur geraten hatte, nicht mehr viel von sich hören lasse. Albigs Misstrauen war so groß, dass er sich einen eigenen Wahlkampfleiter bestellte – Thiemo Luelle, mit dem er schon den Kieler Rathauswahlkampf gewonnen hatte. Inzwischen haben die beiden festgestellt, dass auch der Parteiapparat aus Stegner-Fans wie Stegner-Zweiflern besteht, in jedem Fall aber im Wahlkampf mitzieht. Das Erstaunlichste an Albigs Wahlkampf ist denn auch, dass Stegner die große Bühne bleibt, während der Kandidat durch das Land reist, um sich bekannt zu machen.

In dieser ungewöhnlichen Arbeitsteilung ist es, jedenfalls öffentlich, noch zu keinem Konflikt gekommen. „Das ist Albigs Meisterstück“, sagt Luelle. Albig meidet den Konflikt beinahe um jeden Preis. Er weiß, er kann nur gewinnen, wenn die Partei ruhig bleibt. Ruhe bewahren – darauf ist sein ganzer Wahlkampf angelegt. Dabei hat er gleich mehrere Erfahrungen aus seinem Oberbürgermeister-Wahlkampf für den Landtagswahlkampf berücksichtigt. Sein Ziel ist ein rot-grünes Bündnis, zu dem auch der Südschleswigsche

Wählerverband stößt, denn Rot-Grün allein wird wohl keine Mehrheit erlangen. Genau wie im Kielitz. Freilich: Albig hat für die heiße Wahlkampfsphase seinen Jahresurlaub genommen, genau wie damals, als Frau Volquart weiter ihren Amtesgeschäften nachging und am Ende verlor. Auch der aktuelle CDU-Spitzenkandidat Jost de Jager muss sich weiter um sein Amt als Wirtschafts- und Wissenschaftsminister in der schwarz-gelben Landesregierung kümmern, während Albig durch das Land reist. Und Albig hat in gewisser Weise die Wahlkampfe von damals übernommen. „Mein Lieblingsland“ heißt der SPD-Slogan, präsentiert in Herzform und natürlich in den Landesfarben. Albigs süßestes Wahlkampfmittel: Schokoladen-Liebingsland-Herzen. Eine Tonne wurde geordert.

Er werde ein „extrem sparsamer Ministerpräsident“ sein, sagt Albig in der alten Lohgerberei von Mölln. Aber er kenne auch den Unterschied zwischen Sparsamkeit und Dummheit – „im Gegensatz zu den anderen“. Gerade bei solchem ehrenamtlichen Engagement wie in Mölln könne finanzielle Hilfe preiswerter sein als später die Kosten des gesellschaftlichen Reparaturbetriebs. Am Abend desselben Tages in Rethelburg, wo ein voller Saal auf den künftigen Ministerpräsidenten wartet, erzählt er von zehn alleinerziehenden Müttern aus Kiel, denen er mit Sonderförderung zum Hauptschulabschluss verholten habe. „Wie stolz das die Frauen gemacht hat. Die können jetzt auch ihren Kindern sagen, wie wichtig Bildung ist.“ Die Zuhörer sind ergriffen von der Kieler Geschichte. CDU und FDP seit 2009 in der Kieler Regierung – haben ausgerechnet, dass Albigs sozial- und bildungspolitischen Wahlgeschenke mehrere hundert Millionen Euro betrügen. Die Grünen, der gewünschte Koalitionspartner, erklärten bereits, in Verhandlungen auf Haushalts-

Morgen auf der Seite Staat und Recht
Natur und Politik: Der Mensch ist auch für Katastrophen verantwortlich. Das private Bewusstsein einer Vorsorge ist in Deutschland das Versärs.

disziplin zu pochen. Albigs Wahlkampf der ruhigen Hand bringt der SPD in den Umfragen 30 Prozent ein. Sie steht gleich auf mit der CDU. Wochenlang sah es so aus, als habe sich Schleswig-Holstein auf Rot-Grün einzustellen. Seit der Wahl im Saarland hat es aber die Piratenpartei in den Umfragen auf zwiebeltige Werte gebracht. Kommt es tatsächlich, so wären SPD und CDU in Kiel zur neuen Koalition gezwungen. „Piratenstrisiko“ nennt Albig das. 2009 war der erste Versuch einer großen Koalition gescheitert, vor allem an der Unverträglichkeit des Spitzenpersonals. Die beiden Kandidaten diesmal, ähnlich vom Alter, vom Naturell, der Herkunft und dem Bekanntheitsgrad im Land, dürften keine großen Probleme miteinander haben. Ein müsste man sich schon fragen: Was wird eigentlich aus Ralf Stegner?

Unheilvolle Morgendämmerung

In Griechenland steht die rechtsextreme Partei Chrysi Avgi vor dem Einzug ins Parlament / Von Michael Martens

ATHEN, 1. Mai. Vor 16 Monaten versprach Nikolaos Michaloliakos seinen Anhängern, die Stunde der nationalen Revolution sei nahe. Bei der griechischen Parlamentswahl an diesem Sonntag soll sie nun noch ein wenig näher rücken. Unter dem Motto „Die erste Wahl nach der Sprung über die Dreizehnstürme“ gelingen wird. Stark ist sie vor allem im Großraum Athen, in dem mehr als ein Drittel der Wahlberechtigten des Landes leben. In den zu Slums verwandelten Gegenden am nördlichen und westlichen Rand der Innenstadt erhält die Chrysi Avgi bis zu 20 Prozent Zustimmung – was in etwa dem Ergebnis der Wahl nach der Sprung über die Dreizehnstürme entspricht. Der Aufstieg der Rechtsradikalen wurde möglich, weil die etablierten Parteien soziale Fehlentwicklungen über Jahre ignorierten, der Verwundung ganzer Stadtteile in Gettos tatenlos zusahen.

Doch selbst in bessergestellten Regionen erhält die Chrysi Avgi seit einigen Wochen wachsenden Zuspruch. In ihren ersten politischen Erfolg feierte die Partei bei den Kommunalwahlen im November 2010, als Michaloliakos mit 5,3 Prozent der Stimmen der Einzug in den Athener Stadtrat gelang. Bei Stadtratssitzungen sorgte der Parteichef mehrfach für einen Eklat, indem er den Arm zum Hitlergruß erhob. In einem Klima allgemeiner Politik- und Parteienverdrossenheit setzt die Partei auf eine ostentativ zur Schau getragene Politikturne. Man legt Wert darauf, eine „Bewegung“ zu sein, nicht eine Partei. Für die griechischen Rechtsradikalen kandidieren Bäcker, Lastwagenfahrer und Straßenfeger. Ihr unbeholfenes, wenig redigiertes Auftreten ist Programm – es soll die Volksevidenz demonstrieren. Michaloliakos und die anderen Führer der Bewegung pflegen eine strenge Medienabstinenz, sie geben keine Interviews. Michaloliakos tritt auch nicht in Debattensendungen auf, denn das könnte als Nähe

„zum System“ ausgelegt werden, also Stimmen kosten. Während Michaloliakos wenigstens dem Namen nach bekannt ist (laut Athener Medienberichten war er Offizier in der griechischen Armee), weiß man über andere Führer der Goldenen Morgendämmerung fast nichts.

Dafür ist das Parteiprogramm inzwischen umso bekannter. Kern ist das Versprechen, alle Ausländer aus dem Land zu jagen, vor allem Muslime. Zunächst sollen die illegal Eingewanderten verhaftet und abgeschoben werden, danach die bereits zu griechischen Staatsbürgern gewordenen Einwanderer der neunziger Jahre, mehrheitlich Albaner. In einem von der Chrysi Avgi registrierten Griechenland würden straffällig gewordene Ausländer als Vorstufe zur Ausweisung grundsätzlich in Arbeitslager eingewiesen, wo sie sich das Geld für die Rückreise zu verdienen hätten. Alle unerwünschten Ausländer müssen das Land „auf gute oder schlechte Weise“ verlassen, drohte ein Kanakot der Partei im Wahlkampf. Wer an die Hetzjagen in der Athener Innenstadt denkt, die Chrysi-Avgi-Mitglieder auf Afrikaner und Südasiaten veranstalten, kann sich vorstellen, was mit der „schlechten Art“ gemeint sein könnte.

Damit neue Unerwünschte gar nicht erst ins Land gelangen, verspricht die Partei außerdem, Griechenlands Landgrenze zur Türkei in Westthrakien, das europäische Haupteinfallstor für Flüchtlinge aus Asien und Afrika, zu verminen und von Sondereinheiten der Armee mit Schießbefehl sichern zu lassen. Das Ottawa-Abkommen von 1997 über das Verbot von Landminen werde man kündigen. Griechische Politiker der alten Elite sollen zu dem vor Sondertribunalen des Landesverrats angeklagt und unter Einziehung ihres Vermögens ins Gefängnis gebracht werden. Als Vorbilder für den Umgang mit politischen Gegnern preist die Chrysi Avgi den Athener Diktator der dreißiger Jahre, Ioannis Metaxas, sowie die Militärdiktatur, die von 1967 bis 1974 das Land beherrschte. Nikolaos Michaloliakos, der sich als Nationalist bezeichnet, würtzt seine Aussagen zwar auch mit dem üblichen Schuss Antisemitismus und Holocaustleugnung, doch ist Judenhass für die Chrysi Avgi nur eine Randbeschäftigung. Ihn ren großen Auftritt hat die Partei an hohen islamischen Feiertagen, wenn die Muslime Athens sich auf den Straßen der Hauptstadt zum Gebet sammeln. Größende junge „Aktivisten“ stören dann mit lau-

ter Musik die Andacht und beweren die Betenden mit Eiern.

Vom Erfolg der Chrysi Avgi getrieben, haben auch die beiden Regierungsparteien ihre Rhetorik verschärft. Griechenlands Bürgerschutzminister Chrysoschidis von der Panhellenischen Sozialistischen Bewegung (Pasek) lässt als Teil seines Wahlkampfs Razzien in den Ausländervierteln Athens abhalten. Außerdem ordnet er die Errichtung von 30 Auffanglagern für illegale Einwanderer an. Bis 2014 sollen unter anderem aufgegebenen Kasernen der griechischen Armee umgerüstet werden, um bis zu 30 000 Unerwünschten darin einzusperren. Ein erstes Musterlager für 1200 Insassen wurde am vergangenen Sonntag eröffnet. Das Wahlkampfgeschenke brachte der Regierungspartei allerdings den Zorn von Lokalpolitikern ein, denen ihre Wähler im Nacken sitzen. Die begrüßen zwar die Errichtung von Abschiebelagern, aber nicht ausgerechnet in ihrer Region. Beliebter ist die Idee der Rechtsradikalen, die Lager auf verlassenen Mittelmeerinseln zu errichten.

Doch der Erfolg der Chrysi Avgi beruht keineswegs allein auf anschwellendem Nationalismus. Ihren Aufstieg verdankt die Partei vor allem dem Einbruch der bis-

her im Parlament vertretenen rechtspopulistischen „Orthodoxen Volksbewegung“ (Laos). Die Laos wird von den Wählern bevorzugt, weil die Partei sich Ende 2011 kurzzeitig an der Koalitionsregierung von Ministerpräsident Lukas Papademos beteiligte. Seither laufen die Wähler in Scharen davon und enden bei der Chrysi Avgi, die noch im November vergangenen Jahres, als die Regierung Papademos gebildet wurde, in Umfragen nur ein Prozent Zustimmung erhielt.

Die Partei übt sich seither jedoch äußerst erfolgreich im volkskischen Klinkenputzen. Statt in den Massenmedien zeigt die Chrysi Avgi Präsenz in den schwierigen Stadtteilen Athens. Ihre Aktivitäten verteilen dort Nahrungsmittelpakete an (griechische) Rentner und bedürftige Familien. Die Chrysi Avgi tritt damit äußerst werbewirksam an die Stelle des ausgefallenen Sozialstaates. Unter der Losung „Damit Athen wieder griechisch wird“ werben die Extremisten zudem für die Aufstellung von „Griechenposten“. In denen die Polizei nicht mehr betreten werden, sollen Freikörper für Recht und Ordnung sorgen – oder für das, was man bei der Chrysi Avgi hält. Es sind Gegenden wie die Umgebung der Sokratesstraße hinter dem Omnia-Platz. Noch vor 15 Jahren war dies ein Mittelklasseviertel, doch das ist kaum noch zu erkennen. In den Mietskasernen teilen sich jetzt Dutzende illegale Einwanderer wenige Räume, die sanitären Verhältnisse sind katastrophal, selten gewordene Krankheiten wie die Krätze häufig. Manche Straßen werden von Südasien dominiert, in anderen haben Somali und andere Afrikaner das Sagen.

Die meisten kamen über die Türkei, die die Bürger zahlreicher afrikanischer und asiatischer Staaten visumfrei ins Land lässt, ihre Westgrenze zu Griechenland jedoch absichtlich nur nachlässig kontrolliert. Ankara nutzt das als Druckmittel im Streit mit der EU um die Aufhebung der Visumpflicht für türkische Staatsbürger. Zeitweilig überschreiten bis zu 250 Flüchtlinge täglich die türkisch-griechische Grenze bei Edirne. Nach Statistiken der europäischen Grenzschutzagentur Frontex reisten allein von Januar bis Oktober 2010 etwa 75 000 Personen illegal nach Griechenland ein. Manche zogen weiter in die nördlichen EU-Staaten, andere blie-

ben in Griechenland. Die Auswirkungen sind auf den Straßen Athens zu besichtigen. Gut zehn Prozent der elf Millionen Einwohner Griechenlands sind inzwischen ausländischer Herkunft. Obwohl die griechische Landesregierung auf die illegale Arbeitskraft angewiesen ist, tun sich viele Griechen immer noch schwer mit dem Gedanken, dass auch ihr Land von ethnischer und religiöser Vielfalt geprägt ist und bleiben wird.

In Gegenden wie der Sokratesstraße übertreibt sich die neue Vielfalt ohnehin nur als Pluralismus des Verfalls. Die Kriminalitätsrate ist hoch, heroinsüchtige Prostituierte setzen sich ihren Schuss und warten dann in zombieförmigen Zustand auf Freier. Exterritoriale Zonen sind entstanden, in denen der ohnehin schwache griechische Staat nicht präsent ist. Menschenrechtler verdächtigen die griechische Polizei, Prostitution und Rauschgifthandel gegen Gewinnbeteiligung zu dulden. In mehr als einem Fall konnten sie belegen, dass die Polizei wegschaute, wenn Sturmtrupps der Chrysi Avgi auf Ausländerjagd gingen. Allein in den vergangenen drei Monaten des vergangenen Jahres dokumentierten Menschenrechtler 63 gewalttätige Übergriffe auf Ausländer in Athen. Einen Höhepunkt erreichte die Gewalt, nachdem im Mai 2011 ein Grieche in der Nähe der Sokratesstraße von Ausländern ausraubt und getötet wurde. Chrysi-Avgi-Anhänger zogen daraufhin tagelang in einem Raketenfeldzug durch das Stadtviertel. Ein 21 Jahre alter Mann aus Bangladesch wurde getötet.

Zum Teil mischen sogar Albaner bei der Gewalt gegen Ausländer mit. Die Albaner sind die mit Abstand größte, aber auch die älteste und am besten integrierte Einwanderergruppe des Landes. Noch in den neunziger Jahren standen sie selbst am Ende der sozialen Leiter, doch die Griechen haben sich zumindest einiges auf die Seite der Täter geschlagen. Bekanntestes Beispiel ist der Mord an einem pakistanischen Pizzaboten, der durch eine fingierte Bestellung zum Tatort gelockt wurde. Als Täter wurden ein junger Grieche und seine zwei albanischen Komplizen verdächtigt. Die Ausländer gegen Griechenland endlich verlassen, schimpfen Albaner, wenn man sie zu ihrer Meinung über die illegalen Einwanderer aus Somalia und Bangladesch befragt.



„Damit Griechenland wieder griechisch wird“: Ein Büro der rechtsextremen Partei „Goldene Morgendämmerung“

Foto dapl

Ausland in Kürze

Obama und Noda warnen Nordkorea – Präsident Barack Obama und der japanische Ministerpräsident Yoshihiko Noda haben das Regime in Nordkorea vor weiteren Provokationen gewarnt. Bei einem offiziellen Treffen mit Noda im Weißen Haus in Washington sagte Obama am Montag, er habe sein sechsjähriges Amt im Januar 2009 deswegen zu verstehen gegeben, dass sich „das alte Muster“, Aufmerksamkeits zu erregen und Zugeständnisse der Staatengemeinschaft zu erpressen, erledigt habe. „Je mehr sie provozieren, desto schärfer werden sie isoliert“, sagte Obama. Noda äußerte die Erwartung, dass das kommunistische Regime Nordkoreas in Kürze einen neuen Atomtest vornehmen werde. Die Visite Nodas war der erste Arbeitsbesuch eines japanischen Ministerpräsidenten in Washington, seit die Demokratische Partei in Japan 2009 die Macht errungen hatte. (rüb.)

„Murdoch's Firma hat getäuscht“ – Der Kulturaußenminister des britischen Unterhauses hat am Ende seiner Unterbrechung der illegalen Abhörpraktiken mehrerer Zeitungen des Murdoch-Konzerns dem Unternehmen vorgeworfen, es habe das Ausmaß des Skandals verschleierte und die Abgeordneten getäuscht. Die betreffenden Zeitungen, vor allem die inzwischen eingestellte Sunday Express, „News of the World“, hatten über einen Privatdetektiv die Zugangsdaten von Mobiltelefon-Speichern bekannter Persönlichkeiten ermittelt und die gespielten Nachrichten abgelauscht. Die Eigentümer Rupert und James Murdoch hätten die illegalen Praktiken „mutwillig ignoriert“. In seinem Abschlussbericht stellte der Ausschuss mit der Mehrheit der Abgeordneten der Labour Party und der Liberaldemokraten überdies fest, Rupert Murdoch sei als Kaufmann nicht geeignet, einen Medienkonzern zu führen. Dieses Urteil, dem sich die vier Abgeordneten der Konservativen ausdrücklich nicht anschließen, kann Konsequenzen für Murdochs Fernsehbetriebe in Großbritannien haben. (Lt.) (Kommentar Seite 8.)

Unterstützung für Abul Futh – Die Chancen des ägyptischen Präsidentschaftskandidaten Abd al Munim Abul Futh haben sich in den vergangenen Tagen vergrößert. Für ihn sprachen sich die islamistischen Salafisten und der bekannte säkulare Aktivist Wael Ghoneim aus. Der gemäßigte Islamist Abul Futh war der Führer des Reformflügels der Muslimbrüder und wurde aus der Bewegung ausgeschlossen, nachdem er seine Kandidatur für das Amt des Staatspräsidenten bekanntgegeben hatte. Die in der Hochburg der Eliten (Licht) organisierten erzkonservativen Salafisten seien davon überzeugt, dass unter den drei islamistischen Kandidaten Abul Futh die besten Siegchancen gegen den säkularen Kandidaten Amr Mosa habe, sagte ihr Sprecher Wael Ghoneim, einer der wichtigsten Organisatoren der Proteste. Die Sturz des ägyptischen Machthabers Husni Mubarak geführt hätte, sagte Abul Futh wäre „ein Präsident für alle Ägypter“, da er nicht spalte, sondern die Ägypter eine. Abul Futh könne die Gräben in der ägyptischen Gesellschaft überwinden und einen neuen Konsens herbeiführen. (Her.)

Netanjahu trauert um seinen Vater – In Israel sind Gedenktage über die vergangenen Parlamentswahlen zu einem Stillstand gekommen, nachdem in der Nacht zu Montag, der Vater von Ministerpräsident Netanjahu im Alter von 102 Jahren gestorben ist. Für den Regierungschef war der in Warschau geborene Benzion Netanjahu, der den rechten Zionisten Zeev Jabotinsky nahestand, ein einflussreicher Ratgeber. In Jerusalem wurde erwartet, dass Netanjahu nach dem Ende der ewigwährenden Trauerzeit versuchen könnte, die Knessetwahlen um ein Jahr auf den Herbst 2012 vorzuziehen. Unterdessen liegt die frühere Außenministerin Zippi Livni am Dienstag ihr Paragrafenverfahren. Sie war vor wenigen Wochen als Vorsitzende der Kadima-Partei abgewählt worden. (Hcr.)

Polizei: Ghanem ertrunken – Der bei Wien tot in der Donau aufgefundenen frühere libysche Ministerpräsident und Ölmilliardär Schukri Ghanem ist nach Darlegung der österreichischen Polizei ertrunken. Eine Autopsie der Leiche des 69 Jahre alten Ghanem habe keine Hinweise auf Anwendung äußerer Gewalt ergeben, sagte ein Polizeisprecher am Montag. Es gebe keine Hinweise darauf, dass Ghanem bedroht worden wäre. Ghanem diene unter dem getöteten libyschen Machthaber Muammar al Qaddafi bis zum Juni 2011; zuletzt als Ölmilliardär, zuvor war er von 2003 bis 2006 Ministerpräsident. Er hatte sich während des Aufstands gegen Gaddafi von dessen Regime losgesagt. (dpa)

Santos: Journalist in Gewalt der Farc – Der kolumbianische Präsident Juan Manuel Santos hat bestätigt, dass „deutliche Hinweise“ dafür sprechen, dass sich der verschwundene französische Journalist Romeo Langlois in der Gewalt der Guerilla-Organisation „Revolutionäre Streitkräfte Kolumbiens“ (Farc) befinde. Vor wenigen Wochen erst hätten die Farc versprochen, keine Personen mehr zu entführen. Sie sollten nun Wort halten. Auch die französische Regierung forderte die Guerilla auf, ihr Versprechen einzuhalten und Langlois freizulassen. Der Journalist ist bei einem Farc-Angriff auf eine Militäreinheit, mit der er unterwegs war, offenbar verletzt worden. (oe.)

Die „Lady“ bewegt sich

Aung San Suu Kyi will nun doch ihren Parlamentsitz einnehmen. Das könnte den Reformprozess in Burma beleben. Belegung täte auch der geisterhaften Hauptstadt Naypidaw gut.

Von Till Fährnders

NAYPIDAW/SINGAPUR, 1. Mai. Zusehends mit bereit angestobenen politischen Wandel nimmt sich die burmesische Regierung weitere schwierige Aufgaben vor. Sie möchte mit Hilfe der Vereinten Nationen zum ersten Mal seit 31 Jahren eine Volkszählung abhalten. Darauf verständigte sie sich laut Agenturberichten beim Besuch des Generalsekretärs der Vereinten Nationen Ban Ki-moon im Regierungssitz Naypidaw, der dort als erster Ausländer eine Rede vor dem Parlament gehalten hatte. Man möchte der Regierung raten, zuallererst an diesem bizarren Ort selbst, der eine Art Wolkenkuckuckshaus des burmesischen Militäregimes ist, die Einwohner einmal genau nachzuzählen. In Naypidaw leben nach offiziellen Angaben eine Million Menschen, in Wirklichkeit sollen es aber nur etwa 100.000 sein. Kommt hat sich die frühere Militärregierung eine Geisterstadt geschaffen. Nur sehr wenige Autos bewegen sich über die bis zu 20-spurigen Straßen. In die Hotelanlagen und Supermärkte scheint sich kaum ein Gast oder Kunde zu verlaufen.

Ebenso prunkvoll wie isoliert wirkt auch der massive Präsidentenpalast, den sich der Vorgänger des jetzigen reformorientierten Staatschefs Thein Sein aufgebaut ließ. Wahrscheinlich tat er dies, um sich selbst ein Denkmal zu setzen, wird gemunkelt. Doch nun hat sein Nachfolger damit begonnen, das System umzukrempeln. Dafür wird er womöglich kräftig belohnt. Seine Regierungsmitglieder legen die Uniformen ab. Die Führung erlaubt freie Nachwahlen für die Parlamente. Nun winken das Ende der Isolation, internationale Aufmerksamkeit, großzügige Entwicklungshilfe und lukrative Wirtschaftsverträge. Viele hohe Besucher waren schon dort und es werden sicherlich noch viele folgen.

Am Montag hatte Thein Sein im Anschluss an Ban Ki-moon auch schon den deutschen Außenminister Guido Westerwelle besucht. Die sogenannte internationale Gemeinschaft, auf die sich Deutschland zählt, will den Präsidenten bei seinen Reformen unterstützen. Nebenbei möchte die deutsche Wirtschaft einen neuen Markt erschließen. Doch der Besuch beim Präsidenten schien für Westerwelle zu nächst ein Kontraprogramm zu dem Treffen mit der Ikone des friedlichen burmesischen Widerstands zu werden, der „Lady“ Aung San Suu Kyi. Schon am Sonn-

tag hatte sie den Minister in einem Zimmer ihrer verwunschen wirkenden Kolonialvilla empfangen, in der sie mehr als 15 Jahre lang eingesperrt gewesen war. Den Präsidenten Thein Sein traf Westerwelle dann einen Tag später und mehr als 300 Kilometer im Landesinneren in einer vor Gold strotzenden Empfangshalle des präsidialen Palastneubaus von Naypidaw.

Dem Umfeld entsprechend verlief das Gespräch zu Beginn fast nach Art einer Audienz. Jedoch kam der Präsident nach Austausch der Höflichkeiten offenbar schnell zur Sache, wie später aus der Delegation mitgeteilt wurde. Quasi als Gegenleistung für seine Reformen wünschte er sich Hilfe beim Aufbau der Infrastruktur, der Strom- und Wasserversorgung und des Bildungswesens. Das können die Deutschen, wie der Präsident weiß, und sie wollen wohl auch. Dem Vernehmen nach wird in Berlin schließlich fest daran geglaubt, dass Wirtschaftsentwicklung und



Internationale Gemeinschaft: Ban Ki-moon bei Aung San Suu Kyi

Photo Reuters

Verbesserung der Lebensumstände für die arme burmesische Bevölkerung die wichtigsten Voraussetzungen für den weiteren Verlauf des Reformprozesses schaffen würden. Der deutsche Außenminister machte aber auch klar, dass die Bundesrepublik die Freilassung der übrigen politischen Gefangenen in Burma erwartet.

Nicht nur Regierungsangehörige, sondern auch viele Oppositionelle sehen das Engagement der ausländischen Firmen geradezu herbei. Ausgerechnet die „Lady“ soll bisher jedoch eher skeptisch auf die Investitionsangebote aus dem Ausland reagiert haben. Menschen wie der erst kürzlich aus dem Gefängnis entlassene Ko Ko Gyi sind mit Prognosen über den weiteren Verlauf der Reformen darüber hinaus ebenfalls äußerst vorsichtig. Man solle nicht zu pessimistisch oder opti-

mistisch, sondern realistisch bleiben, sagte der Burmese am Dienstag dieser Zeitung vor seinem Gespräch mit dem deutschen Außenminister, an dem auch zwei andere Angehörige der Zivilgesellschaft teilgenommen hatten. In diesen Kreisen gibt es ebenso wie im Auswärtigen Amt Bedenken, dass es nicht nur im Militär, sondern auch in der Nomenklatur Burmas Kräfte gibt, die sich den Reformern noch in den Weg stellen könnten.

Dem Präsidenten Thein Sein persönlich wird im In- und Ausland derzeit dagegen viel Vertrauen entgegengebracht. So gar Aung San Suu Kyi folgt auf ihre Weise der „Politik der ausgestreckten Hand“ gegenüber den früheren Militärs, von der Außenminister Westerwelle in Burma sprach. So will die Parteiführerin der oppositionellen „Nationalen Liga für Demokratie“ (NLD) nun zusammen mit den anderen Abgeordneten ihren Boykott aufgeben und doch noch ihren Parlamentsitz



einnehmen. Aung San Suu Kyi hatte sich seit vergangener Woche geweigert, ihren in der Nachwahl vom 1. April errungenen Platz einzunehmen, weil sie nicht den bisherigen Eid auf die Verfassung sprechen wollte, die dem Militär ein Viertel der Sitze sichert. Ban Ki-moon lobte am Dienstag bei seinem Zusammenreffen mit ihr nun die Bereitschaft Aung San Suu Kyis, Kompromisse einzugehen. „Wir erfüllen die Wünsche des Volkes“, hatte Aung San Suu Kyi am Agenturangaben gesagt. Sie kündigte an, dass sie an diesem Mittwoch nun das erste Mal an einer Parlamentsitzung teilnehmen werde. Die Tagungen finden im Parlamentsgebäude statt, angeblich einem der größten Prachtbauten in der Geisterstadt Naypidaw. In das Gebäude soll nun schon ein bisschen mehr Leben eingekehrt sein.

Sprengstoffanschläge in Syrien nehmen zu

Explosionen in Idlib / „Opposition unschuldig“ / Dutzende Tote bei neuer Gewalt

Her. ABU DHABI, 1. Mai. In Syrien nehmen die täglichen Gewalt der Anschläge der Sicherheitskräfte gegen Oppositionelle die neuen Anschläge zu. Am Dienstag sind allein in den frühen Morgenstunden trotz der Anwesenheit von UN-Beobachtern in der Region um Idlib abermals Dutzende Menschen getötet worden, berichteten die oppositionellen Lokalen Koordinierungskomitees. Aus dem ganzen Land, auch aus der Hauptstadt Damaskus, wurde neue Gewalt gemeldet. Am Montag waren bei Explosionen vor staatlichen Sicherheitseinrichtungen in Idlib mindestens 20 Menschen getötet und mehr als 100 verletzt worden. Kurz darauf zerstörte in Damaskus eine Mörsergranate einen Teil der Fassade der Zentralbank. Bis zum Dienstagabend bekanntete sich niemand zu den Anschlägen.

Zu dem Selbstmordanschlag, bei dem am vergangenen Freitag in Damaskus mindestens zehn Menschen getötet wurden, bekannte sich auf einer Internetseite, auf der Al-Qaida-Botschaften veröffentlicht werden, eine bisher nicht be-

kannte „Nusra-Front“ zum Schutz der Leutnants. Die Zahl der Selbstmordanschläge ist in Syrien seit Ende Dezember auf acht gestiegen. Davon ereigneten sich drei in den vergangenen Tagen – und damit um den ersten Jahrestag der Tötung von Al-Qaida-Führer Osama Bin Ladin. James Clapper, der Nationale Geheimdienstdirektor des amerikanischen Präsidenten Barack Obama, sagte, die jüngsten Anschläge trügen die Handschrift von Al-Qaida. Er vermutet, es seien aus dem Irak Mitglieder von Al-Qaida nach Syrien eingekickert.

Die oppositionelle Freie Syrische Armee wies jegliche Verantwortung zurück. Auf ihrer Facebook-Seite teilte Afif Sulaiman, einer ihrer Kommandeure, mit, dass sich die Deserteure wegen der Waffenspende vom 12. April verpflichtet fühlen und nichts mit den Anschlägen zu tun hätten. Der prominente Kommentator Rami Khouri, Direktor des Essam Fares Institutes in Beirut, schloss ebenfalls aus, dass die Opposition hinter den Anschlägen stecke. Nach seiner Darlegung hatten kleine

Gruppen von Al-Qaida seit Jahren in Syrien agiert, sie hätten aber unter der Kontrolle des Regimes gestanden. Sprecher der Opposition beschuldigten abermals das Regime, die Verbrechen selbst begangen und dann andere Gruppen dafür verantwortlich gemacht zu haben. Die Gegen von Idlib, in der sich die Anschläge ereignet hatten, sei eine Sicherheitszone und für Nichtmitglieder des Regimes nicht zugänglich, hieß es zur Begründung.

Nach den Anschlagsofferten waren UN-Beobachter in einem Hotel untergebracht, das nur leicht beschädigt wurde. Am Tag vor den Anschlägen hatte der Leiter der Beobachter, der norwegische General Robert Mood, bei seinem Diensteantritt in Damaskus gesagt, wieder zehn noch 30, 300 oder 1000 Beobachter könnten die Probleme Syriens lösen, solange es keinen Willen aller für eine friedliche Lösung gebe. In Hama berichteten Aktivisten, das Regime verhindere, dass die Bürger der Stadt mit den Beobachtern sprechen könnten.

Kritik an Bin-Ladin-Wahlkampf Obamas

Regierung will Schriftstücke des Qaida-Führers veröffentlichen / Drohnenangriffe verteidigt

rüb. WASHINGTON, 1. Mai. Der Jahrestag der Tötung Osama Bin Ladins an diesem Mittwoch wird in Washington von heftigem Streit begleitet. Ein jetzt von Barack Obama Wahlkampfstart veröffentlichte Video stellt den Präsidenten als entscheidenden Führer der Nation dar, der in einer schwierigen Situation eine mutige Entscheidung getroffen und vor Jahresfrist den Zugriff in der pakistanischen Garnisonsstadt Abbottabad befohlen habe. Die oppositionellen Republikaner wiesen die in dem Wahlkampfvideo angelegte Unterstellung als eines Präsidenten unwürdig zurück, wonach der republikanische Präsidentschaftskandidat Mitt Romney nicht zu solch einer Entscheidung in der Lage gewesen wäre. Sie warfen dem Präsidenten „exzessives Jubeln“ vor.

Romney hatte 2007 die Ansicht geäußert, es sei nicht sinnvoll, Himmel und Hölle in Bewegung zu setzen, um einer Person nachzujagen. Er ließ jetzt wissen, er, Romney, hätte „selbstverständlich“ auch die Tötung Bin Ladins angeordnet.

Selbst der weithin als einer der schwächsten Präsidenten betrachtete Jimmy Carter hätte in einer vergleichbaren Lage den Zugriff auf Bin Ladin befohlen, sagte Romney.

Derweil hoben das Weiße Haus und weitere Regierungsmitarbeiter hervor, dass das für die Anschläge vom 11. September 2001 verantwortliche Terrornetz Al-Qaida durch den Tod Bin Ladins deutlich geschwächt und kaum mehr zur Planung von großen Anschlägen auf amerikanischem Boden in der Lage sei. Obamas Antiterrorberater John Brennan sagte am Montag, aus den in Bin Ladins Haus in Abbottabad sichergestellten Dokumenten gehe hervor, dass der Al-Qaida-Chef kurz vor seinem Tod „ein Desaster nach dem anderen“ für das Terrornetz beklagt habe. Brennan sagte, Al-Qaida sei „nur noch ein Schatten seiner selbst“, habe „nur noch eine Handvoll fähiger Führer und Funktionäre“ und sei „angesichts des andauernden Verfolgungsdrucks auf dem Wege, zerschlagen zu werden“.

Chen Guangcheng will offenbar doch nach Amerika ausreisen

Diplomaten um Lösung bemüht / Der Besuch Clintons

P.K. PEKING, 1. Mai. Der chinesische Bürgerrechtler Chen Guangcheng, der nach Berichten seiner Unterstützer in der amerikanischen Botschaft in Peking Zuflucht gefunden hat, will nun doch einer Ausreise in die Vereinigten Staaten zustimmen. Die amerikanische religiöse Hilfsorganisation China Aid, die nach eigenen Angaben Chen Guangcheng bei der Flucht unterstützt hat und mit ihm in Kontakt ist, sagte am Dienstag der Nachrichtenagentur AFP, dass Chen ausreisen wolle, wenn seine Familie ihn begleiten kann. Demnach bemühen sich die diplomatische amerikanische und chinesische Diplomaten um eine Lösung des Falles. Am Donnerstag sollen in Peking amerikanisch-chinesische Regierungskonsultationen stattfinden, zu denen auch Außenministerin Clinton und Finanzminister Geithner erwartet werden. Der Fall Chen Guangcheng könnte zu einer Belastung dieser Gespräche werden. Die Flucht Chens in die amerikanische Botschaft in Peking ist offiziell noch nicht



Chen Guangcheng

bestätigt worden. Nach Angaben seiner Freunde war der blinde Bürgerrechtler am Freitag aus seinem Haus in dem Dorf Dongshigu in der Provinz Shandong geflohen, wo er ohne Gerichtsbeschluss seit September 2010 festgehalten wurde. Er sei 20 Stunden gelaufen, bis er von einer anderen Bürgerrechtlerin, die mittlerweile vermutlich festgenommen ist, im Auto nach Peking gebracht wurde. Chen Guangcheng hatte bislang gesagt, er wolle in China bleiben und wolle von der Regierung eine Zusage, dass er und seine Familie unbefolgt bleiben. Chen hatte sich als Rechtsbeistand für Frauen engagiert, die widerrechtlich zu Abtreibungen und Sterilisationen gezwungen worden waren.

London hält Olympia-Manöver ab

„Angemessen“ / Sorge über Raketenstellung auf Hochhaus

LT. LONDON, 1. Mai. In Großbritannien wird von diesem Mittwoch an in großen Manövern die Abwehr terroristischer Anschläge auf die Olympischen Spiele in London und Weymouth geübt. Zwei Schiffe der Königlichen Marine, Kampfflugzeuge, Hubschrauber und Schiffschützen, Flugsicherungs- und Soldaten, Polizisten und private Sicherheitskräfte sollen sich daran beteiligen. Die erste Phase der Übung findet vor dem Badoer an der englischen Südküste statt, wo im Sommer die Segelwettbewerbe ausgetragen werden sollen. Der Leitende Londoner Polizeibeamte Chris Allison, der die Sicherheit der Spiele in London koordiniert, stellte die Aktion am Dienstag als „angemessen und notwendige und vernünftige Sache“ vor.

Besorgt zeigte sich in den vergangenen Tagen vor allem die Bevölkerung im Osten von London, nachdem bekannt wurde, dass das Militär an sechs Orten rund um den Olympiapark Flugabwehrwaffen stationieren will. Als ein geeigneter Standort – zumindest für das bevor-

stehende Manöver – wurde das Dach eines Wohnhochhauses nördlich des Olympiastadions ausgewählt. Der zuständige General Sir Nick Parker suchte am Dienstag die Mieter mit dem Hinweis zu beruhigen, die Entscheidung für einen Einsatz der Raketen sei selbstverständlich der „allerhöchsten politischen Ebene vorbehalten“.

Parker führte aus, die Bedrohung der Spiele aus der Luft bestehe erstmals aus einem Szenario, wie es von den Angriffen auf das New Yorker World Trade Center her bekannt sei, zweitens müsse man sich aber auch gegen langsamere, niedrig fliegende bedrohliche Objekte schützen. Flugzeuge, die unautorisiert in den Luftraum über den Spielfeldern eindringen, sollten zuerst von Abfangjägern zum Abdrehen gezwungen werden. Auf die Frage, ob der Schrott abgefeuerter Raketenbeschüsse auf bewohntes Gebiet im Londoner Osten fallen könnte, äußerte Parker, er sei sich darüber im Klaren, dass dieser Fall eine „große Herausforderung“ darstelle.

Chávez-Auftritt in Caracas

„Rückzug aus Menschenrechtskommission“

oe. BUENOS AIRES, 1. Mai. Venezuelas Präsident Hugo Chávez hat angekündigt, sich selbst von der Interamerikanischen Kommission für Menschenrechte zurückziehen werde. Hinter der Kommission verberge sich ein „Mechanismus“, den die Vereinigten Staaten gegen Venezuela benutzt, sagte er in Caracas. Kürzlich hatte die Kommission auf die kritische Menschenrechtslage in Kuba, Venezuela, Honduras und Kolumbien hingewiesen. Chávez betrachtet dies als Einmischung. Venezuela müsse die volle nationale Unabhängigkeit erlangen, forderte er bei einem Auftritt im Regierungspalast. Bei der gleichen Gelegenheit verkündete Chávez zum 1. Mai ein neues Arbeitsgesetz, das eine Reduzierung der wöchentlichen Arbeitszeit von 44 auf 40 Stunden, höhere Abfindungszahlungen bei ungerechtfertigter Entlassung und großzügigere Freistellungsregelungen für Schwangeren vorsieht.

Die „Nationalversammlung“, das venezolanische Einkammerparlament, er-

mächtigte den Präsidenten unterdessen, auf unbestimmte Zeit in Kuba die Strahlentherapie wegen seiner Krebserkrankung fortzusetzen. Wie bei früheren Gelegenheiten hat Chávez die Amts-geschäfte für die Zeit seiner Abwesenheit nicht an seinen Stellvertreter Jaua übergeben. Bei seinem Auftritt kündigte Chávez, der sich nur vier Tage in Caracas aufgehalten hatte, seine sofortige Rückkehr nach Kuba an. Chávez zeigte auch jene Jesusfigur hervor, die er am 11. April 2002 bei sich getragen hatte, als er während eines Staatsstrechs für weniger als 48 Stunden aus dem Amt entwirrt worden war. „Ich bin sicher, dass unser Christus das Wunder wiederholen oder von neuem vollbringen wird“, sagte er seiner Rede, die über alle Fernseh- und Rundfunkstationen übertragen wurde.

Kritische Beobachter sehen in den jüngsten religiösen Anwandlungen von Chávez Anzeichen dafür, dass seine Erkrankung schlimmer ist, als von ihm und seiner Umgebung zugegeben wird.

Personalien

Klaus Lüderssen 80

Klaus Lüderssen ist so bedächtig wie durchdringend – und das nicht nur auf den Kerngebieten des Strafrechts wie des Strafprozessrechts, sondern auch auf Feldern, die andere nicht im Blick haben, so die Literatur und das Recht. Und die Wirtschaft. „Ökonomie versus Recht im Finanzmarkt“ heißt etwa ein Buch jüngerer Datums, das die Beiträge einer Veranstaltung des Juristen sammt 1971 wurde Lüderssen Professor in Frankfurt für Strafrecht ebenso wie für Rechtsphilosophie und Rechtssoziologie. Er befasste sich mit Korruption, Untreue, Subventionsbetrug oder auch der ökonomischen Analyse des Strafrechts. Der Vater, Forstmeister und Reserveoffizier, fiel, als der Sohn neun Jahre vor ihm. Lüderssen wuchs in Germersheim am Meißner und in Wernigerode im Harz auf. Seine Jugend und zwei Zugsystemen – er verließ die Ostzone 1949 – hat der Strafrechtler in einer Autobiographie beschrieben. Obwohl (oder weil) er genau an Recht und Gerechtigkeit interessiert war, konnte er sich auch den schönen Künsten so intensiv widmen. Lüderssen, der in den siebziger Jahren ein Betreuungsprojekt für Freigänger im Strafvollzug organisierte und zur Redaktion des „Strafverteidigers“ gehörte, hat sich auch vehement gegen den Ankauf von Steuerdaten durch den deutschen Staat gewandt. Nicht nur auf diesem Feld ist Lüderssen, der an diesem Mittwoch 80 Jahre alt wird, seiner selbst mehr als gewiss. (Mü.)

Tomás Borge gestorben

In der ersten sandinistischen Regierung des Präsidenten Ortega war Tomás Borge Martínez ein gefürchtetes Mitglied der „Junta des nationalen Wiederaufbaus“ in Nicaragua: Der Innenminister soll in ein Massaker an 37 politischen Gefangenen verwickelt gewesen sein. Borge bestritt dies stets, doch gestand er jüngst ein, als Minister „willkürlich“ gehandelt zu haben. Zusammen mit Borge verurteilte der Sandinistenführer wurde er 2006 von der Interamerikanischen Menschenrechtskommission des Völkermordes an Indioeigenschaften beschuldigt. Borge war als Mitglied der „Sandinistischen Befreiungsfront“ (FSLN) am Sturz des Somoza-Regimes 1979 maßgeblich beteiligt. Nach der Wahl Niederlage 1990 blieb er in der Führung der FSLN aktiv und gehörte eine Zeitlang dem Zentralamerikanischen Parlament sowie dem Kongress in Nicaragua an. Nach der Rückkehr der Sandinisten als die Macht im Jahr 2006 zum Borge als Botschafter nach Peru. Seine erste Ehefrau war im Juni 1979 ermordet worden. Aus der zweiten Ehe mit einer peruanischen Sängerin gingen drei Kinder hervor. Am Montag ist Borge im Alter von 81 Jahren in Managua gestorben. (oe.)



Tomás Borge

Bosco Ntaganda auf der Flucht

Mutmaßlicher Kriegsverbrecher in Kongo desertiert

tos. JOHANNESBURG, 1. Mai. In der ostkongolesischen Provinz Nordkivu sind abermals Tausende Menschen auf der Flucht vor neuen Kämpfen zwischen den regulären Streitkräften und einer Gruppe desertierter Soldaten, die dem ehemaligen kongolesischen General und mutmaßlichen Kriegsverbrecher Bosco Ntaganda unterstehen. Diese Deserteure, deren Zahl auf 400 bis 500 Mann geschätzt wird, haben inzwischen zwei Ortschaften nahe der Provinzhauptstadt Goma eingenommen, Mushake und Karuba. Nach Berichten aus der Region wurden bei den heftigen Gefechten auch schwere Waffen eingesetzt. Ein Sprecher der kongolesischen Armee kündigte für diesen Mittwoch eine Offensive auf die beiden Ortschaften an. Ntaganda fordert offenbar die Zurücknahme des gegen ihn vorliegenden Haftbefehls des Internationalen Strafgerichtshofs in Den Haag. Er wird wegen des Verdachts auf Kriegsverbrechen, Verbrechen gegen die Menschlichkeit und der Rekrutierung von Kindersoldaten gesucht.

Bosco Ntaganda ist ein Relikt des großen Krieges in Kongo, der mit dem Völkermord in Ruanda 1994 begann. Damals kämpfte der Tutsi Ntaganda, der mutmaßlich der kongolesischen Tutsi-Minderheit der Banyamulenge aus Uvira gehört, auf Seiten des heutigen ruandischen Präsidenten Paul Kagame gegen das für den Völkermord verantwortliche Hutu-Regime. Als die Hutu-Miliz Interahamwe sich nach Kongo absetzte und von Kagame dorthin verfolgt wurde, tauchte Ntaganda in Nordkivu auf. Nach dem Abzug der ruandischen Armee war

Ntaganda für die Rekrutierung von Rebellengruppen verantwortlich, die der ruandischen Regierung in Kigali wohlgesinnt waren. Ntaganda avancierte zum militärischen Kopf der „Forces Patriotiques pour la libération du Congo“ (FPLC), der Miliz von Thomas Lubanga, die in der Region Ituri für zahlreiche Massaker verantwortlich gemacht wird. Lubanga war unlängst vom Internationalen Strafgerichtshof für schuldig befunden worden, Kindersoldaten rekrutiert zu haben.

Später tauchte Ntaganda auf Seiten von Laurent Nkunda auf, ebenfalls ein Mulenge aus Uvira in Südkivu, der vorgab, gegen die Interahamwe-Nachfolgeorganisation

„Front démocratique pour la libération du Rwanda“ (FDLR) in Kongo vorzugehen, und der dabei ganze Dörfer ausrottete. In beiden Milizen, sowohl in der von Lubanga als auch in der von Nkunda, war der vermutlich 40 Jahre alte Ntaganda stets der „Mann Kigalis“ mit außergewöhnlich guten Kontakten zur ruandischen Generalität. Als sich die Regierungen in Kigali und Kinshasa im Jahr 2009 näherkamen, verließ Ntaganda den Milizenführer Nkunda zusammen mit seinen Kämpfern, um im Rang eines Generals in die kongolesische Armee übernommen zu werden. Die teilweise spektakulären Erfolge, die die kongolesische Armee in der Zeit danach gegen die FDLR erzielen konnte, sind vor allem ein Verdienst Ntagandas, der dank des ruandischen Militärgesamtdienstes über exzellente Informationen verfügte. Bei den militärischen Aktionen gegen die radikalen Hutu kam Ntaganda auch regelmäßig in Kontakt mit Offizieren der UN-Mission in Kongo, Monusco, was die Vereinten Nationen totzuschweigen versuchen. Das ging so weit, dass Ntaganda an der Planung gemeinsamer Militäraktionen teilnahm.

Anfang vergangenen Monats aber war Ntaganda aus seinem Haus in der Avenue des Tulipies in Goma, das buchstäblich nur einen Steinwurf von der ruandischen Grenze entfernt liegt, verschwunden. Angeblich stand seine Auslieferung nach Den Haag bevor, was der kongolesische Präsident Joseph Kabila zumindest öffentlich bestritt.



Bosco Ntaganda



Ein politisches Himmelfahrtskommando

In Mali soll ein renommierter Wissenschaftler das Land als Regierungschef aus der Krise führen. Doch die Junta ist auch für Raumfahrtstechniker Diarra unberechenbar.

Von Thomas Scheen

JOHANNESBURG, 1. Mai. Um seine neue Aufgabe ist Cheik Modibo Diarra, der Ministerpräsident der malischen Übergangsregierung, nicht zu beneiden. Er soll das Land wieder vereinen, dessen Norden von Tuareg-Rebellen und radikalen Islamisten besetzt ist, und er soll die Wiederherstellung der verfassungsmäßigen Ordnung garantieren, nachdem die Armee am 22. März Präsident Amadou Toumani Touré gestürzt hatte. Das ist umso schwieriger, weil das Verhalten etlicher der Beteiligten unberechenbar ist, wie die nächtlichen Schießereien in der Hauptstadt Bamako am Dienstag einmal mehr bewiesen haben.

Der Anlass war offenbar der Versuch der Putschisten, einen ranghohen Offizier festzunehmen, der Touré als persönlicher Generalstabschef gedient hatte. Die Präsidentengarde ging auf die Putschisten los, diese feuerten wiederum auf den Fernsehsender, ihre Kaserne wurde angegriffen, und erst als sich der Kampfplatz im Morgengrauen verflüchtigte, schien klar zu sein, dass die Putschisten die Oberhand behalten konnten. Ebendiese Putschisten um Hauptmann Amadou Sanogo hatten Touré wegen seiner „Unfähigkeit im Kampf gegen den islamischen Terror“ verjagt. Sie hatten dann angesichts des Vormarsches der Islamisten nur wenige Tage nach ihrem Putsch der Wiedereinsetzung einer zivilen Regierung zugestimmt. Nun wollen sie von den Forderungen der westafrikanischen Wirtschafts- und Währungsunion Ecowas nach Entsendung ausländischer Stabilisierungstruppen und Neuwahlen in spätestens zwölf Monaten nichts mehr wissen.

Inmitten dieses Durcheinanders soll Diarra als Ministerpräsident nun versuchen, die territoriale Integrität wiederherzustellen und das Land zurück zu demo-



Modibo Diarra



Beim Sender: Soldaten der Putschisten sichern eine Kreuzung in der Nähe der Rundfunkstation ORTM in Bamako.

Foto dapl

kratischen Geflohenheiten führen. Dabei ist er alles andere als ein erfahrener Politiker. Aber er kennt sich mit komplexen Gleichungen aus, was angesichts der verfahrenen politischen Lage in Mali durchaus von Vorteil sein kann. Der 60 Jahre alte Diarra ist Astrophysiker und als solcher ein Wissenschaftler von Welt. Diarra arbeitete viele Jahre lang für die amerikanische Raumfahrtbehörde Nasa und war an etlichen ihrer Weltraummissionen maßgeblich beteiligt, unter anderem an der „Mission Magellan“ zur Venus, der „Mission Odysseus“ zu den beiden Sonnenpolen, der „Mission Galileo“ zum Jupiter und der „Mission Pfadfinder“ zum Mars. Zudem ist Diarra Direktor des Nasa-Bildungsprogramms „Mars Exploration Program Education and Public Outreach“. Die Zeitschrift „Jeune Afrique“ zählt Modibo Diarra zu den hundert einflussreichsten afrikanischen Persönlichkeiten des 21. Jahrhunderts.

Die Karriere des Astrophysikers, der 1952 in Nioro in der Region von Kayes geboren wurde und einer adeligen Familie entstammt, begann auf dem „Lycee technique“ in der Hauptstadt Bamako, wo seine außergewöhnlichen mathematischen Fähigkeiten schnell Aufsehen erregten. Es folgte ein Studium der Mathematik an der „Université Pierre et Marie Curie“ in

Paris mit Abschlüssen in analytischer Mechanik und Physik. An der Howard-Universität in Washington studierte Diarra anschließend Raumfahrtstechnik und wurde nach seinem Abschluss 1987 dort als Assistenzprofessor übernommen. 1989 heuerte Diarra bei dem zur Nasa gehörenden Jet Propulsion Laboratory (JPL) an. Dort stieg er zum „interplanetaren Navigator“ auf, der den Kurs sowohl der Venussonde „Magellan“ als auch den der „Odysseus“-Sonden zu den beiden Sonnenpolen berechnete, bestimmte und verantwortete. 1998 wurde Cheik Modibo Diarra mit dem „African Lifetime Achievement Award“ ausgezeichnet, ein Preis, den im Jahr zuvor Nelson Mandela erhalten hatte.

Um die Jahrtausendwende aber wurde Diarra das Leben in Amerika, dessen Staatsbürgerschaft er neben der malischen hat, offenbar langweilig, und er kehrte nach Mali zurück. In seiner im Jahr 2000 erschienenen Biographie „Navigation Interplanétaire“ schreibt Diarra, ihn habe damals großes Heimweh geplagt und er habe sich verpflichtet gefühlt, etwas für das Land seiner Väter zu tun. Diarra stürzte sich in die Bewirtschaftung der Ländereien seiner Familie, führte neue Bewässerungs- und Erntetechniken ein. Nebenher gründete er in Bamako ein Forschungs-

stitut für Solartechnik. Gleichzeitig gehörte Diarra zu den Gründungsmitgliedern der ersten virtuellen Universität in Afrika in Kenia. Im Jahr 2006 trug Bill Gates ihm den Posten des Afrika-Chefs von Microsoft an, Diarra akzeptierte.

Dass der Vater von drei erwachsenen Kindern langfristige politische Karriere ansteuert, daraus hat Diarra nie einen Hehl gemacht. Die Feuertaufe sollte die ursprünglich für Ende April geplante Präsidentenwahl in Mali sein, für die er seine Kandidatur angekündigt hatte. Doch der Militärputsch vom März und der Krieg mit den Tuareg und den Islamisten im Norden Malis haben Cheik Modibo Diarra schneller in die politische Arena befördert, als ihm selbst lieb gewesen sein dürfte. Den Tuareg, die im Norden den „unabhängigen Staat Azawad“ ausgerufen haben, hat er im Gegensatz zu Präsident Dioncounda Traoré Verhandlungen angeboten, wengleich nicht mit dem Messer an der Kehle“. Vorerst aber dürften die eigene Armee und deren Gefallen an der Macht sein vordringliches Problem sein. Die Putschisten stellen drei Minister in Diarras neuem Kabinett und haben bereits angekündigt, sich von dem „Amerikaner“ nicht entmachten zu lassen. Die politische Karriere des Astrophysikers beginnt jedenfalls unter keinem guten Stern.

Wir trauern um unseren Freund David Weiss (1946-2012)

Wir werden ihn immer vermissen.

Doug Aitken, Björn Alferts, Darren Almond, Curtis Anderson, John Baldessari, Valentin Carron, Walter Dahn, Thomas Demand, Thea Djordjadze, Urs Fischer, Katharina Fritsch, Andreas Geger, Robert Gober, Nan Goldin, Douglas Gordon, Andreas Gursky, Lilian Haberer, Franziska von Hasselbach, Heide Häusler, Melanie Heit, Martin Honert, Gary Hume, Axel Kasseböhmer, Barbara Kruger, Pasquale Leccese, Brice Marden, Elisabeth Marks, Jeffrey Peabody, Nina Pohl, Richard Prince, Charles Ray, Ugo Rondinone, Adrian Rosenfeld, Thomas Scheibitz, Jan Schmidt-Garre, Jean-Frédéric Schnyder, Andreas Schulze, Cindy Sherman, Andrew Silewicz, Tobias Steinle, Jacqueline Tran, Rosemarie Trockel, Rebecca Warren, Terry Winters

Monika Sprüth
Philomene Magers
Friederike Schuler

Eva Presenhuber
Markus Rischgasser

Matthew Marks
Stephanie Dorsey

Wir haben einen bedeutenden Künstler verloren.
Sein feinsinniger Humor und sein großes Herz werden
in seinen Arbeiten weiterleben.

David Weiss

1946 – 2012

Ingvild und Stephan Goetz
und das gesamte Team von Ingvild Goetz

„I have
a dream.“

Martin Luther King schenkte
der Welt einen Traum. Auch
wenn Sie kein Friedensnobelpreisträger sind: Sie
können etwas Bleibendes
für die Nachwelt schaffen.
Mit einem Testament oder
einer Stiftung zugunsten
von UNICEF. Wir informieren
Sie gerne: UNICEF, Hön-
ninger Weg 104, 50969
Köln, Tel. 0221 / 93650-252.
www.unicef.de

Per aspera ad astra
„Dank all denen, die mir halfen und mich begleiteten im Leben“

Nach kurzer schwerer Krankheit entschlief unser geliebter

Walter Bettag

* 11. Juli 1916 † 27. April 2012

Er war ein aufrechter Christ und fürsorglicher Vater, dem seine
Familie über alles ging. Nach 70 gemeinsamen Jahren mit seiner
„Melein“ hat er uns nun verlassen.

Mechthild Bettag, geb. Grieshaber
Klaus, Birgit, Georg, und Christoph Bettag
mit ihren Familien

In tiefer Dankbarkeit feiern wir den Gedenkgottesdienst am Freitag, den 4. Mai 2012
um 18.00 Uhr in St. Michael / Burscheid.
Die Beisetzung findet im engsten Familienkreis statt.
Eventuelle Zuwendungen erbitten wir an das „Sozialwerk Aachener Christen“ AC-Sparkasse
BLZ 390 50000, Konto 22023006 unter Bezug „Walter Bettag“

Traueranzeigen und Nachrufe

Auskünfte und Beratung unter:
Telefon (069) 75 91-15 95 · Telefax (069) 75 91-80 89 23

Frankfurter Allgemeine
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

unicef
Gemeinsam für Kinder

Das Noma ist wieder das beste Restaurant der Welt

J.D. FRANKFURT, 1. Mai. Zum dritten Mal in Folge ist das „Noma“ in Kopenhagen vom britischen „Restaurant Magazine“ zum besten Restaurant der Welt ernannt worden. Chefkoch René Redzepi wurde am Montagabend in der Guildhall in London mit dem Titel geehrt. Es folgen die Brüder Roca vom „El Celler de Can Roca“ in Girona und Andoni Luis Aduriz vom „Mugaritz“ in San Sebastián. Die drei Köche werden der Avantgarde zugerechnet und gelten stilistisch als sehr einflussreich.

Deutschland ist mit zwei Köchen in den Top 50 vertreten. Bester Deutscher ist erstmals Sven Eivelfeld vom „Aqua“ in Wolfsburg, der auf Platz 22 vor Joachim Wissler vom „Yendôme“ in Bergisch Gladbach (23) liegt. Weitere Deutsche auf der Liste sind Thomas Bühner vom „La Vie“ in Osnabrück (Neuzugang auf Platz 72), Harald Wohlfahrt von der „Schwarzwaldstube“ in Baiersbrunn (85) und Hans Haas vom Münchner „Tanturris“ (86).

Das oft kritisierte Auswahlverfahren mit Gremien in allen Weltregionen fördert einerseits eine große Breite von Restaurants, andererseits Namen in häufig besuchten Metropolen. So stammen die 50 am besten platzierten Köche aus 21 Ländern, rund ein Viertel von ihnen aus London, New York und Paris. Die Länderwertung wird von den Vereinigten Staaten angeführt (15 Restaurants unter den Top 100), gefolgt von Frankreich (elf unter den Top 100).

Unter den ersten zehn befindet sich kein französisches Restaurant mehr. Die Aufmerksamkeit für Großküchen wie Alain Ducasse und die klassisch orientierten Köche lässt nach. Die aufblühende skandinavische Küche rund um René Redzepi ist gut vertreten, hat aber bisher noch nicht so große Auswirkungen wie vor Jahren die spanische Avantgarde. Die meisten der besten Köche kochen modern bis avantgardistisch. In den Top 100 verschieben sich die Gewichte langsam in Richtung Asien. Etwa jeder fünfte Koch stammt aus dem pazifischen Raum. Zu den Gewinnern gehört Heston Blumenthal, der seinen neuen Londoner Restaurant „Dinner“ gleich auf Platz neun gelangt ist und den Rückgang für sein Stammhaus „The Fat Duck“ (nur noch auf 13) verschmerzen wird.

Ebenfalls erfolgreich ist Heinz Reitbauer jr. von „Steirereck“ in Wien, der mit seiner feinsinnig-regionalen Avantgarde-Küche viel Furore machte. Nach der Saison 2011 hat er die Schweizer Daniel Humm, ein weiterer spektakulärer Aufsteiger, der im New Yorker „Eleven Madison Park“ kocht. Insgesamt wirken die Ergebnisse seriöser als in den letzten Jahren. Dennoch scheinen Plazierungen wie zum Beispiel Rang 15 für das Pariser Bistro „Le Chateaubriand“ eher dem Zeitgeist als der kulinarischen Qualität geschuldet.



In London: René Redzepi nach der Auszeichnung am Montagabend Foto AFP

Tödliche Familienbande

Fünf Geschwister sollen ihre Schwester getötet haben. Es ging um die Familienehre. Aber war es auch Mord? / Von Maximilian Weingartner

DETMOULD, 1. Mai. Die Bürgerin Ö. galt unter den Detmolder Familien als sehr gut integriert. Arzu Ö., die 18 Jahre alte Tochter, hatte sogar einen deutschen Freund. Das war aber offenbar schon zu viel. Am 1. November vergangenen Jahres verschwand sie spurlos aus Detmold. Nach in der Nacht der Tat wurde einer ihrer Brüder verhaftet. Vier weitere Geschwister wurden am nächsten Tag festgenommen. Der Verdacht lautete, dass fünf ihrer neun Geschwister Arzu Ö. entführt und getötet hatten. Hundertschaften durchkämmten die Wälder der Umgebung. Erst am 13. Januar wurde in der Nähe eines Golfplatzes in Schleswig-Holstein die Leiche gefunden. Nicht nur im beschaulichen Detmold sorgte die konzertierte Aktion der kurdischen Geschwister für Entsetzen.

Am Montag begann nun der Prozess gegen die Geschwister am Landgericht Detmold. Alle fünf sind der Geiselnahme mit Todesfolge angeklagt, drei von ihnen auch wegen Mordes. Zunächst sind bis zum 16. Mai vier weitere Verhandlungstage angesetzt, 30 Zeugen hat der Vorsitzende Richter geladen. Der Vater des Opfers ist nicht darunter. Er gilt zwar als Beschuldiger, das Ermittlungsverfahren gegen ihn wurde aber abgetrennt. Vor dem Gerichtsgebäude demonstrierten am Montag Vertreter von „Terre des Femmes“ und forderten, es dürfe keinen „Kulturbonus“ für „Ehrenmorde“ geben. Was für die engagierten Frauen schon klar zu sein scheint, wird sich im Prozess aber noch zu erweisen haben: War es tatsächlich ein kühler geplanter Ehrenmord oder eine Affekthandlung am Ende einer außer Kontrolle geratenen Nacht? Auch die Staatsanwaltschaft von einem „erzbezeugten“ Tatmotiv aus: Arzus jesischde Familie habe deren Liebesbeziehung zu einem deutschen Bäckergelesen aus religiösen Gründen nicht dulden wollen. Der Ungehorsam gegenüber der Familie sollte bestraft werden, sagte der Staatsanwalt. Er sprach von „archaischer Tradition“ und „vermeintlicher Familienehre“.

Der erste Tag des Prozesses, der um neun Uhr morgens begann und erst um 18 Uhr endete, verlief ruhig. Es gab keine besonderen Sicherheitsvorkehrungen im Gericht. Der Saal war voll mit Zuschauern und Pressevertretern, die vor allem auf die Aussage der angeklagten Schwester Sirin Ö. warteten, die als treibende Kraft gilt. Gleich zu Beginn ihrer Aussage sagte sie, dass sie ihre Schwester immer lieben werde. Dann brach sie in Tränen aus. Es war schwer zu beurteilen, ob die Trauer ehrlich gemeint war oder nur gespielt. Den ebenso herdsärmeligen wie charmannten Vorsitzenden Richter Michael Reineke, in Justizkreisen als „Sonnenkühn“ bekannt, beeindruckte das alles offenbar nicht. „Das Ganze ist keine Show here“, unterbrach er die stockenden Aussagen der Angeklagten schon nach den ersten Sätzen.

Dann berichtete Sirin Ö. zwei Stunden lang, wie es dazu kommen konnte, dass ihre Schwester getötet wurde. Arzu habe sich seit dem Frühjahr 2011 immer mehr von ihrer Familie entfernt. Im Spätsommer sei sie von der Familie verprügelt wor-

den und dann weggefahren. Arzu Ö. zeigte die Familie an, flüchtete in ein Frauenhaus und wollte ihren Namen ändern. Die Familie verstoß ihre Tochter. Sirin Ö. sagte, sie habe auch danach noch ihre verstorbene Schwester zurückhaken wollen. Am Tatabend des 31. Oktober habe sie ihrer jüngeren Schwester eigentlich nur „den Kopf waschen“ wollen, um sie zur Vernunft zu bringen. Doch dann sei alles anders gekommen. Zunächst wollte sie mit ihrer Schwester reden, die sich bei ihrem Freund aufhielt, dem Bäckergelesen Alexander K. Als niemand die Tür öffnete, habe sie ihre Brüder geholt. Nach einem kurzen Gespräch beschlossen man, Arzu Ö. gewaltsam aus der Wohnung zu holen und später zu ihrem Onkel nach Hamburg zu bringen. Der Vater jedoch nicht. Bei dem Weiterfahrt fielen bei einer Rast in einem Waldstück bei Lübeck plötzlich zwei Schüsse, sagte Sirin Ö. Ihr jüngerer Bruder Osman habe geschossen.

Als dieser entscheidende Satz fällt, entscheidet sich Richter Reineke dazu, nicht wie üblich an einem Prozessauftakt, zu warten, bis alle ankunftsintelligenz Angeklagten ihre vollständigen Einlassungen gemacht haben. Er befragt direkt den Beschuldigten. Diese Art der Befragung kann dabei helfen, mögliche Absprachen der Angeklagten zu entlarven. Sie birgt aber die Gefahr einer Revision, wenn sich die Angeklagten nicht ausreichend beachtet fühlen. Anders als seine Schwester beschränkte sich Osman Ö. bei seiner Aussage auf wenige Worte. Auch auf Nachfrage des Richters konnte er nicht deutlich

beere. Die Artenvielfalt ist groß. Ein Dauerkwald ist bei Neipperg und auch sonst ein Buchen-Mischwald. Weil es in ihm alte Bäume gibt, bevorzugen Grünspecht und Weißspecht diese Wälder, es finden sich auch seltene Insekten wie die spinnenartigen Pseudoskorpione. Die von den Naturschützern favorisierte Stillebung von Waldfächern halten die privaten Waldbesitzer größtenteils für unnötig. Sie glauben, mit Mischwäldern ihren Beitrag zum Erhalt des Ökosystems zu leisten.

Neipperg ist Forstwart und Winzer. Als solcher bekommt er seit zehn Jahren den Klimawandel zu spüren. Seine Gemarkungen liegen zwischen Kraichgau und Löwensteiner Bergen, ein paar Kilometer westlich von Heilbronn. In dieser Gegend fällt es den Winzern zunehmend leichter, gehaltvolle Rotweine zu keltern. Weil aber die kühlen Nächte im Sommer und Herbst fehlen, wird es schwieriger, fruchtige Weißweine zu produzieren. Seit 1987 ist die Durchschnittstemperatur um ein Grad auf 10,5 Grad gestiegen. Im Wald leiden darunter die Nadelbäume. Ihr Anteil am Baumbestand hat sich seit 1980 halbiert. Besonders empfindlich auf Trockenheit und Wärme reagieren die Fichten – in Deutschland werden sie sich nur noch in den Höhenlagen der Mittelgebirge halten. Kiefern dagegen vertragen die Trockenheit, reagieren aber empfindlich auf Temperaturerhöhungen.

Das größte Problem für die Forst- und Holzwirtschaft ist das Verschwinden der Fichten: Sie wurzeln flach, halten Stürme nur bedingt aus und reagieren sensibel auf Trockenheit und den durch den Klimawandel bedingten Temperaturanstieg. Trockene Fichten sind auch eine ideale Beute für den Borkenkäfer. „Auf diese Veränderungen müssen waldbauliche Antworten gefunden werden: Vielfalt statt Einfalt lautet die Maxime“, sagt Karl-Heinz Lieber, der Leiter des Heilbronner Forstamts.

In den Mischwäldern wird man in Zukunft also häufiger Douglasien und Weißtannen sehen. In 30 Jahren, so schätzen Forstwissenschaftler, dürfte der „Brotbaum“ Fichte aus dem deutschen Wald verschwunden sein. Beim Hausbau – für Verschalungen und Dachstühle – wird fast ausschließlich Fichtenholz verwendet. Schon heute muss Fichtenholz importiert werden. Der Klimawandel bedeutet also für Waldbesitzer und für Sägewerksbesitzer erhebliche Veränderungen. Das Holz der Douglasien und der Weißtanne hat andere Eigenschaften. Außerdem ist die Rinde der Weißtannen beim Reihwird sehr beliebt. Waldbesitzer und Jagdpächter müssen also mehr Wild schießen, wenn sie die Weißtannen vor Verbissschützen wollen. Das jedenfalls ist für Neipperg kein Problem. Als Jäger profitiert er vom Modellprojekt „Rehwildbewirtschaftung ohne Abschussplan“. Er kann so viel jagen, wie er möchte. Der Erbrgrat erzählt freimütig, dass er genug Kinder „mit einem lockeren Zeigefinger“ habe. Im Übrigen haben sich früher nur wenige an die Abschusspläne gehalten. Jäger und Waldbesitzer scherzen: „Leige, Meineid, Abschussplan“.

Erbrgrat von Neipperg verdient mit seinem Weinzeug ein Vielfaches von dem, was er im Wald erwirtschaftet. Wie groß der Ertrag pro Hektar Rebfläche ist, verschweigt er. Seine Vorfahren sollen den Lemberger, der in Österreich als „Blaufränkisch“ bekannt ist, nach Württemberg gebracht haben. Um auch mit dem Wald etwas mehr zu verdienen, hat der Graf 2005 dort einen „Friedwald“ eingerichtet. „Wir als Familie wollten nichts gegen das Fundament der Kirche tun, aber wir können gesellschaftliche Trends nicht umdrehen.“ Mittlerweile stellt die evangelische Kirche eine halbe Pfarrstelle zur Verfügung. Und noch einen Vorteil hat der Waldbesitzer für den Erbrgraten: Er kann, wenn er möchte, seine Barrique-Fässer aus eigenen Eichenstämmen herstellen.



Naturnah: Karl Eugen Erbrgrat zu Neipperg (links) führt Förster und Waldbesitzer des „Arbeitskreises Naturnaher Waldwirtschaft“ durch seinen Wald.

Foto Martin Bentele

Die letzten Jahrzehnte der Fichte

Private Waldbesitzer halten nichts vom Kahlschlag und sehen im Mischwald die Zukunft.

Von Rüdiger Soldt

SCHWAIßGERN, 1. Mai. Mit dem Juchtenkälter hatte Karl Eugen Erbrgrat zu Neipperg schon zu kämpfen, als der nur Biologen ein Begriff war. Dort, wo der Osmo-derma eremita vermutet wird, sind nämlich strengste Naturschutzauflagen vorgeschrieben. Nichts darf verändert werden. Das muss einem Privatwaldbesitzer, und einem mit adeliger Herkunft noch dazu, missfallen. Zumal in Zeiten, in denen die grün-rote Landesregierung im Schulterschluss mit den Naturschutzverbänden beschlossen hat, zehn Prozent der Staatswälder stillzulegen. Da keimt die Furcht vor Enteignung und staatlicher Bevormundung auf. Vor ein paar Tagen führte Neipperg, der 900 Hektar im Heilbronner Unterland bewirtschaftet, 600 Waldbesitzer und Forstleute aus ganz Europa durch seinen Buchen-Mischwald – um ihnen zu zeigen, wie man erfolgreich mit einem Dauerkwald im Gegensatz zum Altersklassenwald wirtschaftet.

Die Dauerkwälder sind ein Ergebnis wirtschaftlicher Not. Kleinwaldbesitzer verzichteten, weil ihnen das Geld fehlte, auf das Pflanzen neuer Schonungen und pflegten die bestehenden Wälder. Alles, was den Altersklassenwald auszeichnet (Kahlschlag, Pflanzung, Pflege, Baumfällchen), ist für Kleinwaldbesitzer ungeeignet. Sie müssen zu viel investieren und zu lange auf die Erträge warten. Beim Dauerkwald wird nie mehr Holz genutzt, als nachwachsen kann. Das betriebliche Risiko ist gering,

der ökologische Nutzen groß. „Ich sehe mich als Glied in einer Generationenfolge mit temporärer Verantwortung. Für mich ist der Wald ein wohlortiertes Warenhaus, in dem es auf die Qualität jedes Baumes ankommt“, sagt der Erbrgrat. Beim Altersklassenwald müsste der Eigentümer 60 Jahre auf die Erträge warten, er verdiene pro Jahr und Hektar etwa 200 Euro. Neippergs forstwirtschaftlicher Betrieb gilt als musterhaft. Deshalb hat ihn der „Arbeitskreis Naturnaher Waldwirtschaft“ (ANW) für die Exkursion ausgesucht. Franz-Josef Risse, der Landesvorsitzende des Arbeitskreises mit dem sperrigen Namen, der 1950 in Schwäbisch Hall gegründet wurde, will möglichst viele Privatwaldbesitzer vom Dauerkwald überzeugen. „In den vergangenen zwei Jahrzehnten hat man festgestellt, dass der naturnah bewirtschaftete Dauerkwald ökologische Vorteile hat“, sagt Risse. „Die Bäume werden dick, und es gibt auch keine Kahlschlagflächen.“

Die in der Arbeitsgemeinschaft organisierten Förster und Waldbesitzer wollen Wirtschaftlichkeit und Ökologie verbinden. Sie beanspruchen, schon „nachhaltig“ gewirtschaftet zu haben, als das Wort noch nicht in Mode war. 1713 beschrieb Hans Carl von Carlowitz mit seinem Buch über die „Naturmäßige Anweisung zur wilden Baum-Zucht“ zum ersten Mal, was es bedeutet, nachhaltig zu wirtschaften.

Baden-Württemberg ist nach Bayern das reichste Bundesland, 39 Prozent der Landesfläche sind bewaldet. 23 Prozent des Waldes gehören dem Land, 39 Prozent den Kommunen, der Rest ist in Privatbesitz. Mit den fürstbergischen Forstbetrieben (18 000 Hektar) und dem Waldbesitz des Fürsten von Hohenzollern (12 000 Hektar) sind im Südwesten auch Waldbesitzer mit viel Fläche zu Hause.

In Neippergs Wald wachsen Buche, Ahorn, Esche, Eiche, Hainbuche und Els-

beere. Die Artenvielfalt ist groß. Ein Dauerkwald ist bei Neipperg und auch sonst ein Buchen-Mischwald. Weil es in ihm alte Bäume gibt, bevorzugen Grünspecht und Weißspecht diese Wälder, es finden sich auch seltene Insekten wie die spinnenartigen Pseudoskorpione. Die von den Naturschützern favorisierte Stillebung von Waldfächern halten die privaten Waldbesitzer größtenteils für unnötig. Sie glauben, mit Mischwäldern ihren Beitrag zum Erhalt des Ökosystems zu leisten.

Neipperg ist Forstwart und Winzer. Als solcher bekommt er seit zehn Jahren den Klimawandel zu spüren. Seine Gemarkungen liegen zwischen Kraichgau und Löwensteiner Bergen, ein paar Kilometer westlich von Heilbronn. In dieser Gegend fällt es den Winzern zunehmend leichter, gehaltvolle Rotweine zu keltern. Weil aber die kühlen Nächte im Sommer und Herbst fehlen, wird es schwieriger, fruchtige Weißweine zu produzieren. Seit 1987 ist die Durchschnittstemperatur um ein Grad auf 10,5 Grad gestiegen. Im Wald leiden darunter die Nadelbäume. Ihr Anteil am Baumbestand hat sich seit 1980 halbiert. Besonders empfindlich auf Trockenheit und Wärme reagieren die Fichten – in Deutschland werden sie sich nur noch in den Höhenlagen der Mittelgebirge halten. Kiefern dagegen vertragen die Trockenheit, reagieren aber empfindlich auf Temperaturerhöhungen.

Das größte Problem für die Forst- und Holzwirtschaft ist das Verschwinden der Fichten: Sie wurzeln flach, halten Stürme nur bedingt aus und reagieren sensibel auf Trockenheit und den durch den Klimawandel bedingten Temperaturanstieg. Trockene Fichten sind auch eine ideale Beute für den Borkenkäfer. „Auf diese Veränderungen müssen waldbauliche Antworten gefunden werden: Vielfalt statt Einfalt lautet die Maxime“, sagt Karl-Heinz Lieber, der Leiter des Heilbronner Forstamts.



Vor dem Landgericht Detmold: Frauen demonstrieren am Montag für das Recht auf Selbstbestimmung. Foto dpa

Neuer Prozess gegen den Vater des Amokläufers

rsO, WAIBLINGEN, 1. Mai. Der Bundesgerichtshof hat das Urteil gegen den Vater des Amokläufers vom Wismender aufgehoben, weil es für die Verteidigung keine Möglichkeit gegeben habe, eine Familientherapeutin anzuhören. Anfang Februar 2011 hatte die 18. Große Strafkammer des Stuttgarter Landgerichts den Unternehmer Jörg Wilhelm K. wegen fahrlässiger Tötung 15 und fahrlässiger Körperverletzung in 14 Fällen zu einer Bewährungsstrafe von einem Jahr und neun Monaten verurteilt. Tim K. konnte wegen der Nachlässigkeit des Vaters die Tatwaffe, eine „Beretta 92 FS“, in seinen Besitz bringen und mehr als 280 Personen sammeln. Zudem hatten die Eltern von Tim K. auf eine angemessene psychiatrische Behandlung ihres Sohnes verzichtet. Die Anwälte des Angeklagten hatten wegen Verfahrensfehlern Revision beantragt. Einer Familientherapeutin, die sich nach dem Amoklauf am 11. März 2009 um die Familie des Täters gekümmert hatte, sei vom Gericht zu Unrecht zugebilligt worden, ihre Aussage zu verweigern. Der BGH rief, dass der Abschlussbericht einer psychiatrischen Klinik zum seelischen Gesundheitszustand des Täters im Prozess nicht verwertet werden sei. Jens Raabe, Anwalt einiger Opferfamilien, sagte, ein abnormales Gerichtsverfahren sei für die Angehörigen belastend. In dem Prozess waren 43 Angehörige von Opfern als Nebenkläger aufgetreten. Ein Sprecher des Aktionsbündnisses der Amokopfer forderte den Vater auf, die Revision zurückzuziehen. Der Prozess muss nun vor einer anderen Kammer des Stuttgarter Landgerichts neu verhandelt werden. Die Stadt Wismar will ihre Schadensersatzansprüche von 14 Millionen Euro an den Vater des Amokläufers weiterhin geltend machen. Allenfalls die Umbau der Schule kostete 6,5 Millionen Euro.

Mehr als 100 Tote bei Fährnglück in Indien

NEU-DELHI, 1. Mai (dpa). Bei einem Fährnglück auf dem Brahmaputra im Nordosten Indiens sind weit mehr als 100 Menschen ums Leben gekommen. Die Fähre mit etwa 280 Menschen an Bord war am Montag während eines Unwetters in der Nähe von Dhubri im Westen Assams gekentert. Augenzeugen berichteten, auf etwendei Deds habe es keine Schwimmwesten oder Rettungsboote gegeben. Außerdem sei die Fähre überladen gewesen.

Drei Straftäter flüchten aus der Psychiatrie

holl, WIESBADEN, 1. Mai. Drei wegen schwerer Straftaten verurteilte Männer sind in Merzig aus der Saarländischen Klinik für Forensische Psychiatrie geflüchtet. Das saarländische Justizministerium teilte am Dienstag mit, den dort als Patienten untergebrachten Straftäter sei am Samstag während des Hofgangs die Flucht durch den Zaun gelungen. Die drei Männer im Alter von 30, 33 und 35 Jahren wurden wegen Taten wie schwerem Diebstahl, sexueller Nötigung und gefährlicher Körperverletzung verurteilt. Zwei der Männer seien suchtkrank, einer sei psychisch krank. Der Außenzaun war mit einem feinen Schnitt durchtrennt worden. Am Zaun sei von unten manipuliert worden.

Kurze Meldungen

Nadya Suleman, die Achtlingsmutter aus Kalifornien, ist zahlungsunfähig. Da die „Octomom“, die seit der Geburt von zwei Mädchen und sechs Jungen im Januar 2009 berühmt ist, ihre Schulden nicht mehr begleichen kann, hat sie bei Gericht jetzt die Eröffnung eines Insolvenzverfahrens beantragt. Laut „people.com“ steht die Sechsdemomom, die auch als „The Octomom“ bekannt ist, bei den Versicherungen, Telefonanbietern und der Privatschule ihrer Kinder in der Kreide. Schon vor vier Wochen hatte das Sozialamt ihren monatlichen Lebensmittelschuss von 2000 Dollar gewährt, um ihre 14 durch künstliche Befruchtung gezeugten Kinder ernähren zu können. (eh.)

Whitney Houston soll schon vor der Ehe mit Bobby Brown drogenabhängig gewesen sein. Wie der Sänger der Bad New Edition dem Sender NBC sagte, habe die verstorbene Popsängerin lange vor der ersten Begegnung mit Brown Anfang der neunziger Jahre Rauschgift konsumiert. „Mir ist völlig unverständlich, warum ich derjenige sein soll, der sie abhängig machte“, meinte der R&B-Musiker. Houston-Familie hatte ihn beschuldigt, für ihre Drogensucht und den Niedergang ihrer Karriere verantwortlich zu sein. Brown behauptet nun, er habe vor der Beziehung nur Marihuana und Bier zugeprochen. Houston, die sich vor sechs Jahren von Brown scheiden ließ, war am 11. Februar tot in einer Hotel-Badewanne entdeckt worden. Laut Obduktionsergebnissen ertrank sie, nachdem sie Angsterlöser und Kokain zu sich genommen hatte. Ihre Arterien zeigten Ablagerungen, die bei Kokainsuchtigen üblich sind. (eh.)

Frankfurter Allgemeine
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Liquid CDU

Die Debatte über das sogenannte Betreuungsgeld hat zwar längst neues Stadium erreicht, in dem in der Hauptsache alles gesagt worden ist, wenglich noch nicht von allen. Jedoch wäre es fatal, würde sich der Eindruck festsetzen, dass die Politik wieder einmal in nichts anderem bestünde als in rasendem Stillstand bei parteipolitisch unveränderten Fronten. Das Gegenteil ist richtig. Denn mittlerweile ist offensichtlich, dass ein beträchtlicher Teil der CDU-Mandatsträger die Autonomie der Familie und die Erziehungskompetenz der Eltern mit demselben Vokabular diffamiert wie die SPD. Für die Bundeskanzlerin Merkel könnte der Reiz dieses Stellungswechsels darin liegen, dass dem Vorbild der Energiewende den Grünen ein ungrünes nun den Sozialdemokraten mit der Lufthoheit unter den Kinderbetten ein weiteres ursozialdemokratisches Thema nach dem Mindestlohn zu entwinden. Die CDU-Vorsitzende Merkel spielt indes ein gefährliches Spiel: Ihre Variante der „liquid democracy“ ist die endgültige Bankrotterklärung der Familien- und Bildungspartei CDU.

D.D.

Kein schönes Thema

Wenn es um Fußball geht, gibt es für so gut wie alle Politiker kein Halten. Wenn es noch dazu um Fußball und Politik geht, steigert sich das Mitteilungsbedürfnis ins Unermessliche. Aber auch hier gilt: Masse sollte nicht mit Qualität verwechselt werden. Alles spricht dafür, der ukrainischen Regierung das Fest namens Europameisterschaft dadurch etwas zu verderben, dass ausländische Politiker nicht die Ehrentribünen der Stadien bevölkern. Dabei geht es nicht nur um Julija Timoschenko, obwohl an ihr zurzeit das ganze politische Elend des Landes festgemacht wird. In der Ukraine liegt viel mehr im Argen in Sachen Rechtsstaatlichkeit. Das zum Thema zu machen wäre eine ehrenwerte Aufgabe für westliche Politiker. Aber weil das keine schönen Schlagzeilen gäbe, lieber über die Verlegung der Europameisterschaft schwadroniert, was nicht nur aus organisatorischen Gründen Unsinn ist. Dass die meisten Sportfunktionäre zum Thema Demokratie und Rechtsstaatlichkeit am liebsten gar nichts sagen würden, ist freilich genau wenig ein Ruhmesblatt wie das Gerede vieler Politiker.

pes.

Ungeeignet

Der Kulturausschuss des britischen Unterhauses, der den Abhörskandal von Medienunternehmen Rupert Murdoch untersucht hat, ist zu dem wenig überraschenden Ergebnis gekommen, dass der Konzern nach Kräften versucht habe, das Ausmaß des Skandals zu verschleiern. Dieses Vorgehen während der Untersuchung durch das Parlament fügt sich nahtlos in das Bild, das die Öffentlichkeit von Murdochs Konzern nach den ersten Enthüllungen über das skrupellose Anzapfen von Mobiltelefonen selbst von Verleumdungsparolen gewinnen musste. Die Abgeordneten haben jetzt mehrheitlich Murdochs Behauptung nicht geglaubt, er habe von den kriminellen Vorgängen in seinem Haus nichts gewusst oder davon auch nur etwas ahnen können. Die Parlamentarier gingen aber noch einen Schritt weiter. Sie sprechen Murdoch, da ahnungslos, die Eignung ab, ein Medienunternehmen führen zu können. Dieses Verdikt könnte ihn mehr schmerzen als das moralische Urteil, könnte es doch dazu führen, dass er seine Sendelizenz und damit einen Teil seiner medialen Macht verliert.

riw.

Chinas Führer schimpfen auf Amerika – aber für ihre Kinder ist es ihnen allemal gut genug / Von Petra Kolonko

PEKING, 1. Mai Wenn sich Bo Guagua, der Sohn des gestürzten chinesischen Spitzenpolitikers Bo Xilai, im amerikanischen Harvard mit Kommilitonen über die Freuden und Probleme austauschen wollte, die sich aus dem Dasein als Sohn eines „Prinzen“ in China ergeben, hätte er eine passende Ansprechpartnerin ganz in der Nähe. Auch die Tochter von Chinas Vizepräsidenten und designiertem neuen Parteichef Xi Jinping studiert an der amerikanischen Eliteuniversität.

Während sich die Väter dagegen in China in einem politischen Machtkampf gegenüberstehen, sind die Kinder im entfernten Massachusetts in Sicherheit und legen, weitab von den politischen Intrigen und Auseinandersetzungen, den Grundstock für ihre Karriere. Bo Guagua tut dies offensichtlich mit einer Vorliebe für Partys und Vergnügen, Xi Jinpings Tochter führt, nach allem was bekannt ist, unter fremden Namen ein unauffälliges Studentenleben.

Der Fall Bo Xilai hat nicht nur Korruption und Machtmissbrauch in Chinas Führungsspitze ans Licht gebracht, er wirft auch ein Licht auf die Tatsache, dass Chinas Führer ihre Sprösslinge zum Studium gerne ins Ausland schicken. Die Eliteuniversitäten der Vereinigten Staaten sind Traum aller chinesischen Eltern, auch der Politiker, die die Vereinigten Staaten und ihre Politik sonst so gerne kritisieren. Die in China traditionell verankerte Hochachtung für gute Ausbildung und eine geheime Bewunderung für Amerika stehen über patriotischen Erwägungen.

Viele der chinesischen Universitäten haben sich zwar in den vergangenen Jahren bemüht, zum internationalen Standard aufzuschließen. Aber in puncto Unterrichtsstil und Bedingungen können sie noch nicht mit den angelsächsischen Institutionen mithalten. Zudem ist die

Beherrschung der englischen Sprache auch in China der Schlüssel zum Erfolg. Viele chinesische Funktionäre lassen deshalb ihre Kinder, wenn sie gut genug sind, ihren Bachelor-Abschluss in China machen und schicken sie dann auf die „graduate schools“ in Amerika und Großbritannien, sagt der Peking-Wirtschaftsberater John Gruetzner. Für Geisteswissenschaften, Recht und Wirtschaft sind die britischen Universitäten, vor allem Cambridge und Oxford, beliebt. Wer naturwissenschaftlich begabt ist, geht an

Geisteswissenschaftler gehen nach Oxford oder Cambridge, Naturwissenschaftler zieht es in die Vereinigten Staaten.

das MIT (Massachusetts Institute of Technology), Stanford oder andere Eliteuniversitäten in Amerika. Ein erster Abschluss auf einer chinesischen Universität ist wichtig, wenn die Sprösslinge zu rück nach Hause kommen und dort Karriere machen wollen; ohne einen solchen Abschluss wird man in China nicht anerkannt.

Chinesische Eltern, die es sich leisten können, schicken jetzt auch ihre Kinder schon im jüngeren Alter ins Ausland, auch damit sie dem berichtigten Pauketrieb in den chinesischen Oberschulen entgehen. Bo Guagua, der Sohn von Bo Xilai, wurde im Alter von 14 Jahren auf die britische Privatschule Harrow geschickt. Bei vielen Chinesen der Oberschicht haben die britischen Eliternetze einen guten Ruf. Sie gelten als besser als die amerikanischen „Prep-schools“, denen viele chinesische Eltern in Bezug

auf Lebensstil und Sicherheit nicht vertragen.

Dass die Führer ihre Kinder ins Ausland zur Schule und zum Studium schicken, ist noch kein Regelbruch. Es ist den Angehörigen der höheren Parteikader nur verboten, eine ausländische Staatsbürgerschaft anzunehmen. Trotzdem gehören die ausländischen Studienorte der Kinder und Enkel der hohen Parteiführer zu den Geheimnissen, an die niemand rühren darf. Wie alles, was das Privatleben der Parteiführer angeht, gehört auch dies für die offizielle Presse zum Tabureich.

Inoffiziell sind die privaten Aktivitäten und Verbindungen der Führer aber ein beliebtes Thema. Über die chinesischsprachigen Internetseiten in Amerika und anderen Ländern werden Nachrichten über Sprösslinge und Familienangehörige der Kader verbreitet. Zwar sind sie in China dank der „Firewall“ der Zensur schwer zugänglich, doch finden sie oft über Umwege den Weg ins Netz der Volksrepublik. So ist auch der Aufenthalt von Xi Jinpings Tochter in Harvard nicht offiziell bestätigt, aber im Internet verbreitet worden.

Bo Guagua wurde schon vom chinesischen Internet beobachtet, bevor der Skandal um seine Eltern losbrach. Dort gab es Fotos von ihm bei Partys und anderen Vergnügungen. Und das Gerücht, er fahre einen roten Ferrari, war eines der auffallenden Details in allen Berichten über die Bo-Xilai-Affäre. Bo Guagua hat allerdings in einer Internet-Stellungnahme bestritten, dass er jemals einen Ferrari gefahren habe.

Ein Studium in den amerikanischen Eliteuniversitäten öffnet Türen in China. Die Vereinigten Staaten haben bereits Hunderttausende von chinesischen Studenten ausgebildet. Während viele es noch in den achtziger Jahren aus politi-

schen Erwägungen vorzogen, in Amerika zu bleiben, sind in jüngerer Vergangenheit immer mehr zurückgekommen, viele allerdings mit dem Schutz eines amerikanischen oder britischen Passes. Ein Teil der Parteifunktionäre der mittleren Generation hat schon im westlichen Ausland studiert. Auf ihnen ruhen Hoffnungen für Reformen. Wenn es für die Generation der heute 50 bis 60 Jahre alten Politiker noch schwer war, einen Studienplatz im Ausland zu bekommen, sind heute chinesische Studenten überall willkommen. Internationale Schulen und Universitäten aus dem englischsprachigen Raum werben aktiv um zahlungskräftige Studenten aus China, die oft mit ihren Leistungen auch die einheimischen Kommilitonen übertreffen. Sicherlich wird die Herkunft aus einer der wichtigen Familien Chinas auch kein Hinderungsgrund für die Aufnahme sein.

Während es für das Auslandsstudium von chinesischen Sprösslingen der Führungsschicht gute und auch ehrenwerte Gründe geben kann, erhebt sich aber bei den Parteiführern eine andere Frage. Wie können sich die Eltern, die doch angeblich nur ein schmales Gehalt als Staatsangestellte beziehen, die hohen Studiengebühren für Internate, Privatschulen und Eliteuniversitäten leisten? Wenn diese Frage aufkommt, wird meist darauf verwiesen, Sohn oder Tochter hätten ein Stipendium. Bo Guagua hat diese Aussage seines Vaters aber korrigiert und gesagt, es seien Ersparnisse seiner Mutter gewesen, die sein Studium finanzierten. Das offizielle Gehalt seines Vaters beträgt um die 1200 Euro im Monat. Im Fall von Bo Guagua ist nachgerechnet worden, dass seine Ausbildung in Amerika und England bislang bereits 600 000 Dollar gekostet hat.



Viktor JANUKOWITSCH Foto dpa

Im Abseits

Erst sagt Bundespräsident Gauck eine Reise zu einem Präsidententreffen auf der Krim ab, weil die Heldin der ukrainischen Revolution in Orange, Julija Timoschenko, nach einem Schauprozess wegen angeblicher Überschreitung ihrer Befugnisse als Regierungschefin bei einem Gassgeschäft mit Russland auch noch im Gefängnis Verfolgung erleidet, indem ihr angemessene medizinische Behandlung vorenthalten wird. Dann wird aus dem gleichen Grund in Berlin über einen Boykott der Fußball-Europameisterschaft nachgedacht, die die Ukraine und Polen gemeinsam ausrichten. Und schließlich stimmt auch nach Russlands Präsident Medwedjew noch gewaltig in die Entrüstung ein. Die Verfolgung politischer Gegner sei unannehmbar und werfe einen Schatten sowohl auf den Staat selbst als auch auf jene, die solche Entscheidungen fällen.

Fast könnte es scheinen, als sei der ukrainische Präsident Viktor Janukowitsch, dem die Vorwürfe galten, nun endgültig ins moralische Abseits geraten. Aber um Moral geht es Medwedjew wohl nicht, anderfalls müssten sofort alle politischen Gefangenen zu Hause freikommen, eher um zusätzlichen Druck auf einen „Partner“ in wirtschaftlichen Nöten. Das lehnen auch Medwedjews Angriffe gegen Weißrusslands Diktator Lukaschenka vor zwei Jahren und die wundersame Versöhnung der beiden Staatslenker. Zuerst griff der russische Präsident nach jahrelangem Schweigen die dem Diktator angelastete Verstrickung in Verbrechen gegen Oppositionspolitiker mit einem Mal empor auf, um Lukaschenka, der wirtschaftlich vor dem Abgrund stand, zusätzlich unter Druck zu setzen, weil der sich zierte, der Zollunion mit Russland und Kasachstan beizutreten. Als der Beitritt vereinbart war, schüttelten sich die moralische Autorität Medwedjew und der Diktator rechtzeitig vor der weißrussischen Präsidentenwahl vor den Kameras freundschaftlich die Hand, bevor sie zu neuen Ufern der postsojietischen Integration aufbrachen – billige Öllieferungen aus Russland eingeschlossen.

Das würde im Falle Janukowitschs kaum anders kommen, entschlösse sich Kiew, auf den von Russland gelenkten Integrationszug aufzuspringen. Nur geht es hier vor allem um billiges Gas. Denn selbst der Moskauer Preisnachlass im Tausch gegen die Verlängerung der Stationierungsverträge für die russische Schwarzmeerflotte oder der Verzicht Kiews auf Integration in die Nato hat die ukrainischen Probleme in der Gasrechnung nicht erledigt. Das könne sich ändern, wenn Janukowitsch sich nicht weiter ziere, den Russen zu folgen, hieß es aus Moskau, während Kiew ein Assoziierungsabkommen mit der EU aushandele. Das liegt nun auf Eis, weil Brüssel mit dem Mann, der seine Präsidentenerrschaft seit 2010 immer stärker auf Gefängnisstützt, vorläufig nichts zu schaffen haben will. Janukowitschs geopolitisches Pokerspiel ist demnach vorerst gescheitert. Aber wer wie der 61 Jahre alte Janukowitsch in der Lage war, einst unter dem berühmten „Paten von Donezk“, Rinat Achmetow, Karriere zu machen, der ist vielleicht doch noch nicht politisch am Ende.

MICHAEL LUDWIG

Nach zwanzig Monaten

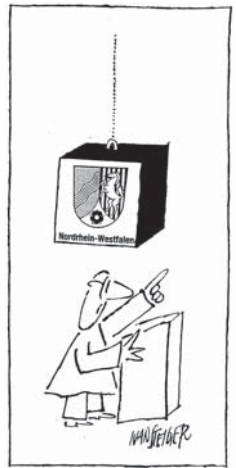
Die Bilanz der Minderheitsregierung Kraft in Nordrhein-Westfalen ist durchwachsen / Von Reiner Burger

DÜSSELDORF, im Mai Vor kurzem, auf dem Bundeskongress des SPD-Arbeitsmerkfähigen in Bonn, sagte die nordrhein-westfälische Ministerpräsidentin Hannelore Kraft (SPD), ihre rot-grüne Minderheitsregierung habe in 20 Monaten mehr als zwei Drittel des Koalitionsvertrags verwirklicht. Es war eine selbstbewusste Einschätzung, die freilich die Frage provoziert, ob SPD und Grünen die Ideen ausgegangen wären, wenn die Legislaturperiode doch fünf Jahre (also 60 Monate) gedauert hätte. Die Bilanz der um zwei Drittel gekürzten Regierungsperiode fällt zudem weniger glänzend aus, als die Ministerpräsidentin sagt.

Vorhaben wie die Novellierung des Nichtraucherschutz- und des Ladenöffnungsgesetzes liegen seit der Auflösung des Landtags Mitte März auf Eis. Das wichtigste Projekt ist das Klimaschutzgesetz. Im Koalitionsvertrag bezeichneten SPD und Grünen den Klimaschutz als „Fortschrittsmotor“ und versprachen, dass mit der „ökologischen industriellen Revolution“ neue Arbeitsplätze entstehen und die Wettbewerbsfähigkeit des Landes gestärkt werde. Jedoch nicht wegen dieser Ankündigung oder der von der schwarz-gelben Bundesregierung eingeleiteten Energiewende, sondern wegen der überraschend guten Wirtschaftsentwicklung gibt es derzeit mehr als sechs Millionen sozialversicherungspflichtig Beschäftigte und damit so viele wie seit zwanzig Jahren nicht mehr in Nordrhein-Westfalen.

Als wichtigste Belege dafür, dass man gehalten habe, was man versprochen hat, gelten SPD und Grünen der „Stärkungspakt Kommunalfinanzien“ für Städte und Gemeinden, die am meisten unter der strukturellen Finanznot leiden, und die Abschaffung der Studiengebühren sowie der Elternbeiträge für das dritte Kindergartenjahr. Während der „Stärkungspakt“ gemeinsam mit der FDP verabschiedet wurde, half in den beiden anderen Fällen die Linkspartei. Die Abschaffung der Studiengebühren begründet

Rot-Grün damit, es gelte Härden abzubauen, die den Zugang zu guter Bildung erschweren. Allerdings ist nicht belegt, dass Studiengebühren junge Frauen und Männer vom Studium abschrecken. Auch aus einem anderen Grund ist die Abschaffung der Studiengebühren strit-



tig. In der öffentlichen Haushaltsausschuss-Anhörung zum dann gescheiterten rot-grünen Elterntwurf 2012 wiesen Vertreter der Hochschulen darauf hin, dass die Studienbeiträge den Universitäten und Fachhochschulen sehr geholfen hätten, die Qualität in Studium und Lehre zu steigern. In den vergangenen Jah-

ren seien zwar die öffentlichen Mittel für die Hochschulen erhöht worden, die Studienendenzahlen seien aber überproportional gestiegen, so dass nun pro Kopf weniger Geld zur Verfügung stehe und sich die Betreuungsplätze für unter drei Jahre alte Kinder (U3). In Nordrhein-Westfalen müssen bis zum kommenden Jahr noch viele tausend U3-Plätze entstehen. Nur so werden die Kommunen den dann in Kraft tretenden Rechtsanspruch auf einen Betreuungsplatz erfüllen können. Der schleppende Krippen-Ausbau birgt für die Ministerpräsidentin erhebliches Gefahrenpotential, weil sie auch jetzt im Wahlkampf im Rahmen ihrer sogenannten vorsorgenden Sozialpolitik wieder verspricht: „Wir lassen kein Kind zurück.“ Es ist der Maßstab, an dem sie im Fall ihrer Wiederwahl im Sommer 2013 in der Kita-Frage gemessen würde. Vorsorglich versucht Frau Kraft, Verantwortung auf den Bund abzuschieben.

Dass es zu einer Wiedereinführung der Studiengebühren kommt, ist selbst für den Fall unwahrscheinlich, dass die CDU an der künftigen Landesregierung beteiligt ist. Die Union hatte die Abschaffung der Studien- und Kitagebühren noch bis vor kurzem als rot-grünes Wahlgeschenk“ gebrandmarkt. Doch kürzlich kündigte ihr Spitzenkandidat Röttgen an, die Gebühr nicht wieder einführen zu wollen. Er sagte zur Begründung, man könne den Leuten kein Hin und Her zumuten.

Erhebliche Schwierigkeiten hat die rot-grüne Landesregierung beim Ausbau der Betreuungsplätze für unter drei Jahre alte Kinder (U3). In Nordrhein-Westfalen müssen bis zum kommenden Jahr noch viele tausend U3-Plätze entstehen. Nur so werden die Kommunen den dann in Kraft tretenden Rechtsanspruch auf einen Betreuungsplatz erfüllen können. Der schleppende Krippen-Ausbau birgt für die Ministerpräsidentin erhebliches Gefahrenpotential, weil sie auch jetzt im Wahlkampf im Rahmen ihrer sogenannten vorsorgenden Sozialpolitik wieder verspricht: „Wir lassen kein Kind zurück.“ Es ist der Maßstab, an dem sie im Fall ihrer Wiederwahl im Sommer 2013 in der Kita-Frage gemessen würde. Vorsorglich versucht Frau Kraft, Verantwortung auf den Bund abzuschieben. Das von der Bundesregierung geplante Betreuungsgeld sei der „blanke Hohn“, sagte sie etwa beim AFA-Bundkongress in Bonn. „Sie sollen uns die Knete geben, und damit machen wir in NRW 25 000 neue Kita-Plätze.“ In der Frankfurter Allgemeinen Sonntagseitung legte sie eine Woche später nach. Beim Kita-Aufbau gelte es sicherzustellen, „dass alle Kinder

da sind, statt eine Prämie für Kinder zu zahlen, damit sie fernbleiben“, äußerte Frau Kraft. Die Ministerpräsidentin sah sich noch am Erscheinungsterm des Interviews genötigt, klarzustellen, die nordrhein-westfälische SPD habe sich ausdrücklich gegen eine Kita-Pflicht ausgesprochen. CDU-Spitzenkandidat Röttgen wertete die Äußerungen der Sozialdemokratin gleichwohl als „Vorstoß zur Kita-Pflicht“, der auch deshalb „völlig absurd“ sei, „weil Frau Kraft in ihrer Regierungszeit kläglich gescheitert ist, ein ausreichendes Angebot an Kita-Plätzen zu gewährleisten“.

Der zentrale Erfolg der Minderheitsregierung ist der sogenannte Schulkompromiss. Er kam im vergangenen Sommer mit Hilfe der CDU zustande. Im Koalitionsvertrag hatten SPD und Grüne angekündigt, bis 2015 30 Prozent der weiterführenden Schulen in „Gemeinschaftsschulen“ umzuwandeln, in denen alle Kinder verpflichtend bis einschließlich Klasse sechs zusammen lernen. Der für zwölf Jahre geschlossene Schulfrieden sieht zwar vor, dass „längeres gemeinsames Lernen“ künftig in nur zu gründenden Sekundarschulen stattfindet, grundsätzlich bleibt es aber anders, als von SPD und Grünen gewünscht, beim gegliederten Schulsystem. Auch deshalb sieht die CDU den Schulfrieden als ihren Erfolg an.

Der größte Schwachpunkt der Minderheitsregierung war von Beginn an ihre Finanzpolitik. Die Ministerpräsidentin kündigte an, für ihre präventive Sozialpolitik auch neue Schulden in Kauf nehmen zu wollen. Denn die Vermeidung von Reparaturkosten sei der richtige Weg, um später „die Schulden auf null zu bekommen“. Den Nachtragshaushalt 2010 der rot-grünen Landesregierung, der eine Rekordneverschuldung vorsah, verwarf dann allerdings der nordrhein-westfälische Verfassungsgerichtshof. Wegen der neuen Wirtschaftslage sprudeln die Steuernahmen wie nie zuvor – trotzdem macht die Regierung weiter kräftig Schul-

Mitreißend gelassen.

DWS TRC Top Dividende – Fondsinnovation 2012 laut Euro.¹



Lassen Sie sich mitreißen – von unserer neuesten Fondsinnovation des Jahres 2012 lt. Euro: DWS TRC Top Dividende. Unser Aktienfondsklassiker mit einem starken Extra: dem DWS Trend- und Risikosystem (TRC). Damit können Sie an der Wertentwicklung unseres bewährten Top-Fonds partizipieren sowie Trends und Risiken im Blick behalten. Bleiben auch Sie gelassen. Mit dem neuen DWS TRC Top Dividende.

www.DWS.de

GELD GEHÖRT ZUR NR. 1



¹Die DWS/D8 Gruppe ist nach veraltetem Fondsvermögen der größte deutsche Anbieter von Publikumsfonds. Quelle: BVI, Stand: Ende Februar 2012. Den Verkaufsprospekt mit Risikohinweisen und die wesentlichen Anlegerinformationen sowie weitere Informationen erhalten Sie kostenlos bei der DWS Investment GmbH, 60612 Frankfurt am Main. Kostenpauschale (p.a.): 1,5 %. Das Sondervermögen weist aufgrund seiner Zusammensetzung von Fondsmangement verwendeten Techniken eine erhöhte Volatilität auf, d.h., die Aktienpreise können auch erhebliche kurzfristige Schwankungen nach unten oder nach oben unterworfen sein. Jeder TRC-Fonds investiert dauerhaft mindestens 80% seines Vermögens in Anteile des jeweiligen Masterfonds, bis zu 10% des Wertes jedes TRC-Fonds dürfen in Derivate zur Absicherung investiert werden. Damit können bis zu 20% des Aktienanteils des jeweiligen Masterfonds abgedeckt werden. Quelle: Euro, 30/02/12

Juncker will EIB stärken und kritisiert Berlin

rike. BERLIN, 1. Mai. Neben der Sanierung der Staatshaushalte spielen in der EU zunehmend Überlegungen eine Rolle, wie das Wachstum angekurbelt werden kann. Wie zuvor schon Bundeskanzlerin Angela Merkel (CDU) sprach sich am Dienstag auch Eurogruppenchef Jean-Claude Juncker dafür aus, zu diesem Zweck die Europäische Investitionsbank (EIB) zu stärken. Er schlug eine Kapitalaufstockung von 10 Milliarden Euro vor. Die Bank ist für die Förderung der wirtschaftlichen Entwicklung und Wettbewerbsfähigkeit in der EU zuständig und vergibt Kredite und Bürgschaften. Eine stärkere Wachstumsförderung hätte zuletzt der Präsidentschaftskandidat der französischen Sozialisten, François Hollande, gefordert. Die von ihm verlangte Lockerung des Fiskalpaktes lehnt Merkel jedoch weiterhin ab.

Am Montag hatte die Internationale Arbeitsorganisation ILO die europäische Krisenpolitik kritisiert. Die einseitige Betonung von Sparmaßnahmen vertiefe die Beschäftigungskrise, auch könne die schlechte Beschäftigungslage zu Unruhen führen. Trotz der Einigkeit in Sachen EIB kritisierte Juncker Deutschland. Zu Unrecht stelle sich das Land als Mühschüler dar, sagte er. Es sei Teil des Problems, „so zu tun, als ob Deutschland die Zeche für alle anderen Länder bezahlen müsse“. Das sei in hohem Maße beilegend für die anderen. Von den 17 Euroländern hätten sieben weniger Schulden als Deutschland. Juncker ließ durchblicken, dass sein Ärger über Deutschland und Frankreich mit ein Grund für seinen Rückzug vom Vorsitz der Eurogruppe sei. Als Nachfolger schlug er dennoch Bundesfinanzminister Wolfgang Schäuble (CDU) vor. Schäubles Sprecher sagte, dazu gebe es keinen neuen Stand. An diesem Mittwoch kommen die EU-Finanzminister zu einem Sondertreffen zusammen. („Spar- und Wachstumspolitik sind kein Gegensatz“, Seite 11.)

Heute

Konkurrenz der Standorte

Die Banken- und Handelszentren in Asien ringen um Investoren und Marktanteile. Ein Besuch in Hongkong, das Singapur langsam davonziehen sieht. Seite 10

Sparen und wachsen

In einer Rezession kann es sinnvoll sein, den Staatshaushalt langsamer zu sanieren. Im Gegenzug ist Angebotspolitik notwendig. Ein Gespräch mit Volker Wieland. Seite 11

Unternehmen

Harte Zeiten für Haniel
Der Vorstandsvorsitzende Jürgen Kluge verabschiedet sich von einem herben Gewinn einbruch und Selbstkritik. Größeren Zukäufen muss ein Abbau der Schulden vorausgehen. Seite 16

Windräder in Seenot

Deutschland und Großbritannien planen die größten Meeres-Windparks. Das Debakel von Siemens in der Nordsee unterstreicht die Schwierigkeiten. Seite 15

Reicher Ökobauer

Der norwegische Reederer-Erbe Petter Olsen verkauft Edvard Munchs „Schrei“, das vermutlich teuerste Bild des Jahres. Menschen und Wirtschaft. Seite 14

Friedensbringer Öl

Rund 4 Milliarden Dollar kostet die erste Raffinerie von Stahlbahn Lakshmi Mittal. Sie steht in Indien und soll die Tür zum Erzfeld Pakistan öffnen. Seite 13

Angemessene Vergütung

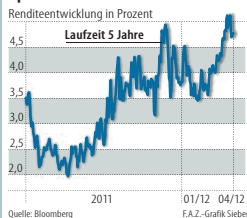
In der Debatte um die Gehälter von Vorständen in Dax-Konzernen sieht der Aufsichtsratsvorsitzende Werner Wenning die Eon gut aufgestellt. Seite 12



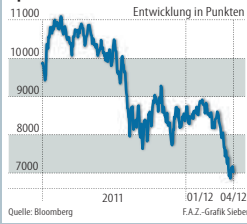
Spekulationen über Spanien

Steigende Anleiherenditen und fallende Aktienkurse belegen: An den Finanzmärkten ist die Verunsicherung wegen der schwierigen Lage Spaniens groß, auch wenn im Unterschied zum November 2011 keine Panik herrscht. Eine Quelle der Unsicherheit sind die Banken wegen der hohen Bestände an Immobilienkrediten. Viele Fachleute befürworten eine Reform des Bankwesens. Derweil protestierten am Dienstag Tausende Spanier gegen Sparmaßnahmen, etwa in Madrid (Foto).

Spanische Staatsanleihen



Spanischer Aktienindex IBEX



Spaniens Regierung will fortan jeden Freitag neue Reformen beschließen

Madrid erwägt die Ausgliederung von Immobilienkrediten in eine Bad Bank

gh. FRANKFURT, 1. Mai. Die spanische Regierung hat angekündigt, im Kampf gegen die Wirtschaftskrise das Reformtempo zu beschleunigen. Die Regierung wird an jedem Freitag neue Reformen beschließen, sagte Premierminister Mariano Rajoy auf einem Parteitag. Schon für diesen Freitag sei eine „bedeutende Reform“ zu erwarten. Die stellvertretende Premierministerin Soraya Sáenz de Santamaría ergänzte, die Regierung bereite Privatisierungen in der Verkehrsbranche vor und arbeite an einer Reform des Bankensystems. Die Ratingagentur Standard & Poor's hatte am Montag die Bonitätsnoten von elf spanischen Banken herabgestuft, darunter auch die Ratings der Großbanken Banco Santander („A-“) und BBVA („BBB+“). Dies sei eine Folge der vorangegangenen Herabstufung der Bonitätsnotens, teilte die Agentur mit.

Nach Berichten aus Madrid erwägt die Regierung die Ausgliederung schiefgegangener Immobilienkredite aus den Bilanzen der spanischen Banken und die Gründung einer neuen Institution („Bad Bank“), in die diese Kredite eingebracht werden sollen. Dies wurde von Wirtschaftsminister Luis de Guindos bestätigt. Für viele in den Jahren des Immobilienbooms gebaute Objekte gibt es derzeit keine Nachfrage und daher keine verlässliche Marktbewertung. Dies wiederum erschwert es, die zur Finanzierung der Immobilienobjekte ausgebenen Kredite sachkundig zu bewerten. Daher kursiert seit einiger Zeit eine Vielzahl von Schätzungen über den Wert dieser Kredite, die ihrerseits die Bewertung der spanischen Banken erschweren. Die Ausgliederung der Immobilienkredite wäre eine gute Nachricht für die spanischen Banken, die sich in diesem Fall auch einfacher bewerten ließen, heißt es in einer Untersuchung der Investmentbank Goldman Sachs. Allerdings erscheint derzeit unklar, wie die Gesellschaft zur Aufnahme der Immobilienkredite

den Hälfte seines voraussichtlichen Kapitalbedarfs für 2012 aufgenommen habe. Außerdem habe das Finanzministerium zum 30. April an die Anleger 17 Milliarden Euro aus Tilgungen und Kupons ausbezahlt.

Negativ ist aus Sicht von Investoren vor allem der düstere wirtschaftliche Ausblick einzuschätzen. Spanien befindet sich nach zwei Quartalen mit rückläufiger Wirtschaftsleistung in einer Rezession, die sich nach einer Prognose der französischen Großbank BNP Paribas noch vertiefen dürfte. Sie erwartet für das Gesamtjahr einen Rückgang der Wirtschaftsleistung um 1,9 Prozent. Im ersten Quartal 2012 fiel das Bruttoinlandsprodukt (BIP) um 0,3 Prozent. Die Arbeitslosenquote hat mit 24,4 Prozent ihren höchsten Stand seit dem Jahr 1994 erreicht.

Als Folge der schlechten wirtschaftlichen Aussichten befindet sich der spanische Aktienmarkt seit 2010 in einer Krise. Allein im Jahresverlauf hat der Ibex-Aktienindex für 35 führende Werte rund 15 Prozent verloren. Am Anleihemarkt sind die Renditen für spanische Staatspapiere gestiegen. Die zweijährige Staatsanleihe rentiert mit 3,27 Prozent, die zehnjährige mit 5,75 Prozent. Ausländern stehen eher auf der Verkäuferseite. So hat die britische Lloyds Bank im ersten Quartal ihre Bestände an Staatsanleihen aus Südeuropa und Irland um 6,6 Prozent auf 23 Milliarden Pfund reduziert. (Italien will Bürokratie straffen, Seite 11.)

Die Gespräche mit den Verlegern keineswegs gescheitert“, sagte die Intendantin des WDR, Monika Piel, am Dienstag auf Anfrage. Als Vorsitzende der ARD hatte sie die gemeinsamen Gespräche nach der ersten Gerichtsverhandlung im Oktober federführend mit Heinen vorangebracht. Die ARD sei grundsätzlich bereit, weiter zu verhandeln, und werde weiter das Gespräch suchen. Die Fortführung des gerichtlichen Verfahrens steht für Frau Piel nicht im Widerspruch zu einer gemeinsamen



Der Präsident der Zeitungsverleger Helmut Heinen. Foto: dpa

medienpolitischen Erklärung. „Das Ziel aller Beteiligten ist nach wie vor, im Sinne und zur Sicherung des Qualitätsjournalismus eine vernünftige Lösung zu finden“, sagte die ARD-Vorsitzende. Dass es auch in der Zeit nach dem dritten Treffen im Februar immer noch nicht zu einer Einigung gekommen sei, liege auch an einem inhaltlichen Pochen, das sie in der vergangenen Woche angedeu-

ret. Eine gemeinsame Erklärung sei für sie nur ein erster Schritt zu Einigung. Verlag und Sender sollten sich danach regelmäßig in einer neuen Arbeitsgruppe mit dem Thema auseinandersetzen. Das ZDF, das ebenfalls an den Gesprächen beteiligt war, wollte zuletzt eine gemeinsame Erklärung erst vom Fernsehen vor einer Zustimmung behandeln wissen. Das dieses Gremium erst im Juli wieder tagt, wäre es ohnehin zum zweiten Gerichtstermin im Juni gekommen. Der Sender teilt dieser Zeitung am Dienstag mit, weiter am Gespräch und an einer Verständigung mit den Verlegern interessiert zu sein.

Im Juni hatten acht Zeitungsverlage gegen die „Tagesschau-App“ geklagt, um zu klären, wie viele Inhalte die öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten online zusätzlich zu ihrem Fernsehprogramm herstellen und anbieten dürfen. Zu den Klägern gehören der Verlag dieser Zeitung, Axel Springer, die WAZ-Gruppe, M. DuMont Schauberg, das Medienhaus Lensing, die Medienholding Nord sowie der Verlag der „Süddeutschen Zeitung“ und derjenige der „Rheinischen Post“. Ihre Klage richtet sich gegen die „textdominante Berichterstattung“ in der Anwendung für Smartphones und Tabletcomputer ohne Sendungsbezug. Es gehe darum, einen durch gebührenfinanzierte Textangebote hervorgerufenen unfairen Wettbewerb zu stoppen, sagte Heinen. Der Rundfunkstaatsvertrag sehe hierfür Grenzen vor. Er verbiete den Sendern „nichtsendungsbezogene pressähnliche Angebote“ im Internet. (Feuilleton, Seite 29)

Der Wahlkampf zeigt, dass Griechenland noch immer viel zu sehr mit der Krise hadert und mit der Suche nach den – vorgeblichen – Schuldigen beschäftigt ist. Damit bringt es sich um eine Perspektive für die Zukunft. Diejenigen unter den Griechen, die ihre Lebensplanung auf der schuldenfinanzierten Scheinblüte des Landes gegründet hatten, sehen sich nun konfrontiert mit höheren Steuern, Geldentziehungen und Sparmaßnahmen.

Dafür der Europäischen Union, insbesondere Deutschland und Bundeskanzlerin Angela Merkel, die Schuld zu geben ist weder gerechtfertigt noch zukunftsfruchtig. Sicher wurde in Europa schon früh den griechischen Statistiken misstraut, genau nachzusehen; sicher erhielt Griechenland viele Milliarden Euro für unproduktive Zwecke. Doch dafür büßen private Gläubiger mit einem Schuldenschnitt, während die europäischen Partnerstaaten große Hilfskredite unter Inkaufnahme eines hohen Risikos ausstellen.

Die Suche nach den Bösewichten außerhalb Griechenlands lenkt davon ab, wie tief die griechische Politik ihre Bürger in die wirtschaftliche Sackgasse geführt hat. Im Wettbewerb zwischen dem rechten und dem linken Parteilager suchten die Politiker Wähler mit Geschenken und Posten im Staatsdienst zu ködern. Viele Bürger ließen sich gerne verführen und zeigten sich leichtgläubig gegenüber dem Traum vom leichten Geld ohne produktive Arbeit.

Umso schlimmer ist, dass auch im neuen Wahlkampf die alten Sitten weiter gepflegt werden. Die Wähler wünschen sich schon wieder mehr Arbeitsplätze im öffentlichen Dienst, die Kandidaten profilieren sich mit kämpferischem Populismus gegen An-

Frankfurter Allgemeine

ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Sünden und Schatten

Von Gerald Braunerger

Realität und Folklore

Von Henrike Roßbach

Der spanische Premierminister Mariano Rajoy hat sich nach seiner Wahl rund drei Monate lang unauffällig verhalten. Nimmwunder will der Mann, dem selbst Nahestehende kein ausgeprägtes Kommunikations Talent bescheinigen, die Spanier auf einen harten Weg der Reformen mitnehmen. Es ist hohe Zeit, und es bleibt abzuwarten, ob Rajoy seinen Worten die notwendigen Taten folgen lassen wird. Es steht außer Frage, dass die Regierung viele sinnvolle Maßnahmen zur Stärkung der langfristigen Wachstumskräfte beschließen könnte. Die unerfreulichen Folgen der Immobilienkrise werden sich aber nicht einfach aus der Welt schaffen lassen. Die Ausgliederung fragwürdiger Kredite aus den Bankbilanzen mag ein sinnvoller Schritt sein, um die Banken zu entlasten. Aber durch eine solche Ausgliederung verschwinden diese Kredite nicht. Wenn aus der Abwicklung dieser Kredite Verluste entstehen sollten – und das steht zu befürchten –, wird irgendjemand diese Verluste tragen müssen. Der spanische Staat wird sich darum ebenso wenig reißeln wie die spanischen Bürger. Europa sollte sich hier auch nicht vorhängeln. Für Immobilienkrisen gilt: Alte Sünden werden lange Schatten.

Folklore spielt immer eine Rolle bei den Mai-Kundgebungen der Gewerkschaften. Klageklagen über „die da oben“ und die Ungerechtigkeit der Wirtschaftswelt gehören zum Tag der Arbeit wie Fahnen und Megafone. Der Blick auf die Arbeitsmärkte in vielen EU-Staaten lässt in der Tat wenig Freude aufkommen. Vor allem die Jugendarbeitslosigkeit in Griechenland oder Spanien gibt Anlass zur Sorge. Gleichzeitig aber täten die Arbeiterführer gut daran, die Erfolge hierzu nicht zu negieren. Wenn der Chef des Deutschen Gewerkschaftsbundes vom „sogenannten deutschen Beschäftigungswunder“ spricht, das auf Hungerlöhnen für jeden Vierten basiere, ist das schon fast Realitätsverweigerung. Und auch IG-Metall-Chef Huber bewegt sich mit seiner These von der „Verrohung des Arbeitsmarktes“ auf dünnem Eis. Wahrscheinlich will er so den Boden bereiten für die Wärmestricke in der Metallindustrie. Doch gerade diese Branche ist von südeuropäischen Zuständen weit entfernt. Die Löhne sind hoch, die IG Metall ist mächtig, und drei Viertel aller Auszubildenden werden übernommen. Auch wenn der Konflikt schon jetzt ziemlich verfahren ist – das sollten alle Beteiligten im Kopf behalten.

Athen braucht Wachstumswillen

Von Tobias Piller, Rom

Griechenland steht an diesem Sonntag vor einer Schicksalswahl. Sie entscheidet nicht nur über die Zukunft der griechischen Wirtschaft, sondern ist wichtig für die Europäische Währungsunion und die europäische Einigung. Doch die griechischen Politiker bieten ihren Bürgern nicht Zukunftsentwürfe, sondern vor allem Wahlkampftaktik. Alle reiben sich an den im erst vor wenigen Wochen im „Memorandum“ vereinbarten einschneidenden Sanierungsschritten und Reformauflagen, mit denen die Voraussetzung für den Schuldenschnitt und das Rettungspaket von 130 Milliarden Euro geschaffen wurden. Wer dazu noch vor kurzem seine Zustimmung gegeben hat, verspricht nun im Wahlkampf Verhandlungen über Nachbesserungen und die Lockerung der Sanierungsvorgaben. Besonders gute Chancen haben vermutlich kleine Protestparteien, die sich grundsätzlich gegen die Auflagen für das Rettungspaket und zum Teil auch gleich noch gegen den Euro wenden.

Der Wahlkampf zeigt, dass Griechenland noch immer viel zu sehr mit der Krise hadert und mit der Suche nach den – vorgeblichen – Schuldigen beschäftigt ist. Damit bringt es sich um eine Perspektive für die Zukunft. Diejenigen unter den Griechen, die ihre Lebensplanung auf der schuldenfinanzierten Scheinblüte des Landes gegründet hatten, sehen sich nun konfrontiert mit höheren Steuern, Geldentziehungen und Sparmaßnahmen.

Dafür der Europäischen Union, insbesondere Deutschland und Bundeskanzlerin Angela Merkel, die Schuld zu geben ist weder gerechtfertigt noch zukunftsfruchtig. Sicher wurde in Europa schon früh den griechischen Statistiken misstraut, genau nachzusehen; sicher erhielt Griechenland viele Milliarden Euro für unproduktive Zwecke. Doch dafür büßen private Gläubiger mit einem Schuldenschnitt, während die europäischen Partnerstaaten große Hilfskredite unter Inkaufnahme eines hohen Risikos ausstellen.

Die Suche nach den Bösewichten außerhalb Griechenlands lenkt davon ab, wie tief die griechische Politik ihre Bürger in die wirtschaftliche Sackgasse geführt hat. Im Wettbewerb zwischen dem rechten und dem linken Parteilager suchten die Politiker Wähler mit Geschenken und Posten im Staatsdienst zu ködern. Viele Bürger ließen sich gerne verführen und zeigten sich leichtgläubig gegenüber dem Traum vom leichten Geld ohne produktive Arbeit.

Umso schlimmer ist, dass auch im neuen Wahlkampf die alten Sitten weiter gepflegt werden. Die Wähler wünschen sich schon wieder mehr Arbeitsplätze im öffentlichen Dienst, die Kandidaten profilieren sich mit kämpferischem Populismus gegen An-

gela Merkel und möglichst wohlfeilen Versprechungen. Der aussichtsreichste Kandidat, Antonis Samaras von der Nea Demokratia, verspricht mehr staatliche Zuwendungen für Familien, Bezieher kleiner Renten und die Bauern.

Es wird schon wieder den Wählern nach dem Mund geredet. Solche Reden wecken auch nur traurige Erinnerungen an den Wahlkampf des ehemaligen Ministerpräsidenten Giorgios Papandreu, der 2009 sagte: „Es ist genug Geld da.“ Die Wahlprogramme fördern die Glaubwürdigkeit der griechischen Politiker nicht. Auch der Plan, mit verzweifelter Populismus

Griechenland steht vor einer Schicksalswahl. Die Kandidaten profilieren sich nach altem Muster.

so viele Wähler hinter sich zu scharen, dass Griechenland nach der Wahl eine stabile Regierung und weitere Reformen haben kann, ist allzu durchsichtig.

Griechenlands nationale Aufgabe heißt Wachstum. Griechenland hat genügend Potential und die Rolle eines Almsenempfangers nicht nötig. Der wichtigste Motor für wirtschaftliche Entwicklung dürfte zunächst der Tourismus sein. Der wird von zu vielen Griechen als Selbstverständlichkeit angesehen und zu wenig zum ökonomischen Erfolgsmodell entwickelt. Wer meint, dass die Welt ohnehin nach Athen komme, um die Akropolis zu sehen, verliert viele Chancen.

Selbstzufriedenheit und langjährige Orientierung an Brüsseler Subventionsregeln behindern auch die Landwirtschaft, auf deren Produkte Griechenland stolz ist, obwohl die nennenswerten Exporterlöse bisher alleine den Joghurt betreffen. Wer nach erfolgreichen Unternehmen fragt, wird zu einzelnen Vorzeigunternehmen weitergereicht, die aber oft alleine mit den vielen Hürden des Staatsapparats kämpfen, während für die Medien und die Politik überbesetzte Staatsunternehmen und deren Seilschaften viel interessanter sind.

Wenn Griechenland die Verantwortung für sein Wachstum selbst übernimmt, erspart sich das Land auch die erniedrigende Erfahrung, europäischen Helfern gegenüberzustehen und diese immer wieder als Besserwisser und Oberlehrer zu sehen. Es genügt, wenn die Griechen ihren Blick weg von der internen Diskussion in Richtung Weltmarkt richten oder in Richtung des kräftig wachsenden Nachbarn und Konkurrenten Türkei. Wer sich glaubwürdig um Wachstum bemüht, kann auf vielerlei Hilfe von den europäischen Partnern hoffen und bleibt dennoch Herr des Sanierungsprozesses.

FIRMENINDEX	Seite	Bank of America	14	Exxon-Mobil	15	Lufthansa	12	PWc	13	Sou Fang	10
AB Inbev	14	Bien-Zenker	14	Fred. Olsen	14	MAN	14	Reebok	14	Sto	12
ABB	15	Bilfinger Berger	15	General Electric	15	Microsoft	15	Rosnet	15	Tennet	12
Actelion	15	BP	13, 15	Haniel	16	News Corp.	14	RWE	15	Tyrolcan	12
Adidas	14, 16	Delta Air Lines	13	Hermle	16	Nishat	13	Sedus Stoll	13	Volksbanken	14
Arcelor Mittal	13	Deutsche Bank	17	Ikea	14	Pfizer	13, 16	Shell	15	WAZ-Gruppe	9
Austrian Airlines	12	Eon	12, 15	Lloyds Banking Group	14	Pfleiderer	19	Siemens	15	Woodside	15

Asien im Wandel: Länder im Standortwettbewerb, immer neue Mindestlöhne – und Sorgen um Chinas Immobilienmarkt

Die Standortkonkurrenz in Asien wird härter

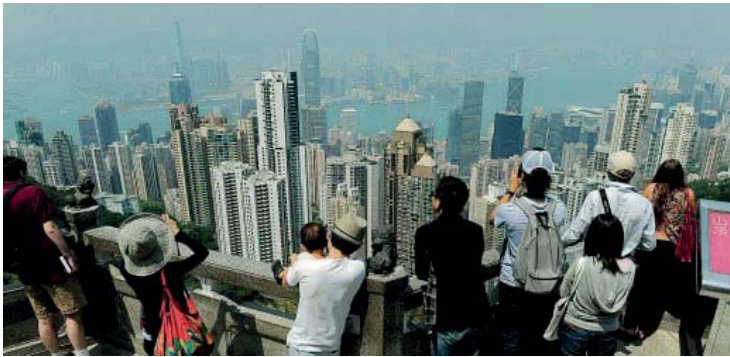
Die internationalen Banken- und Handelszentren in Asien ringen um Investoren und Marktanteile. Ein Besuch in Hongkong, das Singapur langsam davonzieht sieht.

du. HONGKONG, 1. Mai. Anthony Lau ist von Berufs wegen zu großen Worten verpflichtet, und so gibt er sich optimistischer als andere, wenn es im Gespräch um die wirtschaftliche Lage von Hongkong geht. Der Tourismusdirektor von Hongkong teilt den Anspruch der Metropole, die „World City“ von ganz Asien zu sein. „Ich sehe Touristen, ich sehe Geschäft“, sagt er in seinem nüchternen Büro in dem Wolkenkratzer Citicorp Center. Über die Entwicklung des Fremdenverkehrs kann Hongkong auch gar nicht klagen. Vor allem der Einkaufstourismus der Chinesen vom Festland blüht. Aber sonst? Da sind sich die Bürger der Stadt weniger einig. Am kritischsten äußert sich Michael DeGolyer, ein Wirtschaftsprofessor von der Baptistuniversität. Er sieht Hongkong im Standortwettbewerb zurückfallen und sagt, Hongkong verliere zum Beispiel im Vergleich mit Singapur.

2010 sei dort die Wirtschaftslage insgesamt, und auch je Einwohner gerechnet, erstmals höher gewesen, führt er aus. DeGolyer rührt an einen wunden Punkt im Selbstverständnis Hongkongs. Die beiden Wirtschaftszentren der Region stehen in langjähriger Konkurrenz. Jedes konnte bisher spezifische Vorteile ausspielen. Doch jetzt droht nach Meinung des Ökonomen, dass Singapur auf Dauer davonzieht.

Hongkong aber muss beileibe nicht darben. Nach dem durch die Weltrezession hervorgerufenen Einbruch um 2,7 Prozent im Jahr 2009 zog das Bruttoinlandsprodukt in den beiden Folgejahren um 7 Prozent und dann um 5 Prozent an. Für das laufende Jahr sollten mindestens 2 Prozent Wachstum möglich sein. Traditionell stark ist die frühere britische Kolonie als Finanzmetropole. Der Finanzsektor steuert rund 15 Prozent zur Wirtschaftskraft von Hongkong bei. Doch auch hier wird Singapur bedeutender. Singapur bemüht sich sein einziges Ziel aggressiv um eine Stärkung als Standort der Vermögensverwaltung“, sagt Simon Galpin, der den Investitionsagentur Invest HK leitet. Der Konkurrent in Südasien sei auch erfolgreicher in der Ansiedlung neuer Technologien und profilierte sich gegenüber Hongkong immer ausgeprägter als Forschungsstandort.

Die Schweizer Bank Julius Bär schließt nicht aus, künftig neue Standorte in der Region aufzubauen. Asien-Chef Thomas Meier kann sich drei voll ausgebaute Standorte Hongkong, Singapur und Schanghai vorstellen. Zurzeit ist Julius Bär hiervon noch ein ganzes Stück entfernt. Der Standort Singapur fungiert zurzeit noch vor allem als Buchungs- und Verwaltungszentrum, Schanghai hat Julius Bär im November 2011 als erste Stufe eine Repräsentanz gegründet. Hongkongs zentrale Rolle wurde durch den Erhalt ein-



Ein guter Immobilienstandort: Ausblick auf Hongkong.

Foto AFP

ner vollen Bankkredit im Jahr 2010 sogar noch gestärkt. „Wir bekennen wir uns damit klar zu diesem Standort“, sagt Meier, obwohl im Asien-Geschäft die Renditen denjenigen in der Schweiz hinterherhinken und alle Europäer die Erfahrung machen, dass in diesem Markt ein langer Atem nötig ist. Um hier erfolgreich zu sein, müssen die Banken die Reichen Asiens vor Ort umwerben, da diese noch häufiger Einzelgeschäfte tätigen, als (besonders lukrative) Mandate zur dauernden Vermögensverwaltung zu erteilen.

Das Potential ist riesig. Julius Bär schätzt, dass in den kommenden fünf Jahren die Zahl der Reichen in Asien mit Geldvermögen von mindestens einer Million Dollar um durchschnittlich 19 Prozent im Jahr wächst. Am stärksten geht es

in Indonesien und China voran. Davon könnten Singapur und Schanghai besonders profitieren.

Aber auch für Hongkong bieten sich Chancen. Simon Galpin von Invest HK verweist darauf, dass einerseits vermehrt kleinere Unternehmen den Weg nach Hongkong finden und andererseits Konzernzentralen angesiedelt werden. So hat jüngst General Electric den Leiter des ganzen Geschäfts außerhalb der Vereinigten Staaten in Hongkong installiert.

Nicht nur als Finanz-, sondern auch als internationaler Handelsstandort ist Hongkong bedeutend. In einer neuen Studie sagt die Großbank HSBC der Sonderverwaltungsregion bis Ende 2017 ein jährliches Wachstum von 4,5 Prozent voraus. Das ist zwar sichtbar weniger als die Zu-

wächse in der gesamten Region Asien-Pazifik, aber immer noch mehr als das Wachstum des Welthandels. Getragen wird laut HSBC die Handelsausweitung durch China. Aber auch der Warenverkehr mit Vietnam und Indien dürfte kräftig zulegen. Thomas Mandelkau vom deutschen Reeder Hapag-Lloyd warnt aber: Das gleich hinter der Grenze in China liegende Shenzhen hole im Containerverkehr kräftig auf. Als Hauptgrund nennt er die niedrigeren Gebühren. Die Abwicklung laufe in Hongkong aber weiterhin besser, sagt Mandelkau, aber der Nachbar in der Volksrepublik werde 2012 wohl trotzdem erstmals vor liegen. Hapag-Lloyd nutzt schon jetzt Shenzhen stärker als den angestammten Hafen.

Steigende Kosten sind mehr denn je ein Thema in Hongkong. Andere Faktoren kommen hinzu. Als Hauptgrund für die Verlegung der Asien-Zentrale von Hongkong nach Singapur im März 2010 nennt der Logistikkonzern Kühne + Nagel die wachsende Zahl internationaler Kunden am Konkurrenzstandort. Unterdessen fragen sich viele Leute in der Sonderverwaltungsregion, ob die Regierung in Peking das aufblühende Wirtschaftszentrum Schanghai mit dem Tiefwasserhafen Yangshan nicht noch stärker fördern werde und dies zu ihren Lasten gehe. Sie werde doch nicht die Gans schlachten, die goldene Eier lege, halten Offiziell aus Hongkong dagegen. Abgesehen davon profitiere man selbst vom Erstarben der Volksrepublik. Manager wiederum loben die Rechtssicherheit, die gute Infrastruktur und das einfache Steuersystem. Für Thorsten Jaede, Chef von Volkswagen in Hongkong, sind neben der niedrigen Gewinnsteuer für Unternehmen von 16,5 Prozent die ungehinderten Einfuhren und Ausfuhren große Pluspunkte. Ein besonders eingängiges Argument hält schließlich John Slosar, Chef der Fluglinie Cathay Pacific mit Heimat- hafen Hongkong, bereit. „Von hier aus erreichen sie in maximal fünf Flugstunden die Hälfte der Weltbevölkerung“, sagt er. „Das ist einmalig.“

Malaysia führt vor den Wahlen einen Mindestlohn ein

Untergrenze nach dem Vorbild anderer asiatischer Staaten

che. SINGAPUR, 1. Mai. Südasiens drittgrößte Volkswirtschaft verordnet sich einen Mindestlohn. Arbeiter auf der Halbinsel Malaysia, auf der zahlreiche ausländische Konzerne fertigen lassen, sollen künftig mindestens 900 Ringgit (224 Euro) im Monat verdienen. Diejenigen, die in den Landesteilen Sabah und Sarawak auf Borneo arbeiten, werden mindestens 800 Ringgit bekommen. Dies erklärte Malaysias Ministerpräsident Najib Razak am Dienstag. Nach Erhebungen der Regierung liegt die Armutsgrenze in Malaysia bei 760 Ringgit im Monat – damit würden die Mindestlöhne künftig ein Einkommen knapp über der Armut sichern. Gut drei Millionen Arbeiter sollten davon profitieren.

In Malaysia steht die Regierung vor Wahlen. Erst am Wochenende war es zu gewaltsamen Auseinandersetzungen von Demonstranten und der Polizei in der Hauptstadt Kuala Lumpur gekommen. Najib versucht, das Regierungsversprechen umzusetzen, das südasiatische Land bis 2020 zu einem entwickelten Staat zu machen. Seine Regierung fördert Industrieansiedlungen massiv. Dennoch grassiert die Sorge, dass sich die Schere zwischen Arm und Reich weiter öffnet. Damit steht Malaysia nicht allein da: Angeheizt durch den Arabischen Frühling, führen die hohen Teuerungsraten in den Ländern Asiens von Hongkong über Kambodscha bis China immer häufiger Protesten und einem Überdenken der Lohnpolitik.

Sogar einer der führenden Ökonomen des reichen Singapur sprach sich für eine „Lohn-Revolution“ aus: Singapur sollte Gehälter oberhalb von 15 000 Singapur Dollar (9163 Euro) im Monat über drei Jahre einfrieren und dafür die höheren Löhne um 50 Prozent anheben, die weniger als 1500 Dollar im Monat be- tragen, empfahl Lim Chong Yah, Profes-

sor der Technischen Universität Nanyang. Ein Analyst der Bank of America selbst die Idee als „ökonomischen Selbstmord“. Der reiche Stadtstaat Singapur, der an Malaysia grenzt, verzeichnet eine Inflationsrate von 5,6 Prozent. Während aber die oberen Schichten der Gesellschaft in der vergangenen Dekade ihr Haushaltseinkommen um gut 50 Prozent ausbauten, verloren die untersten 10 Prozent mit einem Zuwachs von nur 10 Prozent weitere Kaufkraft. Einen Mindestlohn indes lehnt Singapurs Regierung, die in einer tiefgreifenden Neuausrichtung ihrer Volkswirtschaft steckt, ab. In Hongkong dagegen gibt es einen Mindeststundenlohn (2,73 Euro). Meist werden die Mindestlöhne in Asien für einzelne Provinzen festgelegt. Aus Sorge vor Unruhen haben die Politiker die Mindestlöhne laufend an: China kündigt in seinem Fünf-Jahres-Plan an, sie jährlich um 15 Prozent zu steigern, Thailands neue Regierung verspricht einen Sprung um 40 Prozent auf umge-

Die hohen Teuerungsraten führen in vielen Ländern Asiens zu Unruhen – und einer neuen Lohnpolitik.

rechnet knapp 200 Euro monatlich. Vietnam hob den Mindestlohn für Arbeiter in Staatskonzernen um 27 Prozent auf 1,05 Millionen Dong (38 Euro) monatlich an, nach einem Sprung von 69 Prozent im vergangenen Oktober. Auch Taiwan hob den Mindestlohn. Arbeitgeber in China, wo Fabriken schon um 3000 Yuan (359,89 Euro) zahlen, klagen dagegen immer lauter, von Ländern wie Kambodscha, Vietnam oder Kambodscha unterboten zu werden.

Asien weitet den Freihandel aus

Auch Südostasien und Japan nehmen Verhandlungen auf

che. SINGAPUR, 1. Mai. Das Netzwerk der Freihandelsverträge in Asien wird enger. Japan und die Vereinigung der Südostasiatischen Staaten (Asean) sind übereingekommen, zum Ende dieses Jahres Verhandlungen über eine eigene Freihandelszone aufzunehmen. Innerhalb einer Dekade wollen Japan und die Asean-Länder ihr Handelsvolumen verdoppeln. Beide Regionen sind schon über verschiedene Handelsabkommen wirtschaftlich eng miteinander vernetzt. Japan arbeitet zudem an der vom amerikanischen Präsidenten Barack Obama vorangetriebenen Transpazifischen Partnerschaft (TPP), die Länder auf beiden Seiten des Pazifiks verbinden soll – unter ihnen Amerika, Australien und Singapur. Zugleich haben sich Japan, China und Südkorea darauf geeinigt, über eine eigene Freihandelszone zu verhandeln.

Asean seinerseits will 2015 eine Wirtschaftsgemeinschaft gründen, und einzelne Staaten der Gemeinschaft verfügen ebenfalls schon über eigene Handelsabkommen. Das nun geplante Abkommen soll der Grundstein der sogenannten Umfassenden Regionalen Wirtschaftspartnerschaft (RCEP) werden, in der neben den Asean-Staaten und Japan auch China, Indien, Südkorea, Australien und Neuseeland eingebunden sein sollen. Für Japan erscheint es aufgrund seiner strikt regulierten Landwirtschaft leichter, der asiatischen RCEP beizutreten als der TPP, wo es auf den Agrarstaat Amerika treffen würde. Aufgrund des Themas Landwirtschaft stockt auch die dritte Runde der parallel geführten bilateralen Verhandlungen zwischen Australien und Japan am Wochenende.

Aus Chinas Immobilienblase entweicht die Luft

Die Preise fallen – doch das ist nicht nur eine gute Nachricht: Bauträger gehen insolvent, Kredite könnten ausfallen / Von Christian Geinitz

PEKING, 1. Mai. Zhao Fei hat großes Glück, und das gleich doppelt: In Kürze wird er die Frau seines Lebens heiraten. Und bald könnte er ihr auch ein Eigenheim bieten, denn die Preise für Immobilien fallen – und bislang konnte sich Zhao Fei keine eigenen vier Wände leisten.

„In Schweizersees der Mann die Wohnung mit in die Ehe bringen, die Frau die Möbel“, sagt Zhao. Noch vor einem Jahr traute sein Geld vorn und hinten nicht dafür aus, dass er sich seinen Traum vom Apartment und damit von der eigenen Familie erfüllen konnte. Jetzt aber werden die Wohnungen immer billiger. „Gott sei Dank habe ich bisher keinen Vertrag unterschrieben“, Zhao will zwei oder drei Zimmer innerhalb des dritten Pekinger Stadtrings kaufen, auf 60 bis 70 Quadratmetern. Sein Budget dafür sind 2 Millionen Yuan (240 000 Euro), also rund 3700 Euro je Quadratmeter. Früher gab es dafür nichts Anständiges, seit einigen Monaten aber wird die Auswahl immer größer. „Ich bekomme auf alle Fälle etwas vor unserer Hochzeit“, sagt der Siebentwanzigjährige. „Ich warte noch, bis die Preise weiter zurückgehen.“

Die finanzielle Belastung für junge Chinesen wie Zhao ist erheblich. Eine Million Yuan geben Zhao Eltern dazu, 200 000 Yuan hat er selbst gespart. Die restlichen 800 000 Yuan nimmt er als Kredit über einen öffentlichen Hausaufbaus auf, in den Arbeitslosen Arbeitsplätze gleichmaßen einzahlen. Das Darlehen muss er 30 Jahre lang abstopfen, mit rund 4000 Yuan im Monat. Das ist viel Geld für das junge Paar, fast die Hälfte ihres Monatseinkommens. Er arbeitet als stellvertretender Direktor eines Übersetzungsbüros, seine Frau als Sekretärin in einem Filmarchiv, zusammen verdienen sie nach dem chinesischen Lohnniveau 10 000 Yuan (1200 Euro) im Monat.

Der chinesische Wohnungsmarkt ist schwer zu durchschauen. Wie in kaum einem anderen Land treffen dort Belange

und Eingriffe des Staates auf Interessen der Privatwirtschaft und der Banken. Auch innerhalb der Lager gibt es Differenzen. Auf Seiten der öffentlichen Hand etwa hängen die Kommunen finanziell vom Landverkauf ab und sind deshalb an hohen Preisen interessiert – auch deshalb, weil sie den Boden als Sicherheit für Kredite einsetzen, die ihre ausgelagerten Finanzgesellschaften (LQV) bei den Banken aufgenommen haben. Mit dem Geld

gelung anderer Anlagearten auf dem abgeschotteten Kapitalmarkt viel billiges Geld in die Bauwirtschaft floss. Die Investition- nien hielten die Wirtschaft am Laufen, die Immobilienbranche steuerte ein Sechstel zum Bruttoinlandsprodukt bei.

Doch schon bald stellten sich negative Effekte ein. Der Leerstand wuchs, man sprach von Spekulationen am Häusermarkt und verglich die Gefahren mit den geplatzen Blasen in Japan und Amerika.

wurden verteuert, der Kauf von Zweitwohnungen eingeschränkt, die Eigenmittelquoten angehoben, in manchen Städten Grundsteuern eingeführt. Diese Politik hatte Erfolg. Nach Angaben des Makler- und Marktforschungsunternehmens Sou Fang (Soufang) ist der durchschnittliche Quadratmeterpreis in Chinas zehn wichtigsten Städten zwischen März 2011 und März 2012 um 2 Prozent auf 15 454 Yuan gefallen. Bezogen auf das Projekt von

wieder mehr Leute Wohneigentum leisten könnten, reiche es angesichts realer Einkommenszuwächse um 10 bis 15 Prozent im Jahr eigentlich aus, die Preise stabil zu halten, argumentiert Michael Spencer, Chefvolkswirt der Deutschen Bank für Asien. Chinas Führung aber habe erklärt, die Preise deutlich verringern zu wollen.

Zuletzt hatte Ministerpräsident Wen Jiabao Anfang März bekräftigt, die Eindämmungspolitik fortzusetzen, „um die Wohnungpreise auf ein vernünftiges Niveau zu senken“. Wenn Käufer jedoch zu lange auf fallende Preise hofften, gefährde das die Immobilienwirtschaft, warnt Spencer. „Dann entsteht die Frage: Wie beleben wir einen Markt, der sich im freien Fall befindet?“ Der Zusammenbruch hätte verheerende Folgen auch für die Finanzwirtschaft: Nach Schätzungen der Deutschen Bank hängen 20 bis 25 Prozent aller Ausleihungen mit Immobilien zusammen. Erste Opfer hat die Branche schon zu beklagen. Weil er seine Schulden nicht zurückzahlen konnte, musste der Bauträger Guangzhou im südsichinesischen Shunde Insolvenz anmelden. In Hangzhou bei Schanghai ereilte die Unternehmen Glory Real Estate und Jinxiu das gleiche Schicksal. Bankrott, aber das Credit Suisse erwarten, dass sich die Welle ausbreitet. Insgesamt gibt es in China 60 000 Projektentwickler, die meisten sind Mittelständler.

Es gibt aber auch zusehends Stimmen. „Der Markt hat die Talsohle erreicht“, sagt Rosealea Yao von der privaten Analysegesellschaft Gavekal Dragonomics, die sich auf die chinesische Wirtschaftssprache, dass die Transaktionen wieder zunehmen. Noch könnten die Verkäufer die Preise aber nicht anheben, da sie auf hohen Beständen saßen und viele Neubauten fertig würden. „Aber die Angst vor einem Crash ist unbegründet.“ Tatsächlich wurden in einigen Städten die Preise schon wieder leicht angehoben. Der Markt zu beleben. Auch deshalb sind in acht der 70 größten Städte die Preise im März wieder gestiegen.

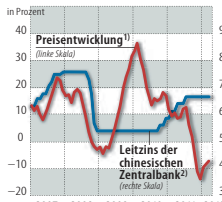


Ein guter Immobilienstandort? Besucher einer Wohnmesse in Schanghai.

Foto Reuters

Chinas Immobilienmarkt

Entwicklung der Häuserpreise und des Leitzins



1) Im gleitenden Durchschnitt für drei Monate in neun Städten im Vergleich zum Vergleichszeitraum. 2) Diskontsatz für einjährige Kredite. Quelle: Gavekal Dragonomics, Peking FAZ-Grafik Sieber

wurden riesige Infrastrukturvorhaben zur Konjunkturbelebung bezahlt, verordnet von der Zentralregierung.

Dieselbe Regierung aber bekämpft vehement die hohen Boden- und Häuserpreise. In den vergangenen drei Jahren sind Eigentumswohnungen um real 50 Prozent teurer geworden. Zunächst war das eine Korrektur nach dem vorangegangenen Werteverfall. Der Anstieg hatte aber auch mit „echter“ Nachfrage wegen des wachsenden Wohlstands zu tun. Genauso sehr dürfte dazu aber die lockere Geldpolitik in der Krise beigetragen haben, als in Erman-

Der Unmut der urbanen Mittelschicht nahm zu, weil sich die Leute keine Wohnungen mehr leisten konnten. Personen wie Zhao sahen ihren Lebensraum gefährdet und begannen am Wohlstandsversprechen der Führung zu zweifeln. Es bestand somit die Gefahr, dass sich dieser Frust

mit dem Ärger der Unterschichten über die hohe Lebensmittelpreise zu einem explosiven Gehäus vermischte hätte. Die Regierung, die nichts mehr fürchtet als solche Instabilitäten, handelte schnell. Sie verschärfte die Geldpolitik und kühlte den Immobilienmarkt ab. Hypotheken

Zhao Fei betrug der Preisrückgang rechnerisch 40 000 Yuan; das entspricht vier Nettomonatsentlohn.

Da sich der Preisverfall im vergangenen Quartal jeden Monat beschleunigt hat, warten Käuferinteressenten wie Zhao erst einmal weiter ab. Das könne klug sein, sagt He Tian, Chefanalyst der China Index Academy, die zu Sou Fang gehört: „Die Preise werden möglicherweise weiter nachgeben.“ Doch die Kaufzurückhaltung birgt auch die Gefahr, eine Abwärts Spirale in Gang zu setzen, die ungeahnte volkswirtschaftliche Folgen hätte. Damit sich

Frühindikator in China so hoch wie vor 13 Monaten

PEKING, 1. Mai (Reuters). Der chinesische Einkaufsmannager-Index, einer der wichtigsten konjunkturellen Frühindikatoren, ist im April auf den höchsten Stand seit 13 Monaten gestiegen. Den am Dienstag vorgelegten Zahlen zufolge legte der Index auf 53,3 von 53,1 Punkten im März zu. Volkswirte hatten allerdings noch ein niedrigeren Anstieg erwartet. Gleichwohl könnte der Sprung darauf hindeuten, dass die chinesische Wirtschaft inzwischen ihre Talsohle erreicht hat. Der globale Konjunkturausbruch hatte zuletzt auch vor der zweitgrößten Volkswirtschaft der Welt nicht haltgemacht.

Australien senkt Leitzins deutlich

che. SINGAPUR, 1. Mai. Australien hat seinen Leitzins überraschend weiter gesenkt. Die Reserve Bank of Australia nahm den Zins deutlich um 50 Basispunkte zurück, nachdem sich die Konjunktur in Australien spürbar abkühlte. Die Hauspreise sind nun seit fünf Quartalen gefallen. Mit 3,75 Prozent steht der Leitzins jetzt wieder so niedrig wie zuletzt Anfang 2010. In der zweiten Hälfte des vergangenen Jahres hat sich das Wachstum der Weltwirtschaft verlangsamt, und das dürfte sich fortsetzen. Auch das Wachstum in China hat nachgegeben und dürfte weiterhin auf nachhaltigem Niveau verharren“, sagte Zentralbankgouverneur Glenn Stevens am Dienstag. China ist als Importeur von Rohstoffen Australiens wichtigster Handelspartner. Die Inflationsrate „down-under“ sieht Stevens für dieses Jahr im Korridor von 2 bis 3 Prozent, den die Notenbank gesetzt hat. Der australische Dollar gab infolge der Zinssenkung um fast einen Cent gegenüber dem amerikanischen Dollar nach, die Rendite für zehnjährige Staatsanleihen fiel auf 3,55 Prozent und damit auf das niedrigste Niveau seit den fünfziger Jahren.

Rösler fordert von Energiewirtschaft mehr Investitionen

BERLIN, 1. Mai (Reuters/AFP). Vor dem Energietreffen am Mittwoch im Kanzleramt hat Bundeswirtschaftsminister Philipp Rösler zügige Investitionen der Wirtschaft in die Stromnetze gefordert. In den kommenden zehn Jahren würden mehrere tausend Kilometer neue Stromnetze und zusätzliche fossile Kraftwerke benötigt, sagte der Vorsitzende der FDP am Dienstag der Zeitung „Die Welt“. „Nur so können wir die Versorgung sichern.“ Damit die Wirtschaft investiere, sollten die Planungsverfahren beim Ausbau der Stromnetze und beim Neubau von Kraftwerken weiter optimiert werden. Das solle gelingen mit dem Bundesbedarfsplangesetz, das Ende 2012 vorgelegt werden solle. Im Mittelpunkt des Treffens von Vertretern der Regierung, der Länder, der Energiekonzerne und Bundesnetzagentur soll aber angeblich der Bau neuer Gaskraftwerke stehen.

Politiker der Opposition kritisierten vor dem Gipfel die bisherige Umsetzung der Energiewende scharf. Der Parteichef der SPD Sigmar Gabriel kritisierte hingegen die Auswahl der Teilnehmer an dem Treffen. „Es ist ein großer Fehler, dass die Kanzlerin die Stadtwerke, die der Energiewende wirklich Schub geben könnten, einmal mehr brüskiert“, sagte er. Ähnlich äußerte sich der Fraktionschef der Grünen im Bundestag Jürgen Trittin. „Einladen sind mit dem großen Konzern und den Netzbetreibern die Verlierer und Blockierer der Energiewende“, sagte er. Sigmar Gabriel kritisierte überdies im Interview mit der „Welt“, dass es in den wichtigen Punkten Netzausbau, Erneuerbare Energien, Energieeffizienz und Gebäudesanierung keinerlei Fortschritte gebe. Zuvor hatte schon SPD-Fraktionschef Frank-Walter Steinmeier die Energiewende als „Desaster“ kritisiert. „Das Ausstiegskonzept wurde mit heißer Nadel gestrickt, der Netzausbau kommt nicht in Gang und die Integration der erneuerbaren Energien misslingt“, sagte er der Zeitung „Hannoversche Allgemeine“. Bundeskanzlerin Angela Merkel (CDU) sprach sich derweil vor dem Gipfeltreffen in einem Zeitungsinterview für eine Stärkung der Förderung von Windenergie-Projekten auf See (Offshore) aus. (Windrider in Sennet, Seite 15)

Im Gespräch: Volker Wieland, Stiftungsprofessor für Monetäre Ökonomie an der Goethe-Universität Frankfurt

„Spar- und Wachstumspolitik sind kein Gegensatz“

In einer Rezession kann es für ein Land sinnvoll sein, den Staatshaushalt langsamer zu sanieren. Im Gegenzug sei Angebotspolitik notwendig, um Wachstum zu ermöglichen, sagt Volker Wieland.

Herr Wieland, in Europa ist eine Debatte über die richtige Wirtschaftspolitik in der Krise ausgebrochen. Gibt es aus Ihrer Sicht einen Gegensatz zwischen Austerität, also Spar-, und Wachstumspolitik?

Überhaupt nicht. Dieser Widerspruch existiert nicht. Das Ziel der Austeritätspolitik besteht darin, den Bestand an Staatsschulden im Verhältnis zum Bruttoinlandsprodukt zu reduzieren. Hierfür ist Wirtschaftswachstum ein wichtiger Bestandteil. Das ist in einer Rezession natürlich schwierig. Aber die Rückgewinnung der Schuldentragfähigkeit ist ohnehin ein langfristiger Prozess. Daher ist es wichtig, Maßnahmen zu treffen, die langfristig zu mehr Wirtschaftswachstum führen.

Welche Möglichkeiten zur Kräftigung des Wirtschaftswachstums sehen Sie?

Das wichtigste Mittel ist Angebotspolitik mit dem Ziel, die Wirtschaft von Hemmnissen zu befreien, um eine effektivere Nutzung von Kapital und Arbeit zu ermöglichen. Hierzu müssen die Produkt- und Arbeitsmärkte flexibler gestaltet werden. Außerdem sollte das Steuersystem so gestaltet sein, dass es Anreize zu Produktion und wirtschaftlicher Dynamik möglichst wenig schwächt. Woher soll sonst Wachstum kommen? Keynesianische Ausgabenprogramme können sich viele hochverschuldete Staaten überhaupt nicht leisten. Überdies zeigen die Erfahrungen aus den Vereinigten Staaten seit dem Jahre 2009, dass solche Ausgabenprogramme ohnehin kaum wirken.

Die Kritiker der Austeritätspolitik fürchten eine konjunkturelle Abwärtsspirale: Die Rezession vergrößere die staatliche Neuverschuldung, als deren Folge Austeritätspolitik beschlossen werde, die wiederum die Rezession verschärfe.

In einer solchen Situation kann es durchaus sinnvoll sein, die fiskalische Konsolidierung zeitlich zu strecken. Die



Volker Wieland

Foto privat

Befürchtung, dass Kürzungen von Staatsausgaben in einer Rezession die Rezession verschärfen, ist ja nicht unbegründet.

Was halten Sie von Steuererhöhungen als Alternative zu Ausgabenkürzungen?

Höhere Steuern bringen größere Nachteile mit sich, da sie wirtschaftliche Entscheidungen verzerren und damit in der Regel das langfristig mögliche Wirtschaftswachstum reduzieren.

Das heißt, Sie würden ein in einer Rezession befindliches Land wie Spanien nicht zwingen, stat an vorab festgelegten langfristigen Defizitziele zu halten?

Nein. Die Frage ist aber, wie sehr sich ein Land leisten kann, seine fiskalpolitische Konsolidierung zu strecken, ohne die Fähigkeit zu verlieren, seine Verschuldung am Kapitalmarkt zu refinanzieren. Das hängt von der Glaubwürdigkeit der Politik eines Landes ab. Wenn die Glaub-

würdigkeit sehr gering ist, muss eine Regierung zupackende Politik betreiben. Den Worten müssen Taten folgen.

Wie soll das funktionieren?

Ein Land, das seine fiskalpolitische Konsolidierung strecken will, muss im Gegenzug bei der Liberalisierung seiner Arbeitsmärkte oder der Reform seiner Rentensysteme voranschreiten. Es geht hier nicht um einen Konflikt zwischen Angebots- und Nachfragepolitik, sondern darum, wie ein Konsolidierungsprogramm glaubwürdig aufgesetzt und erfolgreich durchgeführt werden kann. Im Falle von Ländern wie Spanien stellt sich zudem die Frage, ob hier nicht ein Programm des IWF sinnvoll wäre.

Die Spanier erwachen bisher nicht den Eindruck, als wollten sie unter einen Rettungsschirm schlüpfen.

Ein solches Programm könnte der IWF

alleine anbieten. Die Regierung in Madrid müsste nicht um Hilfen aus dem EFSF bitten. Es geht nicht einmal darum, ob Spanien viel Geld aus einem solchen Programm bekommt. Es ging um die mit einem solchen Programm verbundenen wirtschaftspolitischen Auflagen, die Spaniens Regierung zu beschleunigten Reformen zwingen und für mehr Glaubwürdigkeit am Markt sorgen würden. Damit erhalte die spanische Regierung auch Spielraum in der Haushaltspolitik.

Im Zuge der Forderungen nach mehr Wirtschaftswachstum in Europa dürfen auch Forderungen nach einem Beitrag Deutschlands gestellt werden, zum Beispiel nach einem Konjunkturprogramm. Was halten Sie davon?

Man darf Deutschland nicht überschätzen. Wir sind nicht die Vereinigten Staaten von Amerika. Unser langfristiges Wachstumspotential wird unter einer schnell alternen und schrumpfenden Bevölkerung leiden. Die deutsche Staatsverschuldung ist heute schon hoch, so dass wir nicht in der Lage sind, auch noch die Schulden Europas mitzutragen. Aber auch Deutschland könnte innerhalb eines europäischen Wachstumsprogramms einen Beitrag liefern.

Welchen Beitrag meinen Sie?

Wir haben zwar viele Unternehmen, die international sehr kompetitiv sind, aber es gibt auch Sektoren, die weniger offen und flexibel sind. Hier würde es helfen, den Wettbewerb zu stärken und den Zugang für ausländische Unternehmen und Arbeitskräfte zu verbessern, zum Nutzen unserer europäischen Partner. Das wäre sinnvoller als ein Konjunkturpaket, das bestenfalls kurzfristig eine Effekt hätte und nur in geringem Maße zu Nachfrage nach Gütern aus den besonders betroffenen Euroländern führen würde.

Was könnte die Geldpolitik noch tun?

Die Geldpolitik ist im Moment sehr expansiv. Insbesondere durch die dreijährigen Geldgeschäfte bei drastisch gelockerten Sicherheitsrahmen hat die EZB noch einmal besonders die Konditionen in den von der Schuldenkrise betroffenen Ländern verbessert. Diesen Moment gilt es jetzt in den nationalen Konsolidierungs- und Reformbemühungen zu nutzen. Darüber hinaus kann sich meines Erachtens die EZB nur am gesamteuropäischen Ausblick orientieren.

Das Gespräch führte Gerald Braunberger.

Zweifel an Einigung auf Kapitalregeln

FRANKFURT, 1. Mai (Reuters). Kurz vor dem Sondertreffen der EU-Finanzminister zu den neuen, schärferen Kapitalregeln für Banken bleiben Zweifel an einer raschen Einigung. Dänische Diplomaten sprachen in Brüssel zwar von einer Mehrheit für den Kompromissvorschlag der dänischen Ratspräsidentschaft, Großbritannien hält aber an der Forderung nach größeren Freiheiten für einzelne Staaten bei der Festlegung der Kapitalpuffer für ihre Banken fest.

Eine einheitliche Festlegung der harten Kernkapitalquoten auf sieben Prozent ist längst vom Tisch. Länder wie Großbritannien und Schweden wollen fünf Prozentpunkte mehr verlangen können, ohne dass die EU zustimmen muss. Dänemark will ihnen nur Aufschläge von drei Prozent zugestehen. „Die Ratspräsidentschaft glaubt, dass es eine ausreichende Mehrheit für diesen Teil des Pakets gibt. Wir glauben, dass die Sache entscheidungsreif ist“, sagte ein dänischer Diplomat. Für Dänemark sei es eine Frage der Glaubwürdigkeit, die Verhandlungen über die Umsetzung der neuen Kapitalregeln (Basel III) bis zum Ende seiner Präsidentschaft im Juni abzuschließen. Die Finanzminister der EU-Mitgliedstaaten sollen den Streit während eines Sonder-

Die einheitliche Festlegung der harten Kernkapitalquoten auf sieben Prozent ist vom Tisch.

treffens an diesem Mittwoch lösen. Ein britischer Diplomat sagte aber, bis zu einer Einigung seien weitere Gespräche nötig. „Man kann den Fakt nicht ignorieren, dass es eine Menge Geld kosten würde, wenn das falsch läuft.“ Auch Schweden wehrt sich: Eine Genehmigungspflicht höherer Kapitalanforderungen durch die Kommission sei nicht akzeptabel, erklärte das Finanzministerium in Stockholm. Das Land verweist auf die Risiken, die sein Bankensystem für das ganze Land berge. Das schwedische Bankensystem sei vielmehr größer als die Wirtschaftsleistung des Landes. Noch bedeutsamer seien die Banken nur in Großbritannien und in der Schweiz.

Italien will Bürokratie mit neuem Kommissar straffen

4,2 Milliarden Euro Einsparungen für dieses Jahr versprochen / Monti verliert an Ansehen

tp. ROM, 1. Mai. Die italienische Regierung unter Ministerpräsident Mario Monti hat wegen ihrer drastischen Steuererhöhungen in den vergangenen Wochen viel Zustimmung unter den italienischen Wählern eingeblüht. Parteien und Gewerkschaften rufen immer lauter nach allgemeinen Steuerensenkungen, die durch Einsparungen bei den öffentlichen Ausgaben finanziert werden sollen. Die Regierung Monti hat daher am Montag, kurz vor den Maikurlandungen, den 78 Jahre alten Enrico Bondi, Sanierer von Montedison und Parmalat, zum „außerordentlichen Kommissar für die Rationalisierung der Ausgaben“ ernannt.

Bondi, der ohne Entgelt für die Regierung arbeiten will, soll noch in diesem Jahr 4,2 Milliarden Euro einsparen und damit die bereits für den Herbst beschlossene Erhöhung der Mehrwertsteuer von 21 auf 23 Prozent überflüssig machen. Zugleich wurden zwei weitere Kommissare berufen: Der in den Vereinigten Staaten lehrende Wirtschaftsprofessor Francesco Giavazzi soll die Subventionen an Unternehmen rationalisieren, der ehemalige Ministerpräsident Giuliano Amato das skandalumwittelte System der Parteienfinanzierung reformieren.

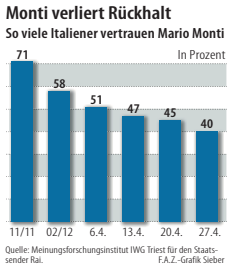
Die italienischen Parteien – einschließlich diejenigen, die Montis Regierung im Parlament formell unterstützen – haben aber schon einige Ausnahmen von den Kürzungen gefordert. Die Lega Nord, die sich als Oppositionspartei sieht, ruft zudem zum Steuerstreik gegen die neue Immobiliensteuer der Regierung Monti auf. Von vielen Seiten wird darüber gelästert, dass sich die Regierung von Fachleuten nun einen „Super-Fachmann“ für die Einsparungen hole, nachdem der bisher damit betraute Wirtschaftsprofessor und Minister für die Beziehungen zum Parlament, Piero Giarda, mit seiner Aufgabe nicht vorankam. Er hatte über Mangel an Entscheidungskompetenzen geklagt.

Während Mario Monti seiner Regierung weiterhin zugestimmt hat, sieht sie ihn vor einem finanziellen Absturz wie in Griechenland bewahrt habe, kritisieren



Mario Monti

Foto dpa



EZB-Präsident Mario Draghi und immer mehr andere Ökonomen, dass Italien zu viele Steuern erhöhe. Obwohl Italien schon 2011 mit einer Abgabquote auf den Durchschnittslohn von 47,6 Prozent zu den Spitzenreitern in der OECD gehört, kommen 2012 noch große Steuerlasten hinzu.

Die Regierung hat schon im Dezember die Mineralölsteuer auf Benzin um 8 Cent und auf Diesel um 11 Cent erhöht, was den Italienern nun Rekordpreise beschert – der Liter Benzin kostet rund 1,90 Euro, Diesel etwa 1,80 Euro.

Insgesamt soll die Mineralölsteuererhöhung im laufenden Jahr 5,9 Milliarden Euro bringen. Dazu kommen nach den Plänen der Regierung Monti 10,7 Milliarden Euro aus einer neuen Immobiliensteuer, 2,2 Milliarden Euro aus zusätzlichen regionalen Einkommensteuern, 1,2 Milliarden Euro aus einer Abgabe auf Wertpapierdepots sowie 1,5 Milliarden Euro aus einer nachträglich erhobenen Steuer auf zurückgeflissenes Kapital aus der letzten Steueramnestie. Insgesamt belaufen sich die Steuererhöhungen für 2012 auf 26,6 Milliarden Euro oder etwa 1,7 Prozent des Bruttoinlandsprodukts (BIP).

Die Italiener entdecken nun, dass sie für ihr Häuschen oder ihre Wohnung in diesem Jahr 500 oder 1000 Euro an Immobiliensteuer bezahlen müssen, für das Feriendomizil gelten noch deutlich höhere Steuersätze. Die Aussicht auf höhere Steuern hat dazu beigetragen, dass das Verbrauchervertrauen auf den tiefsten Stand seit Beginn der Messung im Jahr 1996 gefallen ist. Für dieses Jahr wird ein Rückgang des BIP um 1,5 Prozent vorausgesagt.

Zugleich lässt der Wachstumsschub auf sich warten, den Ministerpräsident Monti als Frucht der Liberalisierungen und Arbeitsmarktreformen in Aussicht gestellt hatte. Montis Kritiker urteilen, dass die Reformen zu halbherzig gewesen seien. Der Ministerpräsident wünscht sich dagegen immer mehr, dass in Brüssel und Berlin für das italienische Wachstum gesorgt wird. Daher spekulieren Italiens Medien nun täglich über Wachstumsinitiativen, die Italien gemeinsam mit Deutschland beschließt. Zudem wünschen sie sich einen Wahlsieg der Linken in Frankreich.

Kurze Meldungen

Brüssel überprüft Budgets

Die EU-Kommission beginnt in dieser Woche eine scharfe Überwachung der Wirtschafts- und Haushaltspolitik in den EU-Staaten. Die meisten Mitgliedsländer, darunter auch Deutschland, schickten die mehrjährigen Pläne rechtzeitig nach Brüssel, teilte die EU-Behörde mit. In letzter Minute hatten Belgien, Dänemark und Großbritannien ihre Unterlagen eingereicht. Die Frist endete Montag um Mitternacht. Am Dienstag fehlten die Dokumente von Italien, Portugal und Zypern, wie die Kommission mitteilte. Hin-

tergründe dazu blieben unklar. Ein Kommissionssprecher sagte: „Mittwoch können wir genau prüfen, welche Unterlagen letztlich angekommen sind.“ dpa

Britische Industrie schwächer

Der Einkaufsmanagerindex (PMI) für das Verarbeitende Gewerbe in Großbritannien ist im April angesichts deutlich rückläufiger Neuaufträge stärker gefallen als erwartet. Der Index sank auf 50,5 Punkte von 51,9 im Vormonat, wie der Dienstleister Markt berichtet. Ein Indexstand über der Marke von 50 Punkten deutet auf ein Wachstum des Sektors hin. Dowjones

Olympia als Strohfeuer

Die Ratingagentur Moody's rechnet nur mit einem kurzzeitigen Auftrieb der britischen Wirtschaft durch die Olympischen Spiele in diesem Sommer. Es sei nicht zu erwarten, dass die Sportveranstaltung die Konjunktur nachhaltig ankurbelt, teilte Moody's am Dienstag mit. Reuters

BAHN

Die lohnt sich doppelt:

25 % Rabatt.

100% Ökostrom.

BAHN

Probe BahnCard

25

08.12

GÜLTIG VOM: 16.04.12 BIS: 15.08.12

Max Mustermann

7081 0000 0000 0000

Alle Infos unter:

www.bahn.de/bahncardgruen

Verlängert sich ohne rechtzeitige Kündigung automatisch um ein Jahr (BahnCard 25-Abo mit 100% Ökostrom).

Jetzt noch umweltfreundlicher reisen. 4 Monate testen. 25% sparen. Nur 29 Euro.

Seien Sie dabei: Reisen Sie mit 100% Strom aus erneuerbaren Energien quer durch Deutschland. Und so funktioniert's: Die Menge an Energie, die Sie auf Ihren Fahrten im Fernverkehr durchschnittlich verbrauchen, wird von uns als Ökostrom eingekauft und ins Bahn-Stromnetz eingespeist. Etwöchentlich vom 16.4. bis 30.6. 2012 überall, wo es Fahrkarten gibt, und auf www.bahn.de.

Die Bahn macht mobil.

Briefe an die Herausgeber

Unter dem Anspruch der Wirtschaft

Zur Leitglosse von Jasper von Altenbockum „Marktkonform“ (F.A.Z. vom 4. April): Viele Politiker haben sich auf die „Vereinbarkeit von Familie und Beruf“ absolut einseitig fixiert und übersehen, dass es im Grundgesetz nach den Artikel 6 (2) gilt: „Pflege und Erziehung der Kinder sind das natürliche Recht der Eltern und die zuvörderst ihnen obliegende Pflicht.“ Diese Wertvorstellung ist offenbar das Papier nicht mehr wert, auf dem sie geschrieben ist, denn politisch wurde, wild, getrieben von der Wirtschaftslobby, alles dafür getan, dass die Eltern ihre Kinder im Wesentlichen nicht mehr selbst erziehen, sondern dass sie ihre Erziehungsberechtigung möglichst früh und unfähig – ökonomisch gesagt – outsourcen müssen oder wollen.

Wer dennoch seine Wertvorstellungen vom Artikel 6(2) leiten lässt und seine Kinder möglichst selbst erziehen will, dem

soll das nicht auch noch durch ein als „Herdprämie“ diskriminiertes „Betreuungsgeld“ besonders anerkannt werden.

Damit konkretisieren bestimmte Politiker offensichtlich GG Artikel 6 (1): „Ehe und Familie stehen unter dem besonderen Schutz des Staates.“ Man sollte – im Sinne der normativen Kraft des Faktischen – diesen Grundgesetz-Wortlaut ändern: „Ehe und Familie stehen unter dem besonderen Anspruch der Wirtschaft.“ Dafür dürfte sich, gemessen an Worten und Taten, eine breite Mehrheit im Bundestag finden, obwohl es den „christlichen“ ebenso wie den „sozialen“ Politikern besonders klar sein müsste, welchen spezifischen Entfremdungsprozess sie vorantreiben, wenn sie die Fremdbetreuung von Klein- und Kleinstkindern fördern und empfehlen.

HEINRICH SCHÜTZ, FRANKFURT AM MAIN

Kaum zu ertragen

In der Diskussion über das Betreuungsgeld für Eltern, die ihre kleinen Kinder zu Hause erziehen wollen, findet eine kaum zu ertragende Vermischung von Aspekten statt. Dem Steuerzahler wird weisgemacht, dass das Betreuungsgeld – 100 bis 150 Euro pro Monat – zu teuer sei, dagegen wird nicht gesagt, wie teuer die Krippenbetreuung ist – ungefähr 600 bis 800 Euro pro Monat. Es wird argumentiert, Frauen, die Kinder zu Hause betreuen, kommen schlechter weg, wenn sie wieder in den Beruf wollen. Das ist richtig, gilt aber für jede Frau, die schwanger wird, schlimmer noch für Frauen, die zweimal oder mehrmals schwanger werden müssen. Dass diese Frauen in jeglicher Hinsicht schlechter gestellt sind, liegt an den ungerechten Scheidungs- und Rentengesetzen. Diese müssen geändert werden.

Es wird behauptet, dass Kinder in öffentlichen Einrichtungen – Krippen für Kinder zwischen drei bis sechs Jahren – besonders gut gefördert werden. Das gilt für

Familien aus bildungsfernen Schichten; etwa zehn Prozent der Bevölkerung. Jeder, der sich mit diesem Thema beschäftigt hat und einen gesunden Menschenverstand besitzt, weiß, dass es für normale Mütter und Kinder das Beste ist, in den ersten drei Jahren möglichst intensiv zusammen zu sein.

Es wird darüber geklagt, dass so wenige Kinder, vor allem von Akademikerinnen geboren werden. Wie soll das Dilemma zwischen natürlichem Kinderwunsch und Leistungsdruck, dem diese Frauen ausgesetzt sind, gelöst werden? Natürlich brauchen wir gut ausgebildete Leistungsträger, aber auch Kinder, die psychisch stabil und kreativ sind. Das Betreuungsgeld kann ein kleiner Ausgleich für diejenigen sein, die die versprochene Wahlfreiheit wahrnehmen und sich für eine vernünftige Kinderbetreuung entscheiden und damit unserem Land einen großen Dienst erweisen.

HELMI TÄSCHNER, ESSLINGEN

Auf dem linken Auge mehr oder weniger blind

Dem recht kritischen Urteil Wolf Krötches über das Buch von Erwin Bischof „Honeckers Handschlag – Beziehungen Schweiz–DDR 1960 bis 1990 – Demokratie oder Diktatur“ vermag ich – soweit es den Theologen Karl Barth betrifft (und um ihn geht es im Wesentlichen in Krötches Beitrag) – nicht zuzustimmen.

Mit einem Siebzehnjährigen, der in die Waffen-SS eintritt (Günther Grass), darf man – seines Alters wegen – nachsichtig sein, mit einem berühmten dreundschaftlich-jahrgangigen Theologieprofessor, der 1949 Josef Stalin „einen Mann von Format“ nennt, jedoch nicht. Er konnte nur wirklich wissen, von den Millionen Toten in der Ukraine (Anfang der dreißiger Jahre), von den Tausenden Toten nach den

Säuberungsprozessen 1936 bis 1938, von den Millionen (ob Russen, ob Deutsche, ob ...) , die in den zahllosen Gulags unter schrecklichen Bedingungen arbeiteten und starben.

Es ist meines Erachtens nicht zu bestreiten: Karl Barth war auf dem linken Auge mehr oder weniger blind; wie sein hochgeachteter Kollege, der Theologieprofessor Emanuel Hirsch auf dem rechten Auge blind war. Dass der eine von den Religions-Sozialen herkam, der andere aus deutschland-nationalem Hause, erklärt wenig, entschuldigt aber nichts. All das mindert – bei beiden! – nicht meinen Respekt vor ihrer großen wissenschaftlich-theologischen Leistung.

ALFRED PETERS, BIELEFELD

Computer an der Wahlurne

Die Aussagen von Constanze Kurz in ihrem Beitrag „Wer kontrolliert die Wahlcomputer?“ (F.A.Z. vom 20. März) bedürfen, soweit sie die rechtliche Situation in Deutschland betreffen, einer klarstellenden Ergänzung. Mit Bezug auf das Urteil des Bundesverfassungsgerichts vom 3. März 2009 stellt Frau Kurz fest: „In Deutschland ist den Herstellern von Wahlcomputern und Online-Wahlsystemen seit 2009 der Weg verbaut.“ Diese Aussage ist im Grunde nachteilig, nicht haltbar. In dem Urteil werden allerdings Anforderungen gestellt und Grenzen der Zulässigkeit konkretisiert.

Zu der Frage, unter welchen Voraussetzungen der Einsatz elektronischer Wahlgeräte zulässig ist, ergibt sich Folgendes aus dem Urteil des Bundesverfassungsgerichts: Die Öffentlichkeit der Wahl muss eine gewisse Einsichtnahme gewährleisten. Sachkenntnis des Bürgers bezüglich der Informationstechnik darf dazu nicht vorausgesetzt werden. Alle wesentlichen Schritte der Wahl müssen für den Bürger auch ohne jegliche Sachkenntnis der elektronischen Systeme überprüfbar sein. Allerdings kann nach dem Urteil des Bundesverfassungsgerichts ein vom Bürger überprüfbares Papierprotokoll ein geeigneter Bestandteil des Wahlablaufs sein. Soweit es eine hinreichende Grundlage für die spätere Nachprüfbarkeit bietet.

Die Wahlentscheidung darf also jedenfalls nicht getroffen werden, indem der Wähler einen elektronischen Ablauf durch Knopfdruck oder das Berühren eines Bildschirmfeldes startet. Falls die Wahl aber wie bisher durch Einwurf eines Wahlzettels in eine Wahlurne erfolgt, kommt es vor allem darauf an, den gesamten Ablauf nach dem Einwurf so zu gestalten, dass eine ständige Überprüfbarkeit durch einen Bürger ohne Sachkenntnis der elektronischen Systeme gewährleistet ist.

Es gibt verschiedene Wege, unter Berücksichtigung dieser Anforderungen und damit in Übereinstimmung mit dem Bundesverfassungsgericht eine Wahl automatisch durchzuführen. Bei jedem dieser Wege gibt der Wähler eine vorläufige Wahlentscheidung in der Wahlkabine über eine geeignete Eingabevorrichtung in einen Wahlcomputer ein. Nach Abschluss aller Eingaben wird auf Anforderung des Wählers in der Wahlkabine ein Stimmzettel ausgedruckt. Der Wähler überprüft den Stimmzettel. Falls der Inhalt des Stimmzettels seiner Wahlentscheidung entspricht, wirft der Wähler ihn in die Wahlurne. Bei Nichtübereinstimmung

lässt der Wähler sich einen neuen, nach seinen Anweisungen geänderten Stimmzettel ausdrucken und wirft diesen ein. Der Einwurf des Stimmzettels in die Wahlurne – und nicht bereits dessen Druck – ist die eigentliche Wahl und erfolgt unter Aufsicht der Wahlleitung. Der Inhalt der Wahlurne ist damit das verbindliche Wahlergebnis. Die endgültige Wahlentscheidung des Wählers, der Inhalt des eingeworfenen Stimmzettels, bleibt aber dennoch zunächst Wahlcomputer gespeichert.

Nach Abschluss der Wahl gibt es dann verschiedene alternative Möglichkeiten des Vorgehens. Der einfachste Weg besteht darin, dass der Wahlcomputer nach Schließung des Wahllokals nur das vorläufige amtliche Endergebnis ermittelt, und anschließend werden die Stimmzettel persönlich ausgezählt. Alternativ kann man direkt nach Abschluss der Wahl die Wahlurnen versiegeln und nicht nur das vorläufige, sondern auch das endgültige Wahlergebnis aus dem Wahlcomputer entnehmen. Die erforderliche Sicherheit und die Beteiligung der Öffentlichkeit werden dann durch Stichprobenkontrollen und eine langfristige Archivierung der versiegelten Wahlurnen oder sogar durch einen vollständigen Vergleich mit den Inhalten der Wahlurnen hergestellt. Bei Abweichungen ist dabei immer der Inhalt der Wahlurne rechtlich entscheidend.

Dem Gewährleisten der Anforderungen des Bundesverfassungsgerichts bei Einsatz eines Wahlcomputers kann dabei das deutsche Patent DE 10 2007 057 024 (Vorrichtung zur automationsgestützten Durchführung einer Wahl) dienen. Das Patent ist abrufbar über das Informationssystem des Deutschen Patentamts (www.depatent.de).

DR. PAUL STEFAN PÜTTER, RATINGEN

Schwarmintelligenz

Zum Brief von Leser Simon Niederle zum Thema Piratenpatent: „Je größer, desto schwarmdümmer“ (F.A.Z. vom 23. April): Ich erinnere mich, vor etwa fünfzig Jahren im Radio einen Vortrag von Konrad Lorenz zum Thema der Schwarmintelligenz gehört zu haben. Er referierte über die Frontalhirnen der Fische. Er experimentierte, bei denen man Elritzen ein Stimmzettel in eine Wahlurne einwarf. Der operierte Fisch verlor dadurch die Fähigkeit, sich nach dem Schwarm zu richten. Der Versuch endete damit, dass sich nun der ganze Schwarm nach dem letzten Fisch richtete.

WERNER SLENCZKA, MARBURG

Im Gespräch: Werner Wenning, Aufsichtsratsvorsitzender der Eon AG

„Das Vergütungssystem bei Eon funktioniert“

In der Debatte um Vorstandsgehälter in Dax-Konzernen sieht der Aufsichtsratschef das Energieunternehmen gut aufgestellt. Die Energiegewende werde ohne Eon nicht funktionieren, sagt er.

Der Brief von prominenten Vertretern der Regierungskommission für gute Unternehmensführung an die Aufsichtsratsvorsitzenden der Dax-Unternehmen hat die öffentliche Debatte über ausufernde Vorstandsgehälter und -pensionen angeheizt. Wie ist Ihre Position?

Insgesamt erscheint mir die öffentliche Diskussion etwas undifferenziert. Vergütungssysteme für Vorstände müssen in das Gesamtvergütungssystem des Unternehmens passen und darüber hinaus in angemessenem Bezug zu den Aktionärsinteressen stehen. Obergrenzen für die variable Vergütung sind für mich selbstverständlich.

In dem Brief werden der zweistellige Anstieg der Bezüge der Vorstandsmitglieder und der Arbeitnehmerinnen um durchschnittlich 3,3 Prozent im Jahr 2011 angesprochen und die Sorge über Forderungen nach Regelungen im Kodex oder gar durch Gesetz ausgesprochen.

Grundsätzlich sollten die Vergütungssysteme so aufgebaut sein, dass auch der berühmte Mann am Band von der positiven Entwicklung eines Unternehmens profitiert. Aber wenn es schlechter geht, muss auch das alle treffen, natürlich differenziert, abhängig von der jeweiligen Verantwortung für den Gesamterfolg.

Die aktuelle Diskussion wird durch die auf 17,5 Millionen Euro hochgeschwollenen Bezüge von VW-Chef Martin Winterkorn befeuert. Aber ist die Vergütung der Eon-Vorstandsmitglieder nicht kritischer? Ein Milliardenverlust, kaum Wertsteigerung, enorme Einbußen für die Aktionäre und der Abbau von 11.000 Arbeitsplätzen zeugen vom schlechtesten Jahr aller Zeiten. Nur die Vorstandsbezüge spiegeln das nicht wider.

Die zur Auszahlung kommenden Bezüge der Vorstände beweisen, dass das Vergütungssystem bei Eon funktioniert, denn die Bezüge liegen unter Vorjahr, unter dem Zieleinkommen und unter Markt. Der Rückgang ist vor allen Dingen in der Langfristvergütungskomponente signifikant sichtbar. Bei den kurzfristigen Erfolgsbestandteilen haben wir die außerordentlichen Einmalaufwendungen – unter anderem hervorgerufen durch den mit der Energiegewende zusammenhängenden Kernenergieausstieg – herausgerechnet, da dies nicht zu Lasten der Mitarbeiter gehen kann. Darüber hinaus ist zu berücksichtigen, dass die strukturellen Herausforderungen, die im letzten Jahr auf das Unternehmen zugekommen sind, eine enorme Belastung für Mitarbeiter und Management bedeutet haben. Auch dies gilt es zu honorieren.

Sto profitiert von Wärmedämmung

ols, STUTTGART, 1. Mai. Der Baustoffzulieferer Sto AG hat 2011 weiter vom anhaltenden Trend zur Wärmedämmung sowie den Zukäufen im Ausland profitiert. Das im badischen Stühlingen ansässige Unternehmen steigerte den Umsatz um 12,3 Prozent auf 1,1 Milliarden Euro. Der Anteil der im Ausland erzielten Erlöse betrug 52,2 Prozent. Sie kletterten um 16 Prozent auf 577,4 Millionen Euro. Das Auslandsgeschäft legte doppelt so stark zu wie das Inlandsgeschäft. Das Familienunternehmen hatte zuletzt in Tschechien zugekauft.

Das operative Ergebnis stieg um 22,1 Prozent auf 104,5 Millionen Euro an. Der Jahresüberschuss wuchs um ein Fünftel und betrug 70,3 Millionen Euro. Die Aktionäre sollen von dem guten Ergebnis gleichfalls profitieren. Sie sollen einen von 3,06 Euro auf 4,56 Euro steigenden Bonus je Stamm- und Vorzugsaktie erhalten. Die Basisdividende bleibe unverändert bei 31 Cent je Vorzugs- und 25 Cent je Stammaktie, teilte das mittelständische Familienunternehmen mit. Die gute finanzielle Ausstattung ist auch an der erhöhten Eigenkapitalquote zu sehen. Sie nahm von 60,5 auf 63,6 Prozent zu. Die langfristigen Finanzschulden reduzierten durch planmäßige Tilgung weiter deutlich von 23,8 auf 9,3 Millionen Euro. Ende 2011 hatte das Unternehmen ein Netto-Finanzguthaben von 69,6 im Vergleich zu 45,2 Millionen Euro im Vorjahreszeitraum. Der Baustoffzulieferer erklärte, den Expansionskurs fortsetzen zu wollen.

Für das laufende Jahr erwartet das Familienunternehmen nur ein leichtes Plus. Der Umsatz solle um rund 3,5 Prozent auf etwa 1,14 Milliarden Euro zulegen. Dem Wachstum würden anhand der künftigen Kostensteigerungen im Beschaffungs-, Logistik- und Personalbereich gegenüberstehen. Daher werde das operative Konzernergebnis im laufenden Jahr unter dem Wert von 2011 liegen.



Oberster Aufseher bei Eon: Werner Wenning

Foto Reuters

In weiten Teilen der Wirtschaft sieht das anders aus. Wenn es kriselt, müssen tariflich Beschäftigte den Gürtel enger schnallen und meist auch mehr arbeiten. So wurden viele Unternehmen in den vergangenen Jahren wieder wettbewerbsfähig, während die Vorstandsbezüge immer weiter answollen.

Sie geben ein wichtiges Stichwort: Wettbewerbsfähigkeit. Es geht doch auch um die Zukunftsfähigkeit des Unternehmens in einer schwierigen Phase. Das erfordert eine hoch qualifizierte und motivierte Mannschaft. Und Wettbewerbsfähigkeit gilt auch für die Vergütungen.

Es gibt Stimmen, die eine gesetzliche Regelung der Jahresbezüge und auch der offensichtlich üppigen Pensionen fordern.

Auch hier warne ich vor einer Verallgemeinerung einzelner Entwicklungen. Ich bin der Meinung, dass man die Verantwortung des Aufsichtsrates und der Aktionäre nicht unnötig beschränken sollte. Vielmehr sollten die gesetzlich benannten Organe dieses Thema in ihrem Verantwortungsbereich regeln. Bei Eon zum Beispiel ist die Altersversorgung schon vor meinem Antritt als Aufsichtsratsvorsitzender modernisiert worden. So wurde das System bei Neueinsteigern in den Vorstand auf eine beitragsorientierte Versorgung umgestellt.

Vor einem Jahr, kurz nach der Katastrophe in Fukushima, haben Sie uns gesagt: „In Zeiten großer Änderungen ist der Zusammenhalt von Mitarbeitern und Führungskräften umso wichtiger. Es muss ein offener und fairer Umgang mit größtmöglicher Transparenz gepflegt werden.“ Heute hat man den Eindruck, das funktioniert bei Eon nicht mehr.

Integrität und Fairness sind für mich unverzichtbare Grundsätze einer nachhaltigen Unternehmenskultur, das gilt umso mehr in schwierigen Zeiten. Die Energiegewende in Deutschland ist das größte Experiment zur Transformation eines Energieversorgungssystems in der Geschichte. Eine so radikale Veränderung kann nicht ohne Auswirkung auf alle Mitarbeiter und die internen Strukturen des Unternehmens bleiben. Je schneller wir das Effizienzprogramm Eon 2.0 umsetzen, desto schneller kommt auch wieder Ruhe ins Unternehmen. Es sind Tarifverträge mit den Gewerkschaften abgeschlossen, und in wichtigen Konzerngesellschaften wurde ein Interessensausgleich bereits unterschrieben. Damit sind wesentliche Schritte im Einvernehmen mit den Tarifpartnern vorangebracht worden.

Aber in den ersten vier Monaten nach der Ankündigung des geplanten Arbeits-

Lufthansa greift bei AUA durch

Bordpersonal muss von Juli an billiger fliegen

ela, WIEN, 1. Mai. In der defizitären Fluglinie Austrian Airlines (AUA) arbeiten Piloten und Flugbegleiterinnen von 1. Juli an zu schlechteren Bedingungen. Der Vorstand der Tochtergesellschaft von Lufthansa hat am Montagabend die umstrittene Auslagerung des Flugbetriebs auf die kostengünstiger operierende Regionaltochtergesellschaft Tyrolean eingeleitet. Damit werden automatische Vorrichtungen bei den Pilotengehältern und zahlreiche Privilegien abgeschafft.

Der Vorstandsvorsitzende des angeschlagenen Unternehmens, Jaan Albrecht, sagte: „Wir müssen nun Klarheit schaffen.“ Davon waren am Montag die letzten Verhandlungen mit dem AUA-Bordbetriebsrat gescheitert. Bis zuletzt hatten die Arbeitnehmervertreter versucht, den Zwangsumstieg auf den Tyrolean-Tarifvertrag abzuwehren. Eine

Mit Einleitung des Betriebsübergangs begannen auch arbeitsrechtliche Fristen zu laufen, die für die Sonderaustritte mit Recht auf Höchstzahlungen für die Piloten (bis zu 39 Monatsgehälter, bis zu 500.000 Euro) maßgeblich sind. Fast vier Dutzend AUA-Piloten, die beim Übergang auf Tyrolean nicht mitmachen wollten, haben das im Vorgriff bisher schon unterschrieben. Der AUA-Betriebsrat rechnet mit weiteren zahlreichen Kündigungen durch Piloten und sah schon Probleme im Flugbetrieb im Sommer. Der Vorstand hingegen glaubt angesichts eines Überhangs von hundert Piloten, alle

platzabbau im vergangenen August herrschte große Angst im Unternehmen, weil niemand wusste, was ihn erwartete.

Nachdem die Bundesregierung den beschleunigten Ausstieg aus der Kernenergie verkündet hat, lagen die massiven Auswirkungen schnell auf der Hand. Die resultierenden wirtschaftlichen Zwänge hat der Vorstand zügig, transparent und offen kommuniziert. Und ebenso: Sie mich eines hinzufügen: Die Notwendigkeit des Programms wird von keiner Seite in Frage gestellt. Entscheidend ist die Art und Weise der Umsetzung. Eon hat hierzu ein sozialverträgliches Netz von Maßnahmen aufgebaut, das den Interessen der Mitarbeiter entgegenkommt. Es ist ein Wandel, wie es ihn in der Vergangenheit im Unternehmen nie gegeben hatte – da ist es doch nicht verwunderlich, dass nicht alle Betroffenen diesen Weg mitgehen.

Atomausstieg und Energiegewende haben das Geschäftsmodell von Eon beschädigt. Sind Sie zufrieden mit der Reaktion des Vorstandes?

Schon im Herbst 2010, als die Laufzeitverlängerung beschlossen war, hat der Vorstandsvorsitzende Johannes Teysse die Strategie für die nächsten Jahre verkündet: ein weiterer Ausbau der regenerativen Energien, ein stärkerer Anteil in außereuropäischen Märkten, weitere Effizienzsteigerungen und ein reduzierter Kapitaleinsatz. Diese Strategie gilt unverändert auch nach der Energiegewende. Wenn allerdings durch den Kernenergieausstieg ein wichtiger Teil der Ertragsbasis wegbricht, ist der Vorstand gezwungen, notwendige Umstrukturierungen schneller und umfassender anzugehen. Sonst wäre die Zukunftsfähigkeit von Eon in Gefahr.

Angestrebt wird zwar mittelfristig nur ein Anteil von 25 Prozent des äußeren heimischen Auslands am Konzernergebnis. Aber ist dies nicht der erste Schritt zum Rückzug aus dem komplizierten heimischen Markt?

Die fokussierte Geschäftstätigkeit in Deutschland und Europa ist einer der vier Grundpfeiler der Eon-Strategie. In diesen Heimatmärkten wird Eon die Systemtransformation vorantreiben. In der Optimierungspotentialen freisetzen. Es ist, haupt, ohne ein Unternehmen wie Eon wird die Energiegewende in Deutschland nicht erfolgreich sein. Ich muss jedoch feststellen, dass die Entwicklung seit der Ankündigung und der derzeitige Stand der Umsetzung der Energiegewende besorgniserregend sind. Die getroffenen wirtschaftlichen Entscheidungen verdeutlichen nicht den dagewesenen Eingriff in die Wertschöpfungskette wesentlicher Bereiche der deutschen Industrie. Aber gerade die Industrie ist stark abhängig von einer sicheren und wettbewerbsfähigen Energieversorgung. In diesem Zusammenhang muss ich mich verantwortungsvoll zur Monitoring mit klar definierten Meilensteinen, an denen die Erfolge der Umstrukturierung der Energieversorgung am Standort Deutschland gemessen werden können.

Das Gespräch führte Werner Sturbeck

Weber für Mayrhuber als Aufsichtsrat

Lufthansa-Aufsichtsratschef Jürgen Weber sieht weiter Ex-Vorstandsvorsitzender Wolfgang Mayrhuber als seinen Nachfolger an der Spitze des Kontrollgremiums. „Mayrhuber ist mein Wunschkandidat, daran hat sich überhaupt nichts geändert“, sagte Weber, der bis 2013 amtiert, der „Börsen-Zeitung“. Das Magazin „Der Spiegel“ hatte zuvor berichtet, im Aufsichtsrat der Lufthansa wachse der Widerstand gegen Mayrhuber. Mehrere Mitglieder würden einen Gegensatz zwischen dem aktuellen Sparkurs und der Linie Mayrhubers bis zu seinem Abschied als Lufthansa-Chef Ende 2010 sehen. Hohe Kerosinpreise und starke Konkurrenz aus Asien und vom arabischen Golf zwingen Europas größte Airline derzeit zu einem Sparkurs (F.A.Z. vom 21. April). Details etwa zu einem möglichen Stellenabbau stehen jedoch noch nicht fest. Weber betonte, bei der Lufthansa werde Kontinuität in den Führungsfunktionen großge-

schrieben. Zugleich nannte er die aktuellen Bedingungen für die Airline schwierig. „Wir haben in den letzten Tagen und machen auch keine Irrflüge bei der Lufthansa, aber die Situation ist kritisch.“ Die vom Vorstand beschlossene Ergebnisverbesserung um 5 Milliarden Euro sei ein ambitioniertes, aber notwendiges Ziel“, sagte Weber der Zeitung. Die dringende notwendige Flottenerneuerung müsse ohne zusätzliche hohe Schulden bestanden werden. Sollte das Sparprogramm nicht wie geplant umgesetzt werden können, seien sich Vorstand und Aufsichtsrat darin einig, dass dann Flugzeuge abgestellt werden müssten, meinte Weber. dpa



Wolfgang Mayrhuber

Politische Häftlinge der DDR sollen Ikea-Möbel gefertigt haben

Konzern nach Vorwürfen eines Fernsehsenders unter Druck

STOCKHOLM, 1. Mai (AFP). Der Möbelkonzern Ikea gerät in Schweden wegen des Vorwurfs der Beschäftigung von DDR-Zwangsarbeitern unter Druck. Der schwedische Fernsehsender SVT kündigte für den heutigen Mittwoch eine Dokumentation an, die sich mit der Produktion von Möbeln in DDR-Gefängnissen beschäftigt, in denen auch politische Häftlinge einsaßen. Die Stasi-Unterlagen-Behörde (BSTU) in Berlin erklärte, an Ikea Überlieferungen aufgrund eines Forschungsantrages herausgegeben zu haben.

Nähere Angaben zur Beschäftigung politischer Häftlinge in der Möbelproduktion machte der Fernsehsender vorab nicht. Laut der Internetseite von SVT fand ein Reporter der Sendung „Updrag Granskning“ Belege für die Zwangsarbeit in den siebziger und achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts in Stasi-Unterlagen. Eine Ikea-Vertreterin hatte der schwedischen Nachrichtenagentur TT am Samstag gesagt, das Unternehmen prüfe die Vorwürfe. „Wir haben Dokumente aus alten Stasi-Archiven angefordert und sprechen mit Leuten, die damals bei uns waren“, sagte sie. Bislang gebe es keine Hinweise darauf, dass Ikea Häftlinge als Arbeiter angefordert oder davon gewusst habe. Eine Ikea-Sprecherin bestätigte am Montag in Berlin, „erste Unterlagen“ aufgrund eines Forschungsantrages an Ikea herausgegeben zu haben. Demnach solle die „Zusammenarbeit mit DDR-Betrieben und die mögliche Ausnutzung von Häftlingen, wie es sich in den Stasi-Unterlagen darstellt“, untersucht werden.

Der Westdeutsche Rundfunk (WDR) hatte in seiner Sendung „Markencheck“ schon im vergangenen Sommer berichtet, dass Ikea schon in den siebziger Jahren Möbel in der DDR produzieren ließ. Dies belegten Stasi-Unterlagen aus dem ehemaligen VEB Sitzmöbelwerk Waldheim, wo zu Beginn der achtziger Jahre zahlreiche Strafgefangene und Zwangsarbeiter eingesetzt wurden. Zitiert wurde auch ein als politischer Häftling anerkannter Mann, der Scharniere und Beschläge für Ikea herstellte. Der WDR berichtete damals unter Berufung auf die Stasi-Unterlagen, es habe mindestens 65 Produktionsstätten in der DDR gegeben. Den Unterlagen eines Stasi-Smitz zufolge habe Ikea-Gründer Ingvar Kamprad „eine offizielle Erklärung abgegeben, dass er von einer solchen Produktion keine Kenntnis hatte, die aber, wenn es gibt, nach Ansicht von Ikea durchaus im gesellschaftlichen Interesse läge“.

Nachdem Ende der DDR wurde es Ikea laut WDR im Osten Deutschlands zugeteilt. Wenige Jahre später habe das Unternehmen neue Produktionsmöglichkeiten in Nordkorea gesucht. Daraus sei nichts geworden, allerdings habe Ikea lange in Burma produziert, später dann in Weißrussland. Das 1943 in Schweden gegründete Möbelunternehmen ist der weltgrößte Möbelhersteller mit knapp 300 Filialen in fast 30 Ländern vertreten. Im vergangenen Jahr machte Ikea einen Umsatz von rund 25 Milliarden Euro.

„Zerfall des Euro katastrophal“

HHWI und PWC: Attraktive Beteiligungen in Südeuropa

geg. FRANKFURT, 1. Mai. „Es ist im Interesse der Unternehmen in Deutschland, dass die Rückkehr zu den Stabilitätskriterien von Maastricht mittelfristig ergänzt wird durch eine Vertiefung der politischen Union Europas.“ Das ist das Fazit, welches das Hamburgische Weltwirtschaftsinstitut (HWI) und die Wirtschaftsprüfungsgesellschaft PWC, Frankfurt, aus einer gemeinsamen Studie über den Umgang der Unternehmen mit dem „Euro in der Krise“ ziehen. Unternehmen müssten an einem stabilen Euro interessiert sein. Nur dann hätten sie relativ sichere Rahmenbedingungen für die Bewertung künftiger Zahlungsströme, aber auch für die Beurteilung, ob Pensionsvermögen zur Zahlung von Renten ausreichend dotiert sind.

„Ein Auseinanderbrechen des Euro würde eine Reduzierung des Euro auf wenige Länder birgt unsehbare Folgen für die Unternehmen – weltweit“, sagt Norbert Winkeljohann, Sprecher des Vorstandes von PWC Deutschland. Das gelte aber vor allem für deutsche Unternehmen. „Eine Aufwertung eines kleineren Euro hätte katastrophale Auswirkungen gerade auf die deutsche Exportwirtschaft“, ist er überzeugt. Ein Auseinanderbrechen des Euro sei aber auch unwahrscheinlich, denn nach den Worten von Thomas Straubhaar, dem Direktor und Geschäftsführer des HHWI, haben alle anderen Euroländer noch weniger Interesse daran, „denn sie profitieren erstens von der Stärke Deutschlands im Euro, und zweitens haben sie allein gegen so große Volkswirtschaften wie China oder die Vereinigten Staaten künftig gar keine Chance“.

Aber auch der „wahrscheinliche“ Fall, dass die Eurozone in ihrer heutigen Zusammensetzung bestehen bleibt, sei für Unternehmen nicht risikolos. Die Eurozone stehe vor einem lange dauernden Konsolidierungsprozess und großen Strukturumstellungen, sagt Straubhaar. Mindestens über die nächsten fünf Jahre benötigen die europäischen Krisenländer immer wieder Unterstützung durch die stabilen Mitgliedstaaten, ist der Wissenschaftler überzeugt.

Delta Air Lines kauft Öltraffinerie

Die Fluggesellschaft hofft auf niedrigere Treibstoffkosten

lid. NEW YORK, 1. Mai. Die amerikanische Fluggesellschaft Delta Air Lines geht einen ungewöhnlichen Weg, um die rasant steigenden Kosten für Flugbenzin in den Griff zu bekommen: Delta kündigte den Kauf einer Öltraffinerie im amerikanischen Bundesstaat Pennsylvania für 180 Millionen Dollar an und will hier künftig selbst Rohöl zu Kerosin verarbeiten. Das Unternehmen verspricht sich davon, seine jährlichen Treibstoffkosten um 300 Millionen Dollar zu senken. Der Delta-Vorstandsvorsitzende Richard Anderson nannte die Übernahme in einer Mitteilung „einen innovativen Ansatz zum Umgang mit unserem größten Kostenblock“. Delta hat im vergangenen Jahr 11,7 Milliarden Dollar für Flugbenzin ausgegeben, was 36 Prozent der gesamten Kosten im operativen Geschäft entsprach. Ein Jahr zuvor stand Treibstoff noch für 30 Prozent der Kosten.

Die zweitgrößte Fluggesellschaft in den Vereinigten Staaten kauft die seit einigen Monaten leerstehende Raffinerie einer von Sparte des amerikanischen Ölkonzerns Conoco Phillips. Vom Gesamtpreis von 180 Millionen Dollar wird der Bundesstaat Pennsylvania 30 Millionen

Das bedeute ein geringes Wachstum in der Eurozone und eine andauernde Arbeitslosigkeit. Die Unternehmen müssen sich darauf einstellen, das Wachstum der kommenden Jahre außerhalb des Euroraums zu erwirtschaften, in China oder den Vereinigten Staaten. Die andauernde Krise im Euroraum werde aber dazu führen, dass in Europa die Inflation niedrig bleibt und wegen niedriger Zinsen auch die Finanzierungsmöglichkeiten günstig sein werden. Für Investoren sei die Krise in Europa nicht ungünstig. „Um die internationale Wettbewerbsfähigkeit zu erhöhen, sollten deutsche Unternehmen eine verstärkte Beschaffung beziehungsweise Produktion in den Euro-Krisenstaaten erwägen“, empfehlen HHWI und PWC. „Denn an diesen Standorten dürfte das Lohnniveau auf absehbare Zeit nur wenig steigen. Auch Beteiligungen und Übernahmen in den Krisenländern sind eine erwägenswerte Option“, sind sich die Autoren der Studie einig.

In Zeiten so großer Instabilitäten beruhen solche Aussagen und Empfehlungen auf Szenarien, deren Eintritt mehr oder weniger wahrscheinlich ist. Aber bessere Instrumente gebe es derzeit nicht. „Prognosen sind derzeit kein taugliches Mittel der Analyse“, findet Straubhaar. Sein Institut habe daher vier mögliche Szenarien definiert (Rückkehr zu den Stabilitätskriterien von Maastricht, Finanzierung der Staatsschulden über Eurobonds, Entstehung eines europäischen Staatenbunds oder Auseinanderfallen der Eurozone). Das aus heutiger Sicht wahrscheinlichste Szenario sei eine Rückkehr zu den Stabilitätskriterien durch eine weitere Vertiefung der Integration in Richtung eines europäischen Staatenbunds inklusive einer europäischen Insolvenzordnung für Staaten.

Für jedes der möglichen Szenarien am besten aufgestellt sei dasjenige Unternehmen, das heute sein Eigenkapital erhöhe und eine hohe Liquidität vorhalte. Unternehmen mit geringem Eigenkapital müssten wegen der Zurückhaltung der Banken bei der Kreditvergabe zunehmend an den Kapitalmarkt und würden damit anfällig für Übernahmen.

Delta übernehmen. Delta wird außerdem 100 Millionen Dollar in das Werk investieren. Vorstandschef Anderson wies darauf hin, dass der Kaufpreis für die Raffinerie in etwa dem Listenpreis für ein Großraumflugzeug wie einer Boeing 777 entspreche. Das Rohöl für die Raffinerie wird Delta vom britischen BP-Konzern geliefert bekommen, dazu haben die beiden Unternehmen eine auf drei Jahre angelegte Vereinbarung geschlossen. Die Raffinerie wird Kerosin fertigen und auch andere Benzinprodukte, die Delta an BP und an Conoco Phillips weitergeben wird. Im Gegenzug wird Delta von diesen beiden Partnern zusätzliches Kerosin bekommen. Insgesamt soll der in der Raffinerie produzierte und der von den beiden Partnern gelieferte Treibstoff 80 Prozent des gesamten jährlichen Kerosinbedarfs von Delta in den Vereinigten Staaten decken, wie es in der Mitteilung hieß.

Delta hofft, die Transaktion noch im ersten Halbjahr abschließen zu können. Mit der Produktion von Flugbenzin soll dann noch im dritten Quartal begonnen werden. Delta erwartet, dass die eigene Raffinerie noch in diesem Jahr 100 Millionen Dollar einzusparen.

Mittals Öl als Friedensangebot

Rund 4 Milliarden Dollar kostet die erste Raffinerie von Stahlbaron Lakshmi Mittal. Er hat sie in seiner Heimat Indien gebaut. Sie soll das geschlossene Tor zum Erzfeld Pakistan aufstoßen und den Handel vorantreiben.

che. SINGAPUR, 1. Mai. Der indische Milliardär und Stahlbaron Lakshmi Niwas Mittal setzt auf eine langfristige Annäherung zwischen Indien und Pakistan. Seine Vision lässt er sich Milliarden kosten. Am Wochenende weilten Mittal und der indische Ministerpräsident Manmohan Singh eine Raffinerie in Bathinda im Bundesstaat Punjab ein, die nur hundert Kilometer vor der schwer bewachten pakistanischen Grenze liegt und in das verfeindete Nachbarland liefern soll. Die Investitionssumme liegt bei rund 4 Milliarden Dollar. Der Ölexport geht zu einem Zeitpunkt ans Netz, zu dem Indien und Pakistan engere Handelsbeziehungen anstreben (F.A.Z. vom 20. April).

Mit jeweils gut 48 Prozent sind Mittal Energy Investment, Singapur, und die staatliche indische Hindustan Petroleum Corp. Ltd. (HPCL), Bombay, an der Raffinerie 175 Kilometer entfernt vom pakistanischen Lahore beteiligt. Der Rest der Anteile liegt bei Banken. So soll es nicht bleiben. Lakshmi Mittal kündigte bei der Eröffnung an, den Komplex voraussichtlich in der indischen Wirtschaftsmetropole Bombay an die Börse führen zu wollen. „Ich glaube, eine öffentlich notierte Gesellschaft hat bessere Möglichkeiten als ein privat gehaltenes Unternehmen dieser Größe“, sagte der Inder, der in London lebt. Zugleich kritisierte Mittal, die Fortschritte beim Bau seiner geplanten Stahlwerke in Indien seien aufgrund der Bürokratie in Asiens drittgrößter Volkswirtschaft zu langsam. Allein der Kauf von Land in den beiden Bundesländern Jharkhand und Karnataka ziehe sich in die Länge.

Mittal führt mit einem Privatvermögen von geschätzten 12,7 Milliarden Pfund (15,6 Milliarden Euro) seit nun acht Jahren die Liste der reichsten Briten an. Allerdings schrumpfte der Wert seines Besitzes im vergangenen Jahr um 27 Prozent aufgrund von Problemen beim



Applaus für die Raffinerie-Eröffnung: Lakshmi Mittal (Mitte) mit Indiens Premier Manmohan Singh (rechts)

Foto Reuters

Stahlkonzern Arcelor Mittal. Für den aus kleinen Verhältnissen in Indien stammenden Mittal ist das Projekt in Bathinda der erste Vorstoß in die Ölverarbeitung. Mittal Energy verfügt bislang auf diesem Feld nur über ein Gemeinschaftsunternehmen mit der ebenfalls staatlichen indischen Oil & Natural Gas Corp. (ONGC) zum Abbau von Öl vor der Küste Nigerias.

Die neue Raffinerie hat eine Kapazität von bislang 180 000 Barrel Öl täglich. Die Gesamtkapazität von HPCL liegt derzeit bei knapp 300 000 Barrel. Allerdings lasse sich die Kapazität der neuen Raffinerie verdoppeln, sagte Mittal. HPCL steht in Verhandlungen mit Kuwait und Saudi-Arabien über Öllieferungen. Indien muss gut 80 Prozent des Rohstoffs einführen. Das Land verfügt bislang über eine Raffineriekapazität von 4,3 Millionen Barrel täglich, braucht aber aufgrund seines Wirtschaftswachstums deutlich höhere Mengen, will es Ölprodukte auch noch exportieren. „Wir werden über eine bedeutende Raffineriekapazität verfügen, um uns den Export zu ermöglichen“, gab Singh die Linie für die staatliche Industrie vor.

Der größte indische Konzern, Reliance Industries, betreibt erfolgreich den weltgrößten Ölexport an der Westküste Indiens im Bundesland Gujarat, ebenfalls nahe der pakistanischen Grenze. Hier ist die Steuerzentrale aus Sorge vor

pakistanischen Luftangriffen als Bunker angelegt. Weitere indische Ölkonzerne planen den Ausbau: Indian Oil baut gerade eine Raffinerie für rund 15 Millionen Tonnen in Ostindien, Konkurrent Essar will seinen Standort von 18 Millionen Tonnen auf 20 Millionen ausbauen, und HPCL plant schon einen weiteren Bau im westlichen Bundesland Maharashtra für rund 15 Millionen Tonnen Öl.

Schon im Januar hatte die indische Regierung angekündigt, die Ausfuhr an Pakistan zu prüfen. Die Länder haben seit der Unabhängigkeit von Großbritannien 1947 und der Spaltung drei blutige Kriege gefochten. Pakistan hat gerade angekündigt, Benzin von der Liste der einem Einfuhrbann unterliegenden Produkte aus Indien zu streichen. Zumindest die Einfuhr von Diesel aus dem Nachbarland ist seit 2009 erlaubt. Allerdings nutzt Pakistan die indischen Kapazitäten nicht, da Kuwait ihm bessere Preise macht. Das Volumen der Treibstoffeinfuhr der Pakistans stieg in den ersten neun Monaten 2011 um 24 Prozent auf 9,8 Millionen Tonnen. Die Kosten dafür lagen mit 7,4 Milliarden Dollar 58 Prozent über dem Vorjahreswert.

Dereiz steht Pakistan nur für knapp ein Prozent des indischen Handelsvolumens, Indien für weniger als 5 Prozent des pakistanischen Handels. Vor der Spaltung der Länder 1948/49 machten die Geschäfte mit Indien noch 70 Prozent des

pakistanischen Handels aus. Im vergangenen Fiskaljahr (31. März) aber lag das Volumen nur noch bei 2,7 Milliarden Dollar. Analysten schätzen, bei einer Normalisierung der Beziehungen werde das Handelsvolumen auf das Zehnfache steigen. Allein mit China führt Pakistan Geschäfte im Wert von mehr als 10 Milliarden Dollar. Zudem haben chinesische Unternehmen im vergangenen Jahr angekündigt, bis 2015 rund 15 Milliarden Dollar in die Infrastruktur Pakistans investieren zu wollen, wie zum Beispiel den Bau von Häfen, Straßen oder Raffinerien.

Die Chinesen haben ein starkes Interesse daran, über Pakistan den Ring um das als Bedrohung empfundene Indien enger zu ziehen. Die wichtigsten Einfuhrgüter Pakistans aus Indien waren Zucker und Baumwolle. Anfang April versprachen Singh und Pakistans Präsident Asif Ali Zardari bei einem Treffen, „praktische und pragmatische Lösungen“ zum Anknüpfen des Handels finden zu wollen. Indien sei bereit, Investitionen aus Pakistan zu akzeptieren. Pakistan seinerseits will den Zoll auf 8000 Güter aus Indien streichen, alle Einschränkungen bis 2013 abbauen. „Es gibt ein Umdenken in der Elite unserer Armee, wir realisieren erstmals, dass wir eine normale Diplomatie in Fragen der Wirtschaft brauchen“, sagte der reichste Unternehmer Pakistans, Mian Mohammed Mansha, Milliardär und Gründer des Textil-Imperiums Nishat Group.

Patentablauf von Lipitor lastet auf Pfizer

lid. NEW YORK, 1. Mai. Der amerikanische Pharmakonzern Pfizer hat im ersten Quartal den Patentablauf seines umsatzstärksten Medikaments Lipitor mit voller Wucht zu spüren bekommen. Die Umsätze mit dem Cholesterinsenkender sind dramatisch gefallen und haben den ganzen Konzern nach unten gezogen. Wachstum in der Tiermedizinssparte und im Baby-nahrungsgeschäft hat das Umsatzminis etwas gemildert, aber von diesen beiden Geschäftsbereichen will sich Pfizer trennen, um sich auf Pharma zu konzentrieren. Lipitor hat Ende November 2011 in Amerika den Patentschutz verloren und sieht sich seither der Konkurrenz von billigen Nachahmermedikamenten (Generika) gegenüber. Das abgelaufene Quartal ist nun der erste Berichtszeitraum, in dem sich der Patentablauf vollständig bemerkbar macht. Der Umsatz mit Lipitor in Amerika stürzte gegenüber dem Vorjahr um 71 Prozent auf 383 Millionen Dollar ab.

Weltweit fiel der Lipitor-Umsatz um 42 Prozent auf 1,4 Milliarden Dollar. Damit war Lipitor noch immer das umsatzstärkste Arzneimittel im Konzern. Im Gesamtkonzern sank der Umsatz um 7 Prozent auf 15,4 Milliarden Dollar, was leicht unter den Analystenschätzungen lag. Dabei schaffte die Baby-nahrungssparte ein Umsatzplus von 9 Prozent die Tiermedizin legte um 4 Prozent zu. Pfizer hat erst in der vergangenen Woche den Verkauf des Baby-nahrungsgeschäfts an den Schweizer Nestlé-Konzern für 11,9 Milliarden Dollar vereinbart. Für die Tiergesundheitssparte bereitet Pfizer derzeit einen Börsengang vor. Der Nettogewinn des Konzerns fiel im ersten Quartal um 19 Prozent auf 1,8 Milliarden Dollar. Das Ergebnis je Aktie vor Sonderposten von 58 Cent war um 2 Cent besser als erwartet. (Kommunikation, Seite 16.)

Büromöbelhersteller Sedus Stoll legt zu

ols. STUTTGART, 1. Mai. Der baden-württembergische Büromöbelhersteller Sedus Stoll AG hat 2011 von einem starken Inlandsgeschäft profitiert. Die Erlöse legten um 4,5 Prozent auf 159,2 Millionen Euro zu, wie das Unternehmen aus Waldshut mitteilte. Der Jahresüberschuss konnte demnach von 2,2 auf 2,5 Millionen Euro gesteigert werden. Auch 2011 habe der Margendruck weiter zugenommen. Insbesondere hätten hoch rabattierte Großprojekte und Rahmenverträge zu dieser Entwicklung beigetragen, heißt es in einer Mitteilung. Die Eigenkapitalquote stieg von 47,5 Prozent auf 49,5 Prozent an. Um Kosten zu senken, seien am Produktionsstandort Geske 8 Millionen Euro in eine neue Fertigungsanlage für Holzplatten investiert worden.



Wir sind das GE in GEstartet.

Würde ein Passagier merken, dass sein Flugzeug von den stärksten Triebwerken der Welt angetrieben wird? Bestimmt nicht. Die Fluggesellschaft dagegen schon. Denn die außergewöhnliche Schubkraft der GE90-Triebwerke bedeutet auch geringeren Kraftstoffverbrauch im Vergleich zum nächsten Wettbewerber (pro Sitzplatz). Und der macht sich auf jeden Fall bemerkbar. Zumindest in den Zahlen. Ein weiterer Grund, warum wir seit 30 Jahren treuer Partner deutscher Airlines sind.

www.ge.com/de



Wir sind das GE in GERMANY.

GE imagination at work

Reebok macht Adidas Ärger in Indien

Trotz Belastungen erhöht Sportartikelkonzern die Prognose

kön. MÜNCHEN, 1. Mai. Nach einem fulminanten Start in das neue Geschäftsjahr hat die Adidas AG ihre erst Anfang März aufgestellte Jahresprognose nach oben korrigiert. Dabei stören auch nicht Belastungen, die offenbar durch einen Korruptionsfall der amerikanischen Tochtergesellschaft Reebok in Indien verursacht werden. Der hinter Nike zweitgrößte Sportartikelhersteller kündigte am Montag an, dass der währungsbereinigte Umsatz für 2012 um 10 Prozent steigen soll; bisher wurde ein Plus im mittleren bis hohen einstelligen Bereich erwartet. Der Gewinn nach Steuern wird überproportional stark um 12 bis 17 Prozent (bisher 10 bis 15 Prozent) auf ein neues Rekordniveau von 750 bis 785 Millionen Euro zulegen – trotz des andauernden Erdbebens und des negativen Einmal effektes von 70 Millionen Euro für die Umstrukturierung in Indien.

Die Börse reagierte am Montag euphorisch: Der Aktienkurs stieg gegen den Markttrend zeitweise um fast 7 Prozent auf ein Allzeithoch von 67,75 Euro. Vor einer Woche noch nach dem Wettbewerb Puma eher verhaltene Quartalszahlen. Eigentlich wollte Adidas am Donnerstag die Quartalszahlen veröffentlichen. Doch sei das Geschäft in den ersten drei Monaten so deutlich über den Erwartungen gewesen, dass eine vorzeitige Adhuc-Mitteilung notwendig wurde, da keine nichts mit dem Vorgängen um Reebok zu tun, sagte eine Adidas-Sprecherin.

Aufgrund von Verstößen gegen gesetzeskonformes Handeln (Compliance) in Indien belastet Reebok mit insgesamt bis zu 20 Millionen Euro. Adidas spricht von Unregelmäßigkeiten, die bei der Reebok India Company entdeckt worden seien, nennt aber keine Einzelheiten. Die Ereignisse seien vor dem Geschäftsjahr 2012

vorgefallen. Daher wählt Adidas den Weg, den direkt daraus entstehenden Schaden von bis zu 125 Millionen Euro vor Steuern nachträglich im Konzernabschluss 2011 einzustellen. Damit fällt eine Belastung aus dem Bestechungsvorgang in diesem Jahr weg. Die rückwirkende Verrechnung habe keinen Einfluss auf den AG-Abchluss und damit auch nicht auf die Dividende von 3,20 Euro, hieß es ergänzend. Zu den 125 Millionen Euro kommen nun die in diesem Jahr anfallenden Kosten für die Umstrukturierung von bis zu 70 Millionen Euro.

Bereits Ende März wurde das Management in Indien ausgewechselt. Erst im vergangenen Jahr wurden die Aktivitäten von Reebok und Adidas in Indien zusammengeschlossen. Das frühere Reebok-Management hatte darauf die Führung der Landesorganisation übernommen. Zahlen über das Indien-Geschäft nennt Adidas zwar nicht. Doch spielt es im Konzern eine untergeordnete Rolle. Reebok ist nach Konzernangaben die führende Sportmarke in Indien, die Marke Adidas folgt auf Rang zwei.

Dabei ist es vor allem das Asien-Geschäft, das Adidas zum neuen Höhenflug geführt hat. Es ist um 26 Prozent unerwartet stark gewachsen, allen voran in China und im wichtigen Markt Japan (Jahresumsatz mehr als 1 Milliarde Euro), wo sich nach dem Tsunami im vergangenen Jahr wieder erholt hat. Aber auch die Golf-Marke Taylor-Made-Adidas (Umsatz 2011: 1 Milliarde Euro) steigerte den Umsatz deutlich und unerwartet um rund ein Drittel. Reebok hingegen blieb unverändert schwach; der Rückgang von 7 Prozent ist nur teilweise auf Umstrukturierung von Umsatz in andere Bereiche zurückzuführen. (Kommentar, Seite 16)

MENSCHEN & WIRTSCHAFT

Ökobauer mit Millionen

Der norwegische Reederei-Erbe Petter Olsen verkauft Edvard Munchs „Schrei“, das vermutlich teuerste Bild des Jahres

Als Kind sah Petter Olsen auf dem Bild im Elternhaus einfach nur eine Frau mit langen blonden Haaren. Dass der zum Schrei geöffnete Mund und die an die Schläfen gelegten Hände der in schnellen Strichen gemalten Person schon damals zu einem Sinnbild von Angst und Verwirrung geworden waren, ahnte der Sohn des norwegischen Reeders Thomas Olsen nicht. Ganz zu schweigen vom Wert des Gemäldes, dem Edvard Munch den knappen Titel „Der Schrei“ gegeben hat. Am Mittwoch soll es in New York versteigert werden, im Katalog des Auktionshauses Sotheby's ist es in diesem Jahr das mit Abstand teuerste Objekt. Auf 80 Millionen Dollar haben die Experten es taxiert. Vielleicht übertrifft es sogar Picassos „Akt mit grünen Blättern und Büste“, das vor zwei Jahren für rund 100 Millionen Dollar verkauft wurde, den höchsten Preis der jemals in einer Gemäldeauktion erzielt wurde. Von Interessenten aus den Golfstaaten, aber auch aus Russland ist nun die Rede; Geld spiele keine Rolle.

Über Petter Olsen, den Verkäufer, lässt sich dasselbe sagen. Mit einem geschätzten Privatvermögen von umgerechnet gut 500 Millionen Euro steht er auf der von einem Wirtschafts magazin veröffentlichten Liste der reichsten Norweger zurzeit auf Platz 28. Um seine Altersabsicherung muss sich der Vierundsechzigjährige keine Sorgen mehr machen. Aber Olsen hat ehrgeizige Pläne: Einen Teil der Kaufsumme will er in den Bau einer Galerie und eines Museums auf seinem Anwesen am Oslofjord investieren, das 40 Kilometer südlich der Hauptstadt liegt. Das Ensemble geschichtsträchtiger Holzhäuser, das er sich dort rund um den alten Hof seiner Familie zusammengekauft hat, betrachtet Olsen als sein Lebenswerk.

Inzwischen ist Olsen selbst aus der Stadt auf den Landsitz gezogen, um von hier aus sein Vermögen und sein Mäzenatentum zu verwalten. In der Holding Fred. Olsen dagegen, deren unternehmerische Basis sein Urologivater und dessen drei Brüder 1848 mit der Gründung einer Reederei gelegt hatten, hält sein fast zwanzig Jahre älterer und für etwa doppelt so reich geschätzter Bruder Fredrik die Zügel in der Hand. Zu dem weitverbreiteten Netz von Firmen und Beteiligungen gehören zwar auch noch Kreuzfahrten und Fahrverbindungen etwa zwischen den Kanarischen Inseln. Das wirtschaftliche Schwergewicht liegt inzwischen



Petter Olsen vor seinem Gemälde

Foto Action Press / (c) VG Bild Kunst Bonn 2012

schon aber auf dem Geschäft mit Ölkörnern und dem Betrieb von Förderplattformen in der Nordsee.

Petter Olsen dagegen pflegt mit Hund, Baskenmütze und Cordhose den Stil eines vermögenden Landbesitzers. Er lässt Obst und Gemüse ohne Pflanzenschutzmittel und Kunsthandwerk anbauen. Er hat einen barocken Landschaftspark instandgesetzt und ein Amphitheater bauen lassen, das zum Beispiel die „Shakespeare Company“ aus London im Sommer für Freiluftaufführungen nutzt. Schon im

nächsten Jahr, so Munchs 150. Geburtstag, soll das Museum und Galerie eingeweiht werden, später auch ein neues Hotel; insgesamt beziffert Olsen die Investition auf rund 25 Millionen Euro.

Laufte die Auktion am Mittwoch wie erwartet, wird sich der ganze Umbau damit finanzieren lassen. In gewisser Weise kehrt Munch so zurück an eine frühere Wirkungsstätte: Einst hatte der Maler sein Atelier in der Nachbarschaft von Familie Olsen. Hier freundete sich Petter Oslens Vater mit dem Künstler an und begann dessen Werke zu sammeln. So kam auch der nun zum Verkauf stehende „Schrei“ in den Besitz der Familie. Es ist eine der vier zwischen 1893 und 1910 entstandenen Versionen des Gemäldes – die einzige in privatem Besitz; die drei anderen hängen im Museum. Oslens Exemplar trägt als einziges auf dem Rahmen zu dem die von Munch geschriebenen Zeilen. „Meine Freunde, ich gehe weiter. Ich blieb stehen, von Angst geschüttelt, und fühlte einen großen, unendlichen Schrei der Natur.“ Olsen, Norwegens reichster Ökobauer, hat seine eigene Interpretation dazu vor kurzem in einem Zeitungsinterview formuliert. „Für mich zeigt das Gemälde den furchtbaren Augenblick, in dem der Mensch versteht, was er der Natur angetan hat.“ Die Trennung von dem Bild falle ihm nicht schwer, versichert Olsen; ihm seien andere Werke des Malers lieber.

Das mag auch mit dem Streit zusammenhängen, den er sich mit seinem Bruder um den „Schrei“ geliefert hat. Der Bruder hatte das Testament angefochten, in dem seine Mutter das Bild ihrem jüngeren Sohn vermacht hatte, und unter Regierenaufnahme der norwegischen Öffentlichkeit durch alle Instanzen erfolglos dagegen geklagt. Vor elf Jahren wurde endgültig zugunsten von Petter Olsen entschieden. Das Tischbuch zwischen den Brüdern ist dem Vernehmen nach seitdem zer schnitten. SEBASTIAN BALZTER

MAN baut Zeit- und Leiharbeit ab

Nutzfahrzeugkonzern reagiert auf härteren Preiswettbewerb

kön. MÜNCHEN, 1. Mai. Der MAN-Konzern wird zunächst mit dem Abbau der Zeit- und Leiharbeit sowie der bereits wieder aufgefüllten Arbeitszeitkonten auf den deutlichen Gewinnrückgang im ersten Quartal reagieren. Wie aus dem Unternehmen zu hören ist, gehören zu den derzeit geprüften Maßnahmen aber auch die vertretbare Senkung von Ausgaben für Investitionen sowie der Abbau von Gemeinkosten. Offensichtlich wird darüber nachgedacht, bestimmte übergeordnete Verwaltungsfunktionen (Overhead) zusammenzulegen oder enger zu verzeichnen. Das scheint vor allem die europäische Organisation zu treffen, zumal die Ergebnisschwächung zu einem beachtlichen Teil vom Kontinent stammt.

Ein Konzernsprecher nahm keine Stellung zu den geplanten Maßnahmen. Er verwies auf die an diesem Donnerstag stattfindende Telefonkonferenz, in der Vorstandssprecher Georg Pacht-Reyhofen die Zahlen für das erste Quartal präsentieren will. Wie zu hören ist, wird das Maßnahmenpaket aber noch weiter geschnürt, weshalb Details nicht zu erwarten sein dürften. Pacht-Reyhofen hatte auf der Hauptversammlung der MAN SE über einen überraschend deutlichen Rückgang im operativen Gewinn von 20 Prozent auf 253 Millionen Euro berichtet (F.A.Z. vom 21. April). Zugleich kündigte der MAN-Chef „Maßnahmen zur Profitabilitäts- und Effizienzsteigerung“ an, ohne aber konkret zu werden. Durch sie will er die Mitte Februar abgegebene Prognose für 2012 erfüllen, wonach der Konzernumsatz gegenüber dem Vorjahr leicht sinken und die operative Umsatzrendite von 9 Prozent auf den langfristigen Zielwert von 8,5 Prozent zurückgehen wird.

Nach im vergangenen Jahr hatte MAN wegen der guten Geschäftslage die Zahl der Leiharbeiter deutlich um ein Fünftel auf knapp 2400 Mitarbeiter ausgeweitet – etwa 8 Prozent der inländischen Belegschaft von 30 bis 200 Beschäftigten. Nach Bewältigung der Krise im Nutzfahrzeugmarkt hatte der Konzern bewusst auf den flexiblen Einsatz von Leiharbeitern gesetzt, um schnell auf Unwägbarkeiten reagieren zu können. Die sind nun mit einem härteren Konkurrenzkampf im europäischen Markt gekommen. Die Rede ist sogar von einem heftigen Preiswettbewerb. Der europäische Automobilverbund ACEA meldete zudem für März ein weiteres Minus in den Neuzulassungen von knapp 12 Prozent im Monat März. MAN klagt nicht unbedingt über schlechte Verkaufszahlen. Doch löst sich die Preisdizziplin unter den Anbietern allmählich auf. Immer stärker werden Rabatte beobachtet. Erste Warnsignale gab es bereits, als die schwedische Scania, deren Stimmenmehrheit der Volkswagen-Konzern hält, schon recht früh in diesem Jahr die Rücknahme der Produktion angekündigt und die Verträge von 1900 Zeitarbeitern nicht verlängert hatte.

Derweil zeichnet sich ab, dass der VW-Konzern bald die Beteiligungsschwelle von 75 Prozent bei MAN überschreiten wird. Das müssen die Wolfsburgern dann offiziell mitteilen. In den vergangenen Monaten hatten sie systematisch MAN-Stammaktien über die Börse zugekauft. Meldete der Münchner Nutzfahrzeughersteller Mitte April, dass VW 73 Prozent der Stammaktien hält, waren es eine Woche später schon 74 Prozent. Beobachter rechnen damit, dass die Pflichtmitteilung über das Nehmen der Hürde von 75 Prozent kurz bevorsteht.

Ein Milliardär will die Titanic nachbauen lassen

Er kauft die Herausforderung, den Kampf gegen Windmühlen: So ist der Australier Clive Palmer zum Milliardär geworden, und so will er Schlagzeilen schreiben. Nun ist es wieder einmal so weit. Der gewichtige Clive Palmer plant, die Titanic nachbauen zu lassen. Vor zwei Jahren erklärte er schon, einen Zepplin für den Einsatz in China konstruieren zu wollen. Als Mann der Taten gründete Palmer die Firma Zepplin International mit dem in australischen Queensland lebenden Andre Baron von Zepplin und dessen Bruder Marius. Um sie wurde es ruhig, und vielleicht auch deshalb musste nun der Ozeanriesenher.

Allerdings hat der schillernde Palmer das Zeug und das Geld dazu, solche Pläne umzusetzen. Der Mann, der von sich sagt, er habe als Kind „auf Maos Knie gesessen“, nachdem er eine Zeit in China zubachte, hat ausgerechnet die staatliche chinesische CSC Jinling Shipyard mit dem Bau des Luxusliners. Palmer plant, die Titanic nachbauen zu lassen. Vor zwei Jahren erklärte er schon, einen Zepplin für den Einsatz in China konstruieren zu wollen. Als Mann der Taten gründete Palmer die Firma Zepplin International mit dem in australischen Queensland lebenden Andre Baron von Zepplin und dessen Bruder Marius. Um sie wurde es ruhig, und vielleicht auch deshalb musste nun der Ozeanriesenher.

Allerdings hat der schillernde Palmer das Zeug und das Geld dazu, solche Pläne umzusetzen. Der Mann, der von sich sagt, er habe als Kind „auf Maos Knie gesessen“, nachdem er eine Zeit in China zubachte, hat ausgerechnet die staatliche chinesische CSC Jinling Shipyard mit dem Bau des Luxusliners. Palmer plant, die Titanic nachbauen zu lassen. Vor zwei Jahren erklärte er schon, einen Zepplin für den Einsatz in China konstruieren zu wollen. Als Mann der Taten gründete Palmer die Firma Zepplin International mit dem in australischen Queensland lebenden Andre Baron von Zepplin und dessen Bruder Marius. Um sie wurde es ruhig, und vielleicht auch deshalb musste nun der Ozeanriesenher.

Derweil zeichnet sich ab, dass der VW-Konzern bald die Beteiligungsschwelle von 75 Prozent bei MAN überschreiten wird. Das müssen die Wolfsburgern dann offiziell mitteilen. In den vergangenen Monaten hatten sie systematisch MAN-Stammaktien über die Börse zugekauft. Meldete der Münchner Nutzfahrzeughersteller Mitte April, dass VW 73 Prozent der Stammaktien hält, waren es eine Woche später schon 74 Prozent. Beobachter rechnen damit, dass die Pflichtmitteilung über das Nehmen der Hürde von 75 Prozent kurz bevorsteht.

glücklicherweise soll der Ozeanries mit hochmoderner Navigationstechnik ausgestattet werden. Um die neue Titanic will Palmer dann seine Flotte aufbauen.

Im Kreuzfahrergeschäft ist der 58-Jährige ein Neuling. Doch schon hat der Reederei-in-spe die Blue Star Line gegründet. Die Reederei der vor hundert Jahren nach der Kollision mit einem Eisberg gesunkenen Titanic hieß White Star Line.

Der bekennende Exzentriker Palmer hat schon seine eigene Fußballliga in Australien gegründet, als er mit der offiziellen nicht zufrieden war. Seine kleinen Fluchten und großen Freiheiten kann er sich gönnen: Palmers Bergbauunternehmen Mineralogy, Waratoh Coal und Queensland Nickel sind wichtige Rohstofflieferanten der Chinesen. „Es ist doch besser, mit ihnen zu verhandeln, als dass sie eines Tages hierherkommen, und um unsere Bodenschätze kämpfen“, lässt sich der Australier zitieren.

Groß wurde Palmer mit dem Kauf und Bau von Immobilien entlang der australischen Gold Coast im Osten des Kontinents. Nun will er tiefer in den Tourismussektor vordringen. Schon jetzt besitzt Palmer ein Luxusresort an der Goldküste. Sein Konglomerat bezeichnet er im Internet-Dienst Twitter als „kleines Familienunternehmen“. Auch wenn ihn das Magazin „Forbes“ nur noch auf Rang 29 der reichsten Australier mit einem Vermögen von 800 Millionen Dollar führt, wird er im Land selbst auf einen Besitz von bis zu 6 Milliarden Dollar taxiert.

Er besitzt drei Privatflugzeuge, zwei Hubschrauber und Anwesen in Peking, Perth, Brisbane und an der Gold Coast, Australiens Mallorca. Seine Fußballmannschaft pflegt er im speziell für sie ausgelegten Privatflugzeug fliegen zu lassen.

Als Vorbild gilt Palmer bis heute sein Vater George, der ein Stummfilmdrehte und später Radiosender aufbaute, von dem er Respekt vor den Menschen gelernt habe – weshalb er heute so gut mit den Chinesen auskomme. Seine Karriere als Makler konnte er mit 21 Jahren nur deshalb beginnen, weil er sich beim Bewerbungsgespräch zehn Jahre älter machte. Mit 29 Jahren hatte er dann schon 40 Millionen Dollar bei-



Clive Palmer

reits gelegt – und investierte sie in Rohstoffvorkommen. Palmers erste Frau, mit der er zwei erwachsene Kinder hat, starb an Krebs. Er heiratete wieder und bekam im Alter von 54 Jahren noch einmal Nachwuchs.

Weil Palmer sich mittlerweile augenscheinlich für unsinkbar hält, nimmt er gleichzeitig auch den Kampf mit dem australischen Schatzkanzler Wayne Swan auf. Ihm will Palmer seinen Sitz im Parlament abjagen. Das ist mehr als eine Eitelkeit: Palmer und andere Rohstoffbarone

Australiens wehren sich mit Zähnen Und Klauen gegen die neue Rohstoffsteuer der Regierung.

Swan hat den Superreichen Australiens gerade wieder die Leuten gelesen: Von „Eigenutz“ und einer „Gefahr für die Demokratie“ spricht der Schatzkanzler mit Blick auf die Milliardäre. So etwas bringt Palmer auf die Palme, und er weiß sich zu wehren. Lautstark. So warf der einstige Freund des amerikanischen Senators Ted Kennedy den Grünen Australiens im vergangenen Monat vor, Verbindungen zum amerikanischen Geheimdienst CIA zu pflegen.

Oppositionsführer Tony Abbott, für dessen liberale Partei Palmer Swan besiegte, will, wurde von den Plänen über-rascht. „Ich wünsche ihm Glück. Wenn es einen Australier gibt, der gleichzeitig die Titanic nachbauen und für das Parlament kandidieren kann, dann ist es Clive“, sagte Abbott artig, 4 Millionen Dollar hat Palmer den Liberalen in den vergangenen Jahren überwiesen. Auch deshalb merkte sein künftiger Konkurrent Swan an, es müsse sichergestellt sein, dass sich Palmer nicht in die Politik einklebe.

Wie viel er in die Titanic-Flotte investiert, hat Palmer noch nicht verraten. Da für kündigte er schon an, zu ihrer Jugend-fahrt im Herbst 2016 von London nach New York die chinesische Marine zur Begleitung einzelen zu haben. Eine Nummer kleiner geht es nicht – sonst wäre Clive Palmer nicht Clive Palmer.

CHRISTOPH HEIN

Strategische Weichen neu gestellt.

Der Geschäftsbericht 2011 liegt für Sie bereit. Was sonst noch wichtig ist, lesen Sie in unserem Unternehmens-Magazin „enkelfähig“, das wir jedem Exemplar beilegen.

www.haniel.de

HANIEL

Murdoch „keine geeignete Person“

In Ausschuss des britischen Parlaments attestiert dem Medienbaron Rupert Murdoch, er sei „keine geeignete Person“, um einen Weltkonzern zu führen. Der 81 Jahre alte Unternehmer habe mit „vorsätzlicher Blindheit“ Hinweise auf die weitreichende Beitzugsaffäre bei seiner britischen Boulevardzeitung „News of the World“ ignoriert. Nach bisherigem Erkenntnisstand sind möglicherweise mehr als 6000 Prominente und Normalbürger Opfer von Telefon-Abhöraktionen geworden. Der vernichtende Bericht des Kultur Ausschusses könnte Murdochs geschäftliche Interessen im britischen Fernsehgeschäft beeinträchtigen: Die Medienaufsicht Ofcom überprüft derzeit wegen des Skandals, ob Murdochs amerikanischer Medienkonzern News Corp. geeignet ist, in Großbritannien eine Fernseh- lizenz zu halten. Murdoch kontrolliert bislang 39 Prozent an BSkyB, dem größten privaten Fernsehsender auf der Insel. Die News Corp. teilte mit, der Parlamentsbericht werde „sorgfältig geprüft“. Der Murdoch-Skandal „bringt“ inzwischen auch die Regierung ins Wanken: Kulturminister Jeremy Hunt kämpft um politische Überleben; er soll mit Murdoch getauscht haben.

Kurze Meldungen

Lloyds verdient mehr

Die britische Lloyds Banking Group hat im ersten Quartal trotz des schwierigen Wirtschaftsumfelds deutlich mehr verdient. Der bereinigte Gewinn vor Steuern kletterte um mehr als das Doppelte auf 628 Millionen britische Pfund. Unterm Strich verblieb aber nur ein kleiner Gewinn. Belastet wurde die Bilanz von hohen Rückstellungen. Dow Jones

Bank of America entlässt mehr

Die Bank of America steht offenbar vor weiteren Personaleinschnitten. Informierten Personen zufolge will die Bank etwa 2000 Stellen streichen, von denen auch besonders gut bezahlte Angestellte im Investment Banking betroffen sein sollen. Die Bank wolle so Kosten unter Kontrolle bringen. Von 2009 bis 2011 kletterten die Personalausgaben um 17 Prozent, die Einnahmen brachen um mehr als ein Fünftel ein. Die Bank beschäftigt 278.700 Mitarbeiter. Dow Jones

Schlag gegen Pirate Bay

Ein britisches Gericht hat fünf große Telefonkonferenzen angewiesen, ihren Kunden den Zugang zur schwedischen Online-Tauschplattform Pirate Bay zu sperren. Pirate Bay wird vorgeworfen, seinen

Nutzern das illegale Kopieren von urheberrechtlich geschützten Musikstücken oder Filmen zu ermöglichen. Der Verband der britischen Musikindustrie BPI hatte den Prozess vor dem Londoner High Court angestrengt. Die Medienindustrie kämpft seit Jahren in verschiedenen Ländern gegen Pirate Bay. theu.

Inbev gewinnt dank Premium

Der führende Brauereiekonzern AB Inbev hat trotz der andauernden Absatzschwäche in Europa im ersten Quartal insgesamt 93,2 Millionen Hektoliter Getränke und damit 1,4 Prozent mehr als im entsprechenden Vorjahreszeitraum verkauft. Höhere Preise ermöglichten es dem im belgischen Löwen mit Hauptsitz ansässigen Konzern, den Umsatz um rund 6 Prozent auf 9,3 Milliarden und den Nettogewinn sogar um rund 75 Prozent auf knapp 1,7 Milliarden Euro zu steigern. Auch im ersten Quartal befüllte Premiummarken das Geschäft wie Budweiser und Stella Artois. now.

Hermle legt kräftig zu

Das Maschinenbauunternehmen Hermle AG ist dank vollem Auftragsbucher optimistisch, bei Umsatz und Ergebnis in diesem Jahr weiter zulegen zu können. Soasant wie 2011 werde es aber nicht

weitergehen, teile das im baden-württembergischen Gernsheim ansässige Unternehmen mit. 2011 hatte Hermle seinen Umsatz um 44 Prozent auf 269 Millionen Euro gesteigert. ols.

Salzwerke mit Gewinnrückgang

Die Südwedstische Salzwerke (SWW) AG hat 2011 einen Rückgang beim Gewinn und Umsatz festzustellen. Der Grund sei der milde Winter und die zunehmende Wettbewerbsintensität auf dem europäischen Salzmarkt gewesen, teilte das in Heilbronn ansässige Unternehmen mit. Im vergangenen Jahr betrug der Jahresüberschuss 24 Millionen Euro nach 36 Millionen Euro im Vorjahr. Der Umsatz sei auf 307 nach 347 Millionen Euro zurückgegangen. ols.

Bien-Zenker im Plus

Der Fertighaushersteller Bien-Zenker ist nach fünf Jahren 2011 wieder in die Gewinnzone zurückgekehrt. Das Geschäftsjahr verlief für das Unternehmen aus dem hessischen Schlüchtern besser als erwartet. Der Konzernumsatz erhöhte sich im Vergleich zum Vorjahr um 18 Prozent auf 125,4 Millionen Euro. Statt eines Minus meldet das Unternehmen in seiner Jahresbilanz einen Überschuss von 1,4 Millionen Euro. bir.

MARKT & STRATEGIE

Auf der Großbaustelle geht es nur langsam voran

Windenergiebranche bezweifelt, Ausbauziele zu erreichen

hpa. FRANKFURT, 1. Mai. Mangelnden Ehrgeiz konnte man der Bundesregierung nicht vorwerfen, als sie die Ziele für den Ausbau der Meereswindkraft festsetzte – mangelnden Realitätsinn vielmehr schon. Bis zum Jahr 2020 sollen sich demnach Windturbinen mit einer Gesamtkapazität von 10 Gigawatt in der deutschen Nord- und Ostsee drehen. Doch inzwischen macht sie in der Windenergiebranche immer mehr Skepsis breit. „Noch ist es zu früh zu sagen, die Idee ist gescheitert. Ob die Ausbauzahlen der Bundesregierung erreicht werden können, ist aber kritisch zu sehen“, formuliert es jüngst Hildegard Müller, die ChefIn des Energieverbands BDEW, auf der Hannover Messe. Im stillen Kämmerlein werden Unternehmensvertreter deutlich: 10 Gigawatt seien nicht mehr zu schaffen. Insgesamt 27 Windparks in Nord- und Ostsee wurde bisher eine Genehmigung erteilt. Wirklich gebaut werden derzeit aber nur drei Parks – und dies viel langsamer als erhofft.

„Ob die Ausbauzahlen der Bundesregierung erreicht werden können, ist kritisch zu sehen.“

Hildegard Müller, Energieverband BDEW

Am Beispiel des Unternehmens Bard werden viele der Schwierigkeiten exemplarisch deutlich. 80 Turbinen will das Unternehmen in seinem Park Bard 1 rund 90 Kilometer nordwestlich von Borkum ins Wasser stellen, dann anderthalb Jahre Bauzeit drehen sich erst 19 Rotoren. Geplant war einst, den Bau mit einem einzigen Errichterschiff bis Ende dieses Jahres abzuschließen, jetzt sind drei bis vier Schiffe wohl noch bis Ende 2013 im Einsatz. Und jedes Schiff kostet pro Tag geschätzte 60 000 bis 80 000 Euro. Nicht nur das verursacht immense Mehrkosten, auch dass die Arbeiten aus Wetter- und Wellengründen immer wieder unterbrochen werden müssen, wurde anfangs unterschätzt. Andere Offshore-Projekte liegen derzeit auf Eis, weil der dafür allein zuständigen Netzgesellschaft Tennet das Kapital fehlt, um ihren Anschlussverpflichtungen nachzukommen – wer nun einspringen soll, wird in Berlin heiß diskutiert. Man befürchtet im Offshore-Geschäft „noch immer am Anfang einer steilen Lernkurve“, heißt es umso in der Windenergiebranche.

Als größtes Problem bezeichnet BDEW-Chefin Müller derzeit allerdings die ungeklärte Haftungsfrage. Wer trägt die Kosten für Verzögerungen im Offshore-Bau? Bislang decken die Versicherer diese Schadensrisiken nicht vollständig ab und könnten es wohl auch nicht. Bis zum Sommer müsse das Problem gelöst sein; gefordert sei auch hier die Regierung, sagt Müller. „Sonst ist der Ausbau stark gefährdet.“

Denn mit den Haftungsrisiken stehen und fallen auch die Renditemodelle der Investoren, ergänzt Thorsten Herdan, der energiepolitische Sprecher des Maschinenbauverbands VDMA. Die Fixierung auf ein bestimmtes Ausbauziel sei ohnehin der falsche Weg. Wichtiger sei, die Technik auf dem Meer voranzutreiben und die Chancen für die deutschen Hersteller zu nutzen, sagt er.

Zu den Bauproblemen hinzu kommt aber noch das Zögern vieler Geldgeber. Generell gebe es ein großes Interesse vieler Investoren, in das Geschäft mit der Meereswindkraft einzusteigen, sagt Matthias Meyer, der Deutschland-Leiter des Infrastrukturgeschäfts der niederländischen Bank NIBC. „Selbst Autokonzernen wollen in Offshore-Parks investieren“, erläutert er. Auf der Kreditseite seien jedoch die Verhandlungen über die Konditionen schwierig, und potentielle Eigenkapitalgeber zögerten ebenfalls, weil ihre ursprünglichen Offshore-Renditemodelle ins Wasser gerieten sind. „Hinterkommen viele technische Baustellen in der maritimen Logistik. Am Ende addiert sich das alles und führt derzeit zu den deutlichen Verzögerungen“, sagt der NIBC-Fachmann.

Im Fall Bard wäre das Aus fast schon Ende 2011 erfolgt, das Unternehmen stand kurz vor der Pleite. Seit Monaten sucht die Großbank Unicredit, Hauptgläubiger von Bard, nun nach einem neuen Investor. Bis zum Ende des ersten Quartals 2012 sollte er gefunden sein, hatte es ursprünglich geheißt, jetzt sei bis zum Sommer „mit einer wegweisenden Entscheidung zu rechnen“, teilt das Unternehmen mit. Angeblich hat der spanische Windenergiekonzern Gamesa immer noch Interesse an Bard. Aber noch ist unklar, ob das Produktionsunternehmen Bard zusammen mit seinem Park Bard 1 einen neuen Besitzer finden soll oder ob das Paket aufgeschürt wird. Der schwäbische Energiedienstleister Südweststrom hatte schon 2010 sein großes Interesse an einer Mit-Übernahme von Bard signalisiert – aber das gelte nach wie vor nur für den Park, erläutert ein Sprecher des Unternehmens.

Windräder in Seenot

Deutschland und Großbritannien planen die größten Meeres-Windparks. Siemens' Debakel in der Nordsee zeigt, wie groß die Hürden sind.

Von Rüdiger Köhn und Marcus Theurer

MÜNCHEN/LONDON, 1. Mai. So hatte sich Siemens-Chef Peter Lösscher das Milliardengeschäft auf hoher See nicht vorgestellt: „Zu viel auf einmal“ habe sich sein Unternehmen in der Meeres-Windkraft vorgenommen, gestand der Österreicher vergangene Woche ein. Wegen hoher Sonderbelastungen musste Siemens seine Gewinnprognose senken. Gleich vier Offshore-Windparks baut Siemens vor der deutschen Küste und hat große Probleme mit der Stromabbindung zum Festland. Ein wirtschaftliches Debakel für den Weltmarktführer in dem noch jungen Geschäft mit den Meeres-Windrädern: Bauverzögerungen bei den Prestigeprojekten kosten Siemens bisher fast 500 Millionen Euro an Extrawand und Vertragsstrafen – ein Drittel des gesamten Auftragswerts.

Der finanzielle Schiffbruch von Siemens nährt die Zweifel: Wie realistisch sind die großen Ankündigungen in der Meeres-Windkraft? Nirgendwo auf der Welt gibt es so ehrgeizige Ausbaupläne wie in Europa. Vor allem die Politiker in Großbritannien und Deutschland machen Tempo. Er führe „die grüne Regierung aller Zeiten“ prahlt in London Premierminister David Cameron. Die Briten wollen bis Ende des Jahrzehnts ihre Windkraft-Armada von 21 Gigawatt auf 18 Gigawatt Kapazität verneunfachen. Eine Stromerzeugungskapazität, die rund 13 Atomkraftwerken entspricht.

Deutschland will bis 2020 insgesamt 10 Gigawatt erreichen – fünfzigmal so viel wie heute. Ist das eine valide energiepolitische Planung oder eine hant schillernde „Oko-Seilenblase“? Mindestens 5000 Offshore-Windparks würden Briten und Deutsche zusammen benötigen, um ihren Ankündigungen Taten folgen zu lassen, schätzt das auf den Energiesektor spezialisierte britische Beratungsunternehmen Douglas Westwood. Unreichbar seien die Berliner Ausbaupläne, heißt es schon heute hinter vorgelagerter Hand in der deutschen Windkraftbranche (siehe nebenstehenden Artikel).



Größter Windpark der Welt: Fundamente für das „London Array“

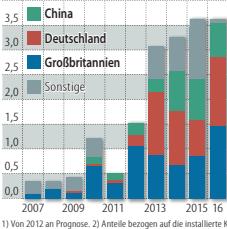
Foto Bernd Lammel

Die größte Meeres-Windkraft der Welt entsteht derzeit rund 20 Kilometer vor der Themsemündung im Ärmelkanal – und deutsche Konzerne sind maßgeblich beteiligt. Das „London Array“ wird aus zunächst 175 Windrädern bestehen, die rund 630 Megawatt Strom liefern, genug, um knapp eine halbe Million Haushalte zu versorgen. Die Bauarbeiten für das 2,2-Milliarden-Euro teure Großprojekt sollen bis Jahresende abgeschlossen sein. Beteiligt ist mit 30 Prozent der Düsseldorfer Eon-Konzern. Siemens liefert die Windräder und baut die Stromabbindung zum Festland. Bilfinger Berger zeichnet für Fundamente und Montage verantwortlich. Alles

im Griff, sagen die Konzerne. „Wir liegen im Zeitplan und im Budget“, versichert eine Eon-Sprecherin in Großbritannien. Aber Löschers Hiobsbotschaften von vergangener Woche zeigen, wie groß die Herausforderungen sind – technisch wie wirtschaftlich. Was die Technik angeht, sind vor allem die deutschen Windparks ehrgeizig. Der Bau der riesigen Windräder, deren Rotoren-Durchmesser 150 Meter erreichen, sei nicht das Problem, heißt es bei Siemens. „Damit gibt es keine Schwierigkeiten“, sagt ein Sprecher. Aber der Strom muss auch ans Festland geleitet werden. Die vier von Siemens errichteten Offshore-Windkraftwerke liegen aus Land-

Windige Zeiten

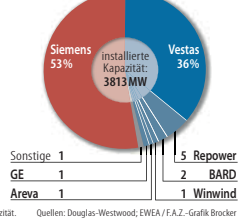
Neuinstallierte Offshore-Windräder in Gigawatt¹⁾



1) Von 2012 an Prognose. 2) Anteile bezogen auf die installierte Kapazität.

Offshore-Windradhersteller in Europa

Kumulierte Marktanteile Ende 2011 in Prozent²⁾



Quellen: Douglas-Westwood, EWEA / F.A.Z.-Grafik Brecon

Microsoft bildet E-Book-Allianz

Softwarekonzern kooperiert mit Buchhandelsketten

lid. NEW YORK, 1. Mai. Der Softwarekonzern Microsoft verstärkt sich mit einer neuen Allianz im Wachstumsmarkt digitaler Bücher und bekommt dabei Zugriff auf ein elektronisches Lesegerät, das mit dem Kindle von Amazon und dem Tabletcomputer iPad von Apple konkurriert: Microsoft hat eine Partnerschaft mit dem größten amerikanischen Buchhändler Barnes & Noble geschlossen, die sich auf dessen Lesegerät Nook und die zugehörige Vertriebsplattform für digitale Bücher erstreckt.

Microsoft wird zunächst 300 Millionen Dollar investieren und erhält dafür einen Anteil von 17,6 Prozent an einer neuen Sparte, in der Barnes & Noble sein Nook-Geschäft und außerdem seine Lehrbuchaktivitäten unterbringt. Barnes & Noble bekommt damit im Wettbewerb mit viel größeren Konzernen wie Amazon und Apple einen finanzstarken Partner, der unter anderem bei der internationalen Expansion helfen soll. Anders als iPad oder Kindle gibt es den Nook bislang nur in den Vereinigten Staaten.

Der Nook hat sich in Amerika als erfolgreichste Alternative zum Kindle im digitalen Buchgeschäft etabliert, obwohl Barnes & Noble mit seinem Vorstoß in den Markt ein Nachzügler war. Amazon brachte den Kindle im Jahr 2007 heraus, und das Gerät wurde sofort zum Verkaufsschlager. Barnes & Noble sah sich durch den Erfolg unter Druck gesetzt, eine eigene elektronische Buchplattform zu entwickeln.



Flache Hoffnung: Nook E-Reader

keln, und brachte 2009 den Nook heraus. Zulezt entfielen in Amerika mehr als 25 Prozent aller verkauften elektronischen Bücher auf Titel für das Gerät, Amazon führt den Markt mit 60 Prozent an. Seit der Einführung des iPad im Jahr 2010 mischt auch Apple im Markt mit. Das iPad hat eine integrierte Buchplattform und kommt in Amerika auf einen Marktanteil von rund 10 Prozent bei digitalen Büchern. Auch Amazon und Barnes & Noble haben mittlerweile Tabletvarianten ihrer Geräte – Kindle Fire und Nook Tablet – auf den Markt gebracht, die andere Einsatzgebiete über das Lesen digitaler Bücher hinaus haben.

Für Barnes & Noble ist der Nook zwar ein wichtiger Lichtpunkt im Konzern, das Geschäft im stationären Buchhandel mit Schwierigkeiten kämpft. Andererseits verschlingen die Investitionen in aber viel Geld und belasten die Ergebnisse. Der Einstieg von Microsoft vergrößert nun den finanziellen Spielraum für Barnes & Noble erheblich und gibt dem Unternehmen nebenbei eine ganz neue Bewertung: Die 300-Millionen-Dollar-Investition von Microsoft bewertet die neue Nook-Sparte mit insgesamt 1,7 Milliarden Dollar. Das ist etwa doppelt so viel, wie der gesamte Konzern vor der Ankündigung der Allianz am Montag wert war. Entsprechend setzte der Aktienkurs des Buchhändlers zu einem Höhenflug an und legte um mehr als 50 Prozent auf 20,75 Dollar zu. Neben der Anfangsinvestition von 300 Millionen Dollar hat Microsoft im Rahmen der Allianz für die nächsten fünf Jahre weitere 305 Millionen Dollar zugesagt, die unter anderem in die internationale Expansion für das Nook-Geschäft gesteckt werden sollen.

Microsoft bekommt mit dem neuen Bündnis nicht nur auf die Nook-Gerätefamilie Zugriff, sondern auch auf die damit verbundenen digitalen Medieninhalte. Als einen der ersten Schritte in der Partnerschaft soll es eine Nook-Applikation für die nächste Generation des Microsoft-Betriebssystems Windows geben. Die Neuauffage Windows 8 wird im Herbst erwartet, sie soll anders als die Vorgängerversionen sowohl in PCs als auch in Tablets zum Einsatz kommen. In der Branche gilt es auch als denkbar, dass Nook-Lesegeräte künftig mit Windows ausgestattet werden. Heute werden sie mit dem zum Internetkonzern Google gehörenden Programm Android betrieben.

Woodside verkauft Anteil an Gasvorkommen

he, MANILA, 1. Mai. Der australischen Ölgesellschaft Woodside ist es gelungen, einen Anteil an ihrem neuen Gasfeld Browse an zwei japanischen Energiekonzernen zu verkaufen. Mitsubishi Corp. und Mitsui & Co. erwerben einen Anteil von 14,7 Prozent für 2 Milliarden Dollar. Das Gemeinschaftsunternehmen der Japaner, die Japan Australia LNG Pty., sicherte zudem zu, jährlich rund 1,5 Millionen Tonnen Flüssiges aus Browse abzurufen. Woodside Petroleum hatte schon angekündigt, Anteile sowohl an Browse wie auch am Feld Pluto LNG verkaufen zu wollen. Der zweitgrößte australische Ölkonzerne braucht das Geld für die rund 70 Milliarden Dollar teure Entwicklung von Öl- und Gasprojekten in Australien. Allein die Entwicklung des Browse-Bereichs dürfte 36 Milliarden Dollar kosten. Woodside hält nach dem Verkauf 31,3 Prozent an Browse, Partner sind bislang BHP Billiton, BP, Chevron und Royal Dutch Shell.

Actelion kommt mit neuem Präparat voran

du, ZÜRICH, 1. Mai. Mit einem Kursgewinn von 13,6 Prozent für die Aktie reagierte am Montag die Börse auf die jüngste Mitteilung des Schweizer Biotechnologieunternehmens Actelion. Zuvor hatte Actelion über eine erfolgreiche spätklinische Studie mit dem Medikament Macitentan berichtet, mit dem Lungenhochdruck behandelt werden kann. Actelion-Chef Jean-Paul Clozel will nach eigenen Worten auf dieser Basis die ersten Zulassungsanträge spätestens im vierten Quartal dieses Jahres einreichen. Macitentan könnte sich zu einer neuen Standardtherapie entwickeln, schätzt die Bank Vontobel. Das Medikament ist für Actelion sehr wichtig. Es ist das Nachfolgepräparat für Tracleer, das mit 1,5 Milliarden Franken rund 90 Prozent des jährlichen Umsatzes des Unternehmens trägt. Allerdings beginnt dessen Patentschutz von 2015 an auszulaufen. Die internationale Studie umfasste 742 Patienten, die bis zu dreieinhalb Jahre lang mit Macitentan behandelt wurden. Es wirkt gegen die sogenannte pulmonale arterielle Hypertonie, eine chronische und lebensbedrohliche Krankheit, deren Kennzeichen ein extrem hoher Blutdruck in den Arterien zwischen Herz und Lunge ist.

BP wird die Katastrophe im Golf nicht los

Neuerkäufe von Unternehmensteilen drücken den Gewinn des Ölkonzerns

thet. LONDON, 1. Mai. Zwei Jahre liegt der BP-Unfall im Golf von Mexiko zurück – und die wirtschaftlichen Folgen der Umweltkatastrophe verfolgen Europas zweitgrößten Energiekonzern noch immer. Im ersten Quartal schrumpfte der Nettogewinn von BP im Vorjahresvergleich trotz gestiegener Ölpreise um 19 Prozent auf 5,915 Milliarden Dollar (rund 4,5 Milliarden Euro). Der britische Konzern muss im großen Stil Unternehmensteile verkaufen, um Geld für die astronomisch hohen Kosten der schlimmsten Ölkatastrophe in der Geschichte der Vereinigten Staaten zu beschaffen. Dies drückt die Öl- und Gasförderung und damit auch den Gewinn. Im ersten Quartal lag die Fördermenge um 3,6 Prozent niedriger als im Vorjahr. BP-Vorstandschef Bob Dudley sprach am Dienstag dennoch von einem „guten Start“ ins laufende Geschäftsjahr und versprach für die nächsten Jahre bessere Ergebnisse.

An der Börse sorgte der Quartalsbericht für Enttäuschung. Analysten hatten

mit besseren Zahlen gerechnet. Der BP-Aktienkurs fiel am Dienstag im Handelsverlauf in London um 3,6 Prozent auf 429 Pence und damit so stark wie seit sechs Monaten nicht mehr. Die BP-Aktie notiert noch immer fast ein Drittel niedriger als zum Zeitpunkt des folgenschweren Unfalls im April 2010. BP schneidet mit seinem Quartalsergebnis außerdem schlechter ab als der europäische Marktführer Shell, der seine Produktionsmenge steigerte. Allerdings gab auch der noch größere amerikanische Konkurrent Exxon-Mobil vergangene Woche ähnlich wie BP einen Rückgang der Öl- und Gasförderung bekannt.

BP steckt weiter tief im Griff der amerikanischen Katastrophe. Bis zum Ende des ersten Quartals hat das Unternehmen Schadensersatzleistungen von insgesamt 37,2 Milliarden Dollar vorgenommen. Der Konzern geht dabei aber davon aus, dass er nicht groß fehlerhaftig gehandelt hat, was die zu erwartenden Geldbußen weiter nach oben treiben würde. BP hat

schaftsschutz-Gründen mehr als 100 Kilometer vom Festland entfernt, fünfmal so weit wie das „London Array“. Das macht den Stromtransport technisch wesentlich anspruchsvoller. Vor der deutschen Küste muss deshalb die komplexere sogenannte Hochspannungsgleichstrom-Übertragung angewendet werden, um Transportverluste über die lange Distanz gering zu halten.

Siemens dachte, genügend Erfahrung zu haben – und irrte gewaltig. Der Schweizer Konkurrent ABB, ganz cleverer vor. Während sich die Deutschen mit gleich vier Windparks im Bündel überhoben haben, gingen die Schweizer mit nur einem Projekt – dem ersten in der Nordsee – behutsamer vor, um zunächst Erfahrungen mit der neuen Technik zu sammeln. Siemens indes schloss mit dem Netzbetreiber Tennet Verträge zu Festpreisen und mit einem ehrgeizigen Zeitplan für die Fertigstellung ab. Statt 2013 sollen die ersten beiden Windparks nun 2014 betriebsbereit sein. Auch immer neue behördliche Auflagen zwingen zu Nachbesserungen, deren Kosten Siemens tragen muss.

Wie hoch die wirtschaftlichen Hürden für die Offshore-Windkraft sind, lässt sich derzeit in Großbritannien studieren. Die Zukunftspäne klingen zwar imposant: Vor zwei Jahren wurden zusätzliche Baukosten für die Erweiterung der britischen Küste mit einer Gesamtkapazität von 32 Gigawatt vergeblich. Auch der Essener RWE-Konzern kam dabei zum Zuge. Aber ob die riesigen Windparks, die zusammen mehr als 100 Milliarden Euro kosten dürften, jemals gebaut werden, ist keineswegs sicher. Den potentiellen Investoren fehlt es an Planungssicherheit.

„Die Leute fragen sich, ob die Regierung wirklich voll hinter der Offshore-Windkraft steht“, sagt der Energiefachmann Frank Wright vom Beratungsunternehmen Douglas Westwood. Die britische Regierung will das Förderregime für erneuerbare Energien radikal umbauen. Aber mit wie viel staatlicher Unterstützung können die Konzerne für ihre milliardenschweren Windparks auf See nach der Reform noch rechnen? Internationalen Unternehmen ist die Energiepolitik der Briten zunehmend suspekt.

Mit dem amerikanischen Industrieriesen General Electric (GE) und dem koreanischen Anbieter Doosan haben kürzlich gleich zwei Investoren den geplanten Bau neuer Fabriken für Windkraftanlagen in Großbritannien abgeblasen. Premier Cameron bleibt vage. Bei einem Treffen von Energieministern in London wollte er vergangene Woche eigentlich eine lange erwartete Grundsatzrede zur „Grünen Volkswirtschaft“ halten. Stattdessen belief es der Premier bei einer kurzen Begrüßungsansprache, die wenig Aufbruchstimmung verbreitete: Der Ökostrom müsse „finanziell nachhaltig“ werden, mahnte Cameron.

zwar Anfang März einen Vergleich mit mehr als 100 000 privaten Schadensersatzklägern angekündigt, der das Unternehmen geschätzte 7,8 Milliarden Dollar kosten wird. Aber staatliche Geldbußen könnten ebenfalls einen zweistelligen Milliardenbetrag erreichen.

Das Unternehmen steckt mitten in einem gewaltigen Verkaufsprogramm, um sich finanziell zu wappnen. Bislang hat BP Beteiligungen im Wert von 23 Milliarden Dollar veräußert. Bis Ende des Jahres sollen die Erlöse 38 Milliarden Dollar erreichen. Vorstandschef Dudley, der den Energieriesen aus der Krise führen soll, hat angekündigt BP solle kleiner, aber profitabler werden. Die Erfolgsbilanz des Amerikaners ist bislang allerdings mäßig: Eine Anfang 2011 angekündigte Allianz mit dem russischen Staatskonzern Rosneft scheiterte, weil Dudley sie nicht mit den bisherigen BP-Partnern in Russland abgestimmt hatte. Der eigentlich als Beilegungsschlag gedachte Flop brachte den Briten weitere Prozessrisiken ein.

ROBECO

Robeco N.V.
Rotterdam
Investmentgesellschaft mit veränderlichem Kapital

Ausschüttungsbekanntmachung
Die ordentliche Hauptversammlung unserer Gesellschaft vom 27. April 2012 hat u.a. beschlossen, für das Geschäftsjahr 2011 eine Ausschüttung in Höhe von EUR 0,60 auf jede Namens-Stammaktie zu nom. EUR 1,00 vorzunehmen.
Die Ausschüttung wird ab dem 14. Mai 2012 denjenigen Aktionären gutgeschrieben, die am 4. Mai 2012 (abends) Namens-Stammaktien verbucht sind. Zahlstellen sind in der Bundesrepublik Deutschland sämtliche Niederlassungen der nachstehend genannten Banken:
Deutsche Bank AG
Commerzbank AG
Die Namens-Stammaktien unserer Gesellschaft werden ab 2. Mai 2012, an den Wertpapierbörsen zu Berlin, Düsseldorf, Frankfurt am Main, Hamburg und München "ex Ausschüttung" gehandelt und amtlich notiert.

Bestimmung der Erläge in der Bundesrepublik Deutschland
Der vorgenannte Betrag der Ausschüttung in Höhe von EUR 0,60 versteht sich vor Abzug sowohl von niederländischer Quellensteuer als auch von deutscher Abgeltungssteuer, die nach niederländischen bzw. deutschen Steuerrecht in Bezug auf die Ausschüttung einbehalten und abzuführen ist. Außerhalb der Niederlande steuerpflichtigen Ausländern wird empfohlen, Bezüglar der Details hinsichtlich der Besteuerungsgrundlagen gemäß § 5 Abs. 1 Nr. 3 iSvStG für die Ausschüttung verweisen wir auf die Veröffentlichung im Bundesanzeiger vom 30. April 2012.

Bestimmung in den Niederlanden
Die Ausschüttung wird auf Abzug niederländischer Dividendensteuer (Quellsteuer) mit dem ab 2007 geltenden Steuersatz von 15% ausgesetzt. Dieser Steuersatz entspricht dem nach dem deutsch-niederländischen Doppelbesteuerungsabkommen vom 16. Juni 1959 anwendbaren Quellensteuersatz.
Demnach wird von der Ausschüttung von EUR 0,60 15% in den Niederlanden einbehalten.

Wiederanlage der Ausschüttung in ROBECO-Aktien
Den Aktionären bieten wir an, die Ausschüttung (nach Abzug von 15% niederländischer Quellensteuer) auf Kosten der Gesellschaft wieder in Aktien unserer Gesellschaft zu dem an der Eurozone Amsterdam vom 14. Mai 2012 letzten Anfangskurs wieder anzulegen. Die im Rahmen der Ausschüttung zu erwerbenden Aktien können zum gleichen Kurs auf volle Aktienanteile erworben werden.

Der Vorstand

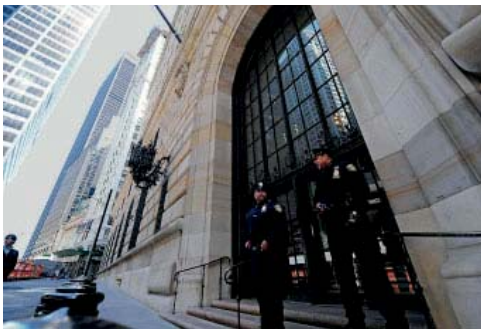
Rotterdam, 2. Mai 2012

Banken reißen sich um Ramschpapiere

New Yorks Notenbank versteigert Anleihepakete der Finanzkrise. Für Institute wie die Deutsche Bank ist ein Gewinn so gut wie sicher.

NKS. NEW YORK, 1. Mai. Risiko ist an der Wall Street wieder en vogue. Große Banken, darunter die Deutsche Bank, reißen sich in diesem Jahr um „Schrottanleihen“, die noch vor dreieinhalb Jahren im Zentrum der Finanzkrise gestanden hatten. Die Deutsche Bank erhielt zusammen mit der britischen Großbank Barclays in der vergangenen Woche den Zuschlag für ein Paket komplexer Anleihen, welche die New Yorker Notenbank Fed im Jahr 2008 im Rahmen der Rettungsaktion für den Versicherer AIG erworben hatte (FA.Z. vom 28. April). Besichert sind diese Anleihekstrukturen mit Hypotheken auf Geschäftsimmobiliën.

Im ersten Quartal hatten bereits die Banken Goldman Sachs und Credit Suisse bei mehreren Auktionen insgesamt 10,3 Milliarden Dollar für komplexe Anleihen gezahlt, hinter denen zweitklassige Darlehen für Einfamilienhäuser stehen, sogenannte Subprime-Hypotheken. Diese Papiere gehörten zu den berüchtigtsten Produkten der Finanzkrise: Zahlungsausfälle von wenig kreditwürdigen Hausbesitzern hatten zu hohen Wertverlusten der Anleihen geführt und in einer Kettenreaktion Turbulenzen an den globalen Finanzmärkten ausgelöst. Auch deutsche Banken, die in Subprime-Papiere investiert hatten, waren in die Krise geraten. Der jetzt von den Banken freigelegte Preis entfiel rund 50 Prozent des Nennwertes der Anleihen.



New Yorks Notenbank versteigert erfolgreich „Giftpapiere“.

Foto ddp

Die New Yorker Fed nutzte die allgemein gestiegene Nachfrage nach Risikoanleihen, um sich auch während der jüngsten Auktion mit Gewinn von den Papieren zu trennen. Konkrete Angaben zum Preis machte sie aber nicht. „Ich bin mit dem Interesse und den Ergebnissen dieses Verfahrens zufrieden, besonders mit der Stärke des Angebots, das den Zuschlag erhalten hat“, sagte William Dudley, der Präsident der New Yorker Fed. Dankte die Deutsche Bank und Barclays verkaufte Anleiheportfolio mit dem Namen Maiden Lane III, benannt nach der Straße im New Yorker Finanzdistrikt, die sich hinter der Fed entlangzieht, hatte einen Nennwert von 7,5

Milliarden Dollar. Analysten des Wertpapierhauses Amherst Securities schätzen, dass die Banken mehr als 4,9 Milliarden Dollar dafür gezahlt haben. Das entspräche knapp 66 Prozent des Nennwerts. Fachleute an der Wall Street gehen davon aus, dass die Banken die Papiere bereits vollständig bei anderen Investoren platziert haben. Bei der Gesellschaft Sanford C. Bernstein glauben Analysten, dass die Banken die Komponenten des erstellten Portfolios stückweise mit Gewinn an ihre Kunden weiterverkauft werden. Das könnte zu abnormaler Kritik an Banken führen, die bereits durch die Rettungsaktion der Fed ohne Verluste aus ihren Trans-

aktionen mit der AIG herausgekommen waren. „Die Banken konnten in einer Zeit hoher Unsicherheit ihre Risiken auf die Steuerzahler abwälzen, und jetzt wollen sie die Papiere zu einem niedrigeren Preis kaufen, wenn das Verlustrisiko begrenzt ist“, sagte Ann Rutledge von der Beratungsgesellschaft R&R Consulting kürzlich.

Zu den Kunden der Banken, die an den Papieren interessiert sind, gehören Fondsgesellschaften, Pensionskassen, Versicherer und Hedgefonds. Die institutionellen Investoren wollen sich angesichts der aktuell niedrigen Zinsen für die kommenden Jahre attraktive Renditen sichern. Die Preise risikoreicherer Anlageklassen sind in diesem Jahr allgemein gestiegen. Dazu gehören neben Subprime-Anleihen auch Aktien sowie Anleihen von Unternehmen mit niedriger Bonität.

Hedgefonds-Manager wie Greg Lippmann, der während der Finanzkrise mit Werten gegen den Häusermarkt und Hypothekenanleihen Milliarden von Dollar für die Deutsche Bank verdient hatte, halten Subprime-Papiere für ein Schnäppchen. Der amerikanische Häusermarkt steht nach einem seit Mitte 2006 andauernden Preisverfall möglicherweise vor einer Erholung. Marktbarmeter wie der Häuserpreisindex der Aufsichtsbehörde FHFA signalisiert zuletzt eine Stabilisierung der Preise. Trotz optimistischer Stimmen ist eine weitere Erholung der Krisen-Papiere aber kein Selbstläufer. Sollte die amerikanische Konjunktur schwächen oder die Schuldenkrise in Europa eskalieren, könnten Anleger wieder in sichere Anlagen fliehen. Dazu gehen Anleihebesitzer ein Verlustrisiko ein, wenn in Washington eine breitere Leber- und Fatsucht für den Häusermarkt beschlossen werden sollte, deren Häuser weniger wert sind als ihre Hypotheken.

Dax		F.A.Z.-Rendite 10 J.		Dollar je Euro		Rohöl 5 je Barrel	
7200	2.40	2.40	1.36	128.0	128.0	128.0	128.0
7000	2.28	2.28	1.34	124.0	124.0	124.0	124.0
6800	2.16	2.16	1.31	120.0	120.0	120.0	120.0
6600	2.04	2.04	1.29	116.0	116.0	116.0	116.0
6400	1.92	1.92	1.28	112.0	112.0	112.0	112.0
6200	1.80	1.80	1.28	108.0	108.0	108.0	108.0
26.1.2012	30.4.2012	26.1.2012	30.4.2012	26.1.2012	30.4.2012	27.1.2012	1.5.2012
30.4.		1.5.		30.4.		1.5.	
FA.Z.-Index	1495,63	qs.		Bundesanl.-Rendite 10 J.	1,66 %	qs.	
Dax 30	6761,19	qs.		FA.Z.-Renten-Rend. 10 J.	1,90 %	qs.	
M-Dax	10828,25	qs.		US-Staatsanl.-Rend. 10 J.	1,92 %	1,95 %	qs.
Tec-Dax	796,73	qs.		Gold, London 5/Unze	1651,25	1664,00	qs.
Euro Stoxx 50	2306,43	2306,69		Rohöl (London 5/Barrel)	119,47	119,82**	qs.
Dow Jones	13213,63	13328,82*		1 Euro in Dollar	1,3214	qs.	
Nasdaq Index	3046,36	3077,90*		1 Euro in Pfund	0,8130	qs.	
Bund-Future	141,08	qs.		1 Euro in Schw. Franken	1,2018	qs.	
Tagessgeld Frankfurt	0,28 %	qs.		1 Euro in Yen	105,85	qs.	
3-Monats-Euro-Bor	0,708 %	qs.					

* Ortszeit 13.00 Uhr, ** Ortszeit 19.00 Uhr

Nachdem bereits am Mafieitertag die aktuellen Einkaufsmangerindizes für das verarbeitende Gewerbe der Vereinigten Staaten und Großbritanniens bekanntgemacht wurden, werden Anleger nun auch die endgültigen Aprilwerte für Italien, die Schweiz und Spanien analysieren. Der komplette Konjunktur-Da-

tenkranz sollte das Börsengeschäft sicher-berücksichtigen. Zuletzt hatten einige entsprechende Daten vor allem über Deutschland die Anleger eher unangenehm überrascht. Über das zurückliegende Geschäftsjahr berichten unter anderem UBS, Visa, Time Warner und Fuchs Petrolub.

Der Devisenmarktbericht

Druck auf den Aussie

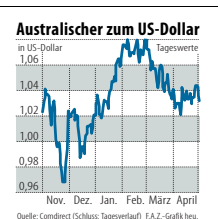
Es war weniger eine Frage, ob die australische Zentralbank Reserve Bank of Australia (RBA) die Zinsen senken wird. Vielmehr ging es um die Höhe der Reduzierung. Dass es am Dienstag gleich eine Senkung um 50 Basispunkte auf 3,75 Prozent war, hatten viele Anleger am Devisenmarkt nicht erwartet, denn so stark haben die Notenbank des Landes die Zinsen seit drei Jahren nicht mehr gedrückt. Nach Angaben der RBA ist die australische Wirtschaft weniger gewachsen als erhofft, die Inflation unter Kontrolle, und der Immobilienmarkt schwächelt.

Der Wert des australischen Dollar, der auch America genannt wird, sank nach der RBA-Entscheidung am Dienstag um mehr als 1 Prozent auf rund 1,03 amerikanische Dollar. Derweil zogen die Aktienkurse in Australien an, und die Rendite für zehnjährige australische Staatsanleihen fiel auf das niedrigste Niveau seit den fünfziger Jahren.

Nach Einschätzung von Devisenanalysten sollte der Aussie aber nicht allzu stark unter Druck geraten. Ohnehin ist die Währung Australiens schon länger sehr begehrt: „Der australische Dollar ist seit gut zehn Jahren der Überflieger am Devisenmarkt“, schreiben die Devisenanalysten der Helaba. „Zwar geriet die australische Währung während der globalen Finanzkrise 2008 schwer ins Trudeln. Davon konnte sich der Aussie aber mehr als erholen.“ Nicht nur im Verhältnis zur europäischen Gemeinschaftswährung, sondern auch gegenüber dem amerikanischen Dollar kletterte der Aussie „auf Mehr-Dekaden-Höhe“.

Der Aussie ist eine typische Rohstoffwährung, denn Australien verfügt über große Rohstoffvorkommen. Das Land und seine Währung profitieren dabei besonders vom Wirtschaftswachstum in den Schwellenländern. Dazu zählt allen voran China, das zu den größten Rohstoffkäufern auf der Welt zählt. Wenn Australien in Zeiten steigender Rohstoffpreise viele Waren wie Erze, Mineralien und Kohle exportieren kann, wertet die Währung auf, weil sie stärker nachgefragt wird. Hinzu kommt, dass der Aussie lange Zeit als Hochzinswährung profitiert konnte: So waren zwar auch in Australien die Zinsen gesunken, nachdem der Weltwirtschaft im Jahr 2008 ein Tief im vierten Quartal dieses Jahres oder aber in den beiden ersten Quartalen des kommenden Jahres erreicht wird, Voraussetzung sei aber, dass die Notenbank der Vereinigten Staaten Federal Reserve auf eine weitere quantitative Lockerung ihrer Geldpolitik („QE3“) verzichtet. Sollte dies doch geschehen, würde die nachfolgende Korrektur später einsetzen, aber noch hässlicher ausfallen.

Australien angelegt. Mit der Zinssenkung durch die RBA verlieren solche „Carry Trade“-Geschäfte etwas an Attraktivität. Die Aufwertung des Aussie mit Blick auf das gute Rohstoffgeschäft hatte allerdings auch seine negativen Seiten. Australische Unternehmen, die nichts mit Rohstoffen zu tun haben, litten unter dem starken Aussie. Kein Wunder, dass schon seit Wochen nicht nur Politiker, sondern auch die Gewerkschaften und viele Unternehmer in Australien niedrigere Zinsen fordern. Nun hat die RBA



Quelle: Confindere (Schluss Tageswerte) F.A.Z.-Grafik here

reagiert und gezeigt, dass es Spielraum für eine Lockerung der Geldpolitik gibt, auch mit Blick auf eine moderate Inflationsentwicklung. Mit Blick auf die Preissteigerungs-raten heißt es in einem Bericht der Devisenanalysten stets angeführt, dass die Exportpreise aufgrund des festen Dollar, der etwas schwächeren Rohstoffpreise und der Verlangsamung des Weltwirtschaftswachstums stark gefallen sind. Außerdem habe der Boom im Bergbau-sektor kaum auf die Gesamtwirtschaft durchgeschlagen. Doch die Commerzbank-Analysten halten den Zinsschritt für zu viel des Guten.“ Die RBA hätte besser noch weitere Konjunkturdaten abwarten sollen, bevor sie die Geldpoli-tik so stark lockert. TIM HOFINGHOFF

Hinweise auf eine Korrektur am Aktienmarkt mehrten sich

Mit dem beginnenden Monat Mai zieht eine saisonale Schwäche ein / Technische Kommentare aus Wall Street

hi. FRANKFURT, 1. Mai. Am amerikanischen Aktienmarkt ist ein weiterer Kursrückgang offenbar gescheitert. Als Nächstes könnte der Leitindex S&P 500 zu einem Test des Unterstützungsbereichs um 1358 Zähler ansetzen, äußern technisch orientierte Analysten. Viele von ihnen scheinen zunehmend pessimistisch zu werden, einige sprechen bereits wieder von Beginn einer ausgedehnten Korrektur. Sie stützen sich auf Indikatoren, die mittelfristig Aufschluss über die Dynamik des Marktes und über die Stimmung der Börsianer geben. Zudem gilt der Zeitraum zwischen Mai und November historisch als schlechteste Sechsmonatsphase innerhalb eines Jahres an der Wall Street.

Walter Murphy, ein unabhängiger technisch orientierter Marktbeobachter und Anhänger der sogenannten „Elliott Wave Theory“, betont abermals, dass der Rückgang des S&P 500 vom 2. bis 10. April sehr wahrscheinlich Teil eines größeren Abschwungs gewesen sei. Vor dem Hintergrund der Erkenntnis, dass die jüngsten Kursgewinne nur oberflächliche Stärke vermuten ließen, bei genauerer Prüfung jedoch Schwäche offenbarten, könne die als nächstes zu erwartende Kursbewegung den Index unter den kürzlich bei 1358 Punkten verzeichneten Widerstand drücken. Murphy räumt jedoch ein, dass

der S&P 500 durchaus noch über das Potential verfüge, den bei 1422 Zählern liegenden Widerstand zu überwinden. Doch auch in diesem Fall wäre die These einer größeren Abschwungsbewegung nicht vom Tisch, erklärt der Techniker.

Jeffrey Saut, einer der Strategen von Raymond James, erwartet demgegenüber, dass der S&P 500 noch einige Zeit unterhalb der Marke von 1425 Punkten verharrt, um die unter kurzfristigen Aspekten „überkaufte“ Lage zu bereinigen und Kraft für einen ausgedehnten Vorstoß nach oben hin zu schöpfen. Das Verhalten des Marktes vom vergangenen Freitag stütze diese These. Er sei zunächst nach oben gestiegen, habe dann aber bei geringen Umsätzen deutlich unter dem Tageshoch geschlossen. Saut weist außerdem darauf hin, dass der vergleichsweise geringe Anteil der im Index enthaltenen Unternehmen, die in der zurückliegenden Woche unerwartet hohe Gewinne



Quelle: NYSE Euronext F.A.Z.-Grafik Heumann

beziehungsweise Einnahmen für das erste Quartal des aktuellen Geschäftsjahres ausgewiesen hätten, enttäuscht habe. Noch entscheidender seien die Ausblicke der Unternehmen zur weiteren Gewinn-

entwicklung in diesem Jahr ausgefallen. Richard Bernstein, früherer technisch orientierter Marktstratege von Merrill Lynch und heute unabhängiger Berater, hatte bereits vor einigen Wochen einen grundlegenden, lange wirkenden Tendenzwechsel in der Entwicklung der Unternehmensgewinne nach unten hin ausgemacht und von der Möglichkeit einer Gewinnrezession gesprochen. Sollte sich dies mehr und mehr bestätigen, wäre es gewiss kein Grund, auf steigende Aktienkurse zu setzen.

Mary Ann Bartels, die Cheftechnikerin der Bank of America Merrill Lynch, ist der Ansicht, dass sich der amerikanische Aktienmarkt in einer Korrektur befindet. Nach ihren Beobachtungen begin-nen die Indikatoren mit mittelfristiger Aussagekraft Verkaufssignale ausstrahlen. Die Analystin argwöhnt, dass die schweren Indizes ein Drittel bis die Hälfte ihrer zwischen dem 3. Oktober und dem 2. April verzeichneten Zuwächse wieder abgeben könnten. Für den S&P 500 würde dies einen Rückgang auf etwa 1300 beziehungsweise 1250 Punkte bedeuten – derzeit steht der Index knapp unterhalb der Marke von 1400 Punkten. Für einen ausgedehnten Abschwung spricht ihrer Ansicht nach besonders die Schwäche der konjunkturreisempfindlichen Sektoren Rohstoffe, Energie und Industrie.

Walter Deemer, ein unabhängiger technisch angelegter Marktbeobachter, der am Markt Legenstatus genießt, hat sich unlängst mit Blick auf die lange Frist ebenfalls pessimistisch geäußert. Deemer legte anhand historischer Bewegungsmuster dar, dass der Aktienmarkt ungefähr alle vier Jahre ein zyklisches Tief erreicht, um Exzesse während der jeweils vorausgegangenen Hausse zu korrigieren. Er vermutet, dass das nächste Tief im vierten Quartal dieses Jahres oder aber in den beiden ersten Quartalen des kommenden Jahres erreicht wird, Voraussetzung sei aber, dass die Notenbank der Vereinigten Staaten Federal Reserve auf eine weitere quantitative Lockerung ihrer Geldpolitik („QE3“) verzichtet. Sollte dies doch geschehen, würde die nachfolgende Korrektur später einsetzen, aber noch hässlicher ausfallen.

ANZEIGE

Top-SparBuch: 2,25 % Zinsen p.a.*

■ In Ihrer Filiale
■ www.santanderbank.de
■ 0180 5 55 67 09
14 Ct./Min. aus dt. Festnetznum. max.
42 Ct./Min. aus Mobilfunknetzen.

Hochzins-Sparbuch
Santanderbank
Im Mai 2012
Länderspezifisch

SPARBUCH

Santander

*Zinssatz variabel. Angebot freibleibend. Nur für Privatkunden. Gilt nur für Neueinlagen, die in den letzten drei Monaten nicht bei der Santander Gruppe angelegt waren.

Heute

Kleinanleger wissen mehr

Auf der Anlegerermesse Invest in Stuttgart ging es um Gold, Aktien und Inflation. Vor allem aber wurde bemerkt, dass gerade Privatanleger offenbar immer kundiger in Finanzdingen werden. Seite 18

Pyrhussieg für die Gema

Die Musikverwertungsgesellschaft frohlockte über ihren Sieg vor dem Landgericht Hamburg gegen das Internetportal Youtube. Zu früh. Denn Lizenzgebühren zahlen muss Youtube nicht. Seite 19

Sport

Die Bestätigung
Mit vielen Wochen Anlauf verkündet Lukas Podolski seinen Wechsel zum FC Arsenal. Davor will der Fußballnationalspieler noch schnell den 1. FC Köln retten. Seite 24

„Nicht wegkontrollierbar“
Hans-Michael Holczer, Generalmanager des russischen Radrennists Katjuscha, spricht im Interview über die Gründe für seine Rückkehr in den Radsport und die Doping-Affären seines Teams. Seite 23



Mehr als 14 000 Besucher kamen in diesem Jahr zur Anlegermesse Invest nach Stuttgart.

Foto: Tschewkin

Vom entspannten Anleger mit dem kühlen Kopf

Auf der Anlegermesse Invest in Stuttgart informieren sich Besucher in diesem Jahr vor allem über Edelmetalle. Aber auch manche Kapitalmarkt-Spezialität erregt Interesse.

ols. STUTTGART, 1. Mai. In den gläsernen Vitrinen und Schaukästen glänzt und funkelt es: Die Münzen und Barren aus Gold und Silber sind auf Hochglanz poliert – eine in unsicheren Zeiten gefragte Anlage. Auf der Anlegermesse Invest in Stuttgart, eines der wichtigsten Treffpunkte für Anleger, Händler und Anbieter, gibt es zahlreiche Vorträge und Podiumsdiskussionen rund um das Thema Edelmetalle. Wie entwickeln sich die Preise von Gold und Silber? Oder was muss beachten, wer Wertpapiere kauft, deren Wertentwicklung mit dem Gold- oder Silberpreis zusammenhängt? Oder mit beiden?

Immer, wenn so eine Expertenrunde vorbei ist, strömen die Messebesucher an die entsprechenden Stände, welche die begehrten Metalle anbieten. So auch zu Ziemann und Valor, einem Edelmetall-Großhändler aus Nürnberg. Geschäftsführer Markus Osiander sagt, im Januar, Februar und März seien die Geschäfte eher ruhig verlaufen. „Jetzt hat es wieder angezogen.“ Hintergrund sind vermutlich die jüngsten negativen Nachrichten über Spanien. „Das Thema Sachwerte ist bei Investoren und Privatkunden nicht vom Tisch.“ Zurzeit hat das Thema Silber mehr Potential, sagt Osiander. Und bei diesem Thema seien besonders Münzen gefragt. Das hat einen einfachen Grund: In Deutschland können auf die Silbermünzen 7 Prozent und auf

die Barren 19 Prozent Mehrwertsteuer gezahlt werden. Auf Gold hingegen wird beim Kauf keine Steuer fällig.

Wer schon weiß, was er will, kann an einem anderen Stand Goldbarren aus einem Automaten kaufen. Für 176 Euro gibt es Mini-Barren mit verschiedenen Motiven – auch für Fußball-Fans. So beliebt das edle Metall wie sich scheint, es kann auch Probleme machen. Denn die Lagerung ist nicht so einfach, sie kann aufwendig und teuer sein. Und noch nicht seit allzu langer Zeit können Anleger direkt in Gold an den Märkten investieren. Beispielsweise mittels sogenannter Exchange Traded Funds (ETF, Indexfonds), die mit physischem Gold hinter-

Das Thema Sachwerte ist bei Investoren und Privatkunden nicht vom Tisch.

Markus Osiander, Ziemann und Valor

legt sind. Diese Möglichkeit ist weitaus günstiger, als etwa Goldbarren zu Hause oder in einem Tresor verschlossen bei der Bank aufzubewahren. Norbert Paul von der Stuttgarter Börse meint, dass die Preisrendite im Bereich der Edelmetalle nicht eindeutig seien. Bei Gold trete der Preis gerade auf der Stelle. Und bei Silber handle es sich um ein klassisches Industriemetall. „Da ist der Preis abhängig davon, wie die Konjunktur läuft.“

Auf der Anlegermesse in Stuttgart geht es aber nicht nur um Edelmetalle. Und die Messe zieht Profis und Privatanleger gleichermaßen an: So war am rückliegenden Wochenende auch der 60 Jahre alte Anlageberater einer Sparkasse unterwegs, „um nicht nur vom Arbeit-

geber kanalisierte Informationen zu bekommen“. Der Mann sagt, er spüre die Unsicherheit der Anleger täglich in den Gesprächen mit seinen Kunden. Ein 70 Jahre alter früherer Kreditmanager aus der Industrie, der wie die meisten Messebesucher seinen Namen nicht in der Zeitung lesen will, hat sich seit langer Zeit der Anlageklasse Aktien verschrieben. Er investiert größtenteils in Titel, die im deutschen Standardwertindex Dax enthalten sind. „Wenn der Dax mal wieder einen Höhepunkt erreicht hat, nehme ich gezielt den Gewinn mit“, sagt er. Und bei sinkenden Kursen steige er gezielt ein. Für Staatspapiere scheinen sich auf der Messe diesmal hingegen nur wenige zu interessieren. Am Stand der Finanzagentur des Bundes, die für die Emission der deutschen Bundesanleihen zuständig ist, herrscht nur sehr geringer Andrang. Manchmal versucht eine Mitarbeiterin, den ein oder anderen Anleger zum Drehen des Glücksrads zu animieren, um so ins Gespräch zu kommen. Natürlich bleibt auch das Thema Inflation eines, das Anleger hierzu-landes weiter umtreibt und auf der Messe besprochen wurde. Und schließlich sind neben den verschiedenen Anlageklassen auch die Handelsplattformen ein Thema, um das es ging.

Hannes Schadek von ETX Capital, einem Anbieter spezieller Wertpapiergeschäfte namens Contracts for Difference (CFD), will die in Deutschland seit mehr als einem Jahr aktive Plattform bekannt machen – vor allem auch unter Kleinanlegern. Die Plattform verdient vor allem dann gut, wenn die Kurse stark schwanken und die Anleger infolgedessen rege handeln. Auch dass ein Anbieter wie er auf der Messe vertreten ist, belegt, dass die Anleger immer informierter zu sein scheinen über Kapitalmärkte.

Und dass sie beispielsweise auch während einer Talfrucht der Kurse einen kühlen Kopf behalten. Das legt wenigstens ein bereits im Januar veröffentlichte Erhebung der Transaktionsbank Deutsche Wertpapierservice (DWP) Bank nahe. In Phasen fallender Aktienkurse hatten zum Privat Anleger im Jahr 2011 demnach zugekauft. Während der Dax im Sommer von gut 7000 Punkten kommend einbrach und binnen weniger Wochen in Richtung von 5000 Zählern purzelte, gab es keine hektischen Verkäufe. Der Stuttgarter Börsenchef Christoph Lammersdorf meint, es gebe einen Trend, wonach aus Laien-Anlegern immer häufiger recht kundige Fachleute werden. „Dies führt zu einem deutlich selbstbewus-

Anleger kennen sich immer besser aus und treten selbstbewusster auf.

Christoph Lammersdorf, Chef der Börse Stuttgart

ren Auftreten gegenüber ihren Finanz- und Anlageberatern.“

Nach Ansicht des Hauptgeschäftsführers der Deutschen Schutzvereinigung für Wertpapierbesitz, Marc Tüngler, hat sich das Verhalten privater Anleger im Vergleich zur Jahrtausendwende vor dem großen Börsencrash grundlegend geändert. „Seinerzeit reagierte der Anleger häufig auf Trends und verstärkte sie durch sein eigenes Verhalten, wie der Neue Markt anschaulich gezeigt hat. Heute agiert er, statt zu reagieren.“ Seinen Angaben zufolge haben von den 36 Millionen Haushalten hierzu-landes heute rund 14 Millionen mindestens ein Wertpapierdepot.

Im Gespräch: Christoph Eibl, Tiberius Asset Management

„Der Goldpreis wird bestimmt fallen“

Christoph Eibl leitet den Vermögensverwalter Tiberius, der mit 2 Milliarden Dollar in Rohstoffen investiert ist. Er erklärt, warum Gold enttäuscht und ob Hedgefonds die Rohstoffpreise treiben.

Herr Eibl, wie laufen die Geschäfte am Rohstoffmarkt?

In den vergangenen zwölf Monaten haben Rohstoffe enttäuscht. Abhängig davon, welchen Rohstoffindex man betrachtet, sind die Preise 10 bis 20 Prozent im Minus. Besonders im vierten Quartal 2011 haben Investoren viel Geld abgezogen. In den ersten Monaten dieses Jahres hat zudem die Verschärfung der Euro-Krise dazu geführt, dass die Rohstoffpreise abgestürzt sind. Viele Anleger wollen keine höheren Risiken eingehen – dann stehen Rohstoffe eben auf der Verkaufsliste. Derweil haben sich die Aktienkurse wieder erholt, die Preise für Rohstoffe hingegen nicht. Die Folge: Rohstoffe sind gegenüber Aktien billig geworden.

Wie haben sich Ihre eigenen Rohstoff-Fonds entwickelt?

Auch wir sind auf dem falschen Fuß erwischt worden, unsere Rohstoff-Fonds liege deshalb knapp 2 Prozent im Minus.

Wird es am Rohstoffmarkt weiter abwärtsgehen?

Als Rohstoffmanager können wir „long“ oder „short“ sein, also auf steigende oder sinkende Preise setzen. Der Markt scheint gerade übertrieben negativ, getrieben von der Euro-Krise und Wachstumsschwächen. Doch ich bin fest davon überzeugt, dass die Preise wieder steigen sollten.

Warum?

Das negative Bild eines Abschwungs der Weltwirtschaft ist übertrieben. Das ist keine Rezession. Die Weltwirtschaft wächst immer noch mit drei Prozent, das ist solide. So gesehen, sind die Rohstoffpreise zu stark gesunken. Es stimmt allerdings, dass wir niedrigere Wachstumsraten in China sehen. Wenn China nun nicht mehr mit 10 Prozent pro Jahr wächst und in Zukunft nur noch 8 Prozent hat, dann ist das aber immer noch in Ordnung. Aus Sicht eines Kommunisten gilt: Er muss seine Wirtschaftsprüfung stets überleben. Ich bin mir deshalb sicher, dass die Chinesen ihre selbstgesteckten Ziele erreichen werden. Zudem vergessen viele Anleger, dass es in Amerika

und Europa weiter aufwärtsgeht. Die Nachfrage nach Rohstoffen wird weiter steigen.

Welche Rohstoffe bevorzugen Sie?

Wir glauben, Zinn hat Potential. Zwar ist das ein kleiner Markt, doch es gibt ein Angebotsdefizit und niedrige Lagerbestände. Auch Kupfer sollte sich verteuern. Die Angebotslage ist angespannt, das sollte den Preis nach unten begrenzen.

Wie wird sich der Goldpreis entwickeln?

Gold enttäuscht. Obwohl die Meldung zur Schuldenkrise schlecht sind, steigt der Goldpreis kaum. Gold hat als Krisenwährung in den vergangenen zwei Jahren primär davon profitiert, dass die Anlegernachfrage sehr hoch ist. Mir sagt das: Der Preisanstieg ist überzogen, und der Goldpreis wird bestimmt fallen. Gold ist nicht mehr attraktiv.

Warum?

Gold muss zum einen als Rohstoff zum anderen als Währungsalternative analysiert werden. Mit Blick auf den Rohstoff gilt: Es gibt einen Goldüberschuss, das Angebot hat in den vergangenen 10 Jahren um 1000 Tonnen zugenommen und die traditionelle Nachfrage hat um 1000 Tonnen abgenommen. Die Logik, weshalb der Goldpreis dennoch nicht gefallen ist, liegt darin begründet, dass Investoren bereit sind, mehr Gold in ihr Schließfach zu legen. Es geht also lediglich um die Investorennachfrage. Je mehr Leute es kaufen, desto höher steigt der Preis. Das kann nicht



Christoph Eibl

nachhaltig sein. Wir rechnen eher mit sinkenden Goldpreisen, also 1300 Dollar bis Ende des Jahres.

Hedgefonds gelten als Preistreiber am Rohstoffmarkt, vor allem mit Blick auf Agrarrohstoffe. Zu Recht?

Investoren können grundsätzlich die Preise beeinflussen, ob am Rohstoffmarkt oder Kapitalmarkt. Allerdings gelingt es ihnen nicht auf lange Sicht. Die Investoren können die Rohstoffpreise nicht nachhaltig verändern und sich gegen die grundlegenden, fundamentalen Daten behaupten. Kurzfristig sind Überreibungen der Preise möglich, egal, ob das die Agrarrohstoffe sind, die Metalle oder der Energiemarkt ist.

Das Gespräch führte Tim Höfinghoff.

Tendenzen und Tipps

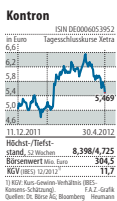
Adidas kaufen

Die Adidas-Aktie wird von der National-Bank in Essen zum Kauf empfohlen. Das Kursziel beträgt 72 Euro (aktuell: 63 Euro). Die vorläufigen Zahlen des Anbieters von Sportartikel für das erste Quartal wiesen auf breiter Front hohe Steigerungsraten auf. Zwar seien die Rohstoffkosten gestiegen, doch habe diese eine gute Kostenkontrolle ausgeglichen werden können. Die Vorgaben für das gesamte Jahr seien über die gängigen Erwartungen hinaus heraufgesetzt worden. hi.



Kontron kaufen

Die Kontron-Aktie zu kaufen, rät Warburg Research mit einem Kursziel von 7,60 Euro (aktuell: 5,50 Euro). Der Anbieter eingebetteter Rechner-Technologie sei schwach ins Jahr 2012 gestartet, doch könne eine Besserung erwartet werden. So dürfte die Bruttomarge wegen einer günstiger gestellten Angebotspalette steigen, die Umsätze könnten über eine stärkere operative Hebelwirkung wachsen. Die Vorgaben des Unternehmens schienen erreichbar zu sein. hi.



Kluge Firmen suchen kluge Köpfe im F.A.Z.-Stellenmarkt

Kienbaum
HILTI
Lipoid
ROHDE & SCHWARZ
PRETTL

schenckprocess
Audi
QUINTILES
STATIS
Valeo

WEISER, KUCK & COMP
Karl Kübel Stiftung für Kind und Familie
Michael Page INTERNATIONAL
BaFin
AVA GROUP

HIRSCH GRUPPE
oelheld
KARL MAYER
PORSCHE
MKM

Santander Consumer Bank
DB Mobility Networks Logistics
Bundeswehr
MARVECS
FRANK SIMON personalmanagement

LIEBICH & PARTNER
KIWO
ROSE
STADT HAGEN
OTC SIEBENHÄNDL GmbH
Frankfurter Allgemeine Stellenmarkt

Baumann Unternehmensberatung
DAIMLER
HONG KONG
Tagnum
Stein Personalberatung GmbH
Samstags, Sonntags. Immer.

Finden Sie den klugen Kopf, der zu Ihrem Unternehmen passt. Mit einer Anzeige im F.A.Z.-Stellenmarkt. Informationen unter 0800 1 32 95 62 (kostenfrei), Fax (069) 75 91-34 09 oder per E-Mail info@fazjob.net

NACHGEFRAGT

Auch Manager sind geschützt

Wann können Vorstände und GmbH-Geschäftsführer Schutz vor Diskriminierung verlangen?

Bei der Verlängerung von befristeten Verträgen mit Organmitgliedern ist künftig Obacht geboten, ob die Grenzen des Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetzes (AGG) ausreichend berücksichtigt werden. Dies hat der Bundesgerichtshof in einem Fall klargestellt, der den medizinischen Geschäftsführer der städtischen Kliniken von Köln betraf (F.A.Z. vom 24. April; Az.: II ZR 163/10). Der 62 Jahre alte frühere Geschäftsführer der gemeinnützigen GmbH verlangte Schadensersatz, nachdem der Aufsichtsratsvorsitzende öffentlich erklärt hatte, dass eine Weiterbeschäftigung wegen des Alters nicht in Betracht komme. Die Stelle wurde mit einem 41-jährigen Mitbewerber besetzt.

Das eigentlich dem Arbeitnehmer-schutz dienende AGG findet einge-



Carolin Goll-Müller ist Rechtsanwältin bei Linklaters LLP in München.

schränkt auch auf Selbständige und Organmitglieder – wie beispielsweise Geschäftsführer einer GmbH oder Vorstandsmitglieder einer Aktiengesellschaft – Anwendung. Die Bundesrichter urteilen nun, dass die Entscheidung über die Verlängerung der Beschäftigung genauso einzustufen sei wie eine solche über den Zugang zum Amt des Geschäftsführers. Damit sei das Gesetz anwendbar. Der Bundesgerichtshof sah in dem Vorgehen des Unternehmens eine Altersdiskriminierung. Über die Höhe des Schadensersatzes muss das Oberlandesgericht Köln entscheiden.

Mit ihrer Entscheidung haben die obersten Zivilrichter deutlich gemacht: Unternehmen sind gut beraten, auch bei Vertragsverhandlungen mit Organmitgliedern darauf zu achten, dass der Nichtabschluss oder die Nichtverlängerung von Verträgen nicht auf Diskriminierungsgründe gestützt wird. Um im Streitfall einen entsprechenden Vorwurf vor Gericht glaubhaft entkräften zu können, ist ihnen zu empfehlen, die entscheidungserheblichen Gründe zu dokumentieren.

Bei der Schadenshöhe ist nicht auszuschließen, dass das Oberlandesgericht in der nächsten Verhandlungsrunde eine abschreckende Wirkung anstreben wird, da die zugrundeliegenden EU-Richtlinien mit den Mitgliedsstaaten wirksame Sanktionen verlangen. Gefordert hatte der Kläger mindestens 110 000 Euro; zugesprochen wurden ihm lediglich 36 600 Euro. Finanziell birgt diskriminierendes Verhalten im Sinne des AGG daher nicht zu vernachlässigbaren Risiken für Unternehmen. Inwieweit die Gerichte die in Vorstandsvorsitzenden häufig vereinbarten Altersgrenzen akzeptieren werden, bleibt ebenfalls abzuwarten. Die Empfehlung des Deutschen Corporate Governance Kodex, Altersgrenzen für Vorstände festzulegen, wäre dann gegebenenfalls nicht mehr haltbar.

Die Niederlage von Youtube ist ein Pyrrhussieg für die Gema

MÜNSTER, 1. Mai. Die Gema hatte sich bei Youtube darüber beschwert, dass dort 258 Musiktitel aus ihrem Repertoire auftauchen. Daraufhin wurden die Videos gesperrt; doch zwölf Videos tauchten kurze Zeit später wieder auf. Wieder kam es zur Sperrung, diesmal allerdings mit einem deutlichen Zeitabstand von mehreren Wochen. Dies erschien der Gema als zu lang. Außerdem suchte sie nach Möglichkeiten, den festgefahrenen Vertragsverhandlungen einen gerichtlichen Schub zu geben. Daher versprach sich die Verwertungsgesellschaft viel von einer Klage beim Landgericht Hamburg, das traditionell im Urheberrecht als verbotsfreundlich bekannt ist.

Doch die Gema hat die Rechnung ohne die Richter gemacht. Diese lehnten zu nächst einmal die Hauptargumentationslinie der Klägerin ab, Youtube unterliege der sogenannten Täterhaftung (F.A.Z. vom 21. April; Az.: 310 O 461/10). Anders hatte dies dasselbe Gericht noch zwei Jahre zuvor gesehen (Az.: 308 O 27/09). Für die Vertragsverhandlungen der Gema mit dem Videportal hätte diese Konstruktion dazu geführt, dass die Videos als eigene Inhalte von Youtube anzusehen gewesen wären; das Portal hätte damit wie das kommerzielle Angebot „iTunes“ von Apple oder andere Musikanbieter zur Kasse gebeten werden können.

Dem Gericht gefielen diese Überlegungen nicht. Youtube habe keine redaktionelle Kontrolle über die dort eingestellten Videos; auch wirtschaftlich seien dem Unternehmen die präsentierten Inhalte nicht zuzuordnen. Youtube sei deshalb kein „Täter“. Damit entfällt die Pflicht von Youtube, der Gema Lizenzgebühren zu entrichten – ein echter Pyrrhussieg der Münchener.

Als „Störer“ muss Youtube sich allerdings einige Fragen gefallen lassen. Nach der herrschenden Auslegung des Telemediengesetzes muss ein Anbieter fremder Inhalte (Host-Provider) zumindest auf Zurfür illegale Inhalte „unverzüglich“ sperren. Youtube ließ sich aber mit der Sperrung im vorliegenden Fall mehrere Wochen Zeit. Das ist – wie das Gericht zu Recht betont – zu lang und nicht mehr „unverzüglich“. Damit ist der Kern der bis dahin sehr korrekten und ausgewogenen Entscheidung umschrieben; Youtube hat seine einzelnen Musikvideos zu spät gesperrt. Was in der Öffentlichkeit darüber hinaus als Sieg der Gema kolportiert wurde, entstammt mehrheitlich der Schreibe einiger überhektischer Journalisten.

Da hatte sich die Gema zu früh gefreut: Als die Richter am Landgericht Hamburg die Sperrung illegaler Musikvideos durch das Internetportal Youtube anordneten, frohlockte die klagende Musikverwertungsgesellschaft über ihren „Präzedenzsieg“. Dem ist aber nicht so: Lizenzgebühren zahlen muss Youtube nicht.

Von Thomas Hoeren



Illustration Andrea Koopmann

Das Urteil enthält dann aber auch noch eine Überraschung. Das Gericht macht sich nämlich auch Gedanken darüber, was Youtube von sich aus hätte tun müssen, um eine künftige illegale Verbreitung der streitgegenständlichen Musiktitel zu verhindern. Die Richter betonen dabei mehrfach, dass diese Überlegungen für die Lösung des Falls keine Rolle spielen. Es handelt sich insofern um reine Randbemerkungen (obiter dicta) ohne Bindungswirkung. Es sind also bloße Vorschläge

für Youtube, ohne Unterfütterung durch Gutachten von Sachverständigen. Eine allgemeine, proaktive Überwachungs-pflicht lehnt das Gericht jedenfalls zurück; erst ab Kenntnis von einer konkreten Rechtsverletzung käme eine solche Pflicht hinsichtlich künftiger Uploads in Betracht (so auch ein vom Landgericht zitiertes Urteil des Europäischen Gerichtshofs vom Februar; Az.: C - 360/10).

Bei den Einzelfallfilterungen war dem Gericht klar, dass Youtube mit seinem da-

für selbstentwickeltes Programm sehr effiziente Werkzeuge zur Filterung illegaler Inhalte besitzt. Damit lassen sich Tonaufnahmen identifizieren, die mit einer bei Youtube vorhandenen Referenzaufnahme identisch sind. Das System basiert auf einer Kooperation mit den Rechteinhabern, die bereits über 9 Millionen Referenzdateien für Datenbanken bereitgestellt haben. Diese können frei ent-

Wortfilter, der sowohl den Titel als auch den Interpreten der beanstandeten Musikaufnahme enthält. Diese Vorschläge sind technisch und rechtlich nicht haltbar. Faktisch werden die Nutzer sehr schnell durch falsche oder unvollständige Datennamen den Filter umgehen. Auch besteht die Gefahr einer übermäßigen Blockade, was gegen Grundrechte verstoßen könnte, da durch die Wortfilter auch Videos identifiziert würden, die das gesuchte Werk gar nicht enthalten.

So zeigen sich bei Eingabe eines der betroffenen Lieder („Im Kindergarten“ von Rolf Zuckowski) 183 Treffer bei Youtube, einschließlich Videos zu dem Gerichtsurteil selbst. All diese müssten erst einmal gesperrt werden. Das Gericht schlägt zwar vor, die betroffenen Nutzer vorab einzubinden und sie vor der Sperrung über die „bedenklichen“ Schlüsselbegriffe zu informieren. Doch das ist mühevoll und kompliziert. Wer weiß schon, ob etwas rechtens ist? Und: Rührt sich der User nicht, käme es wohl zur Sperrung. Insofern würden viel Unschuldige durch ein solches Verfahren eingescannt und in ihrer Meinungsfreiheit beschränkt.

Wie geht es nun weiter? Gema und Youtube werden sich sicher bis zum Bundesgerichtshof streiten. Wegen der europarechtlichen Vorfragen käme auch eine Vorlage an den Europäischen Gerichtshof in Betracht. Bis dahin erhalten die Kreativen über Jahre hinweg keinen Cent aus der Youtube-Benutzung, und Nutzer werden durch Sperrhinweise genervt. In über 40 Ländern ist es Youtube gelungen, den Erwerb der Rechte mit den Musikverwertungsgesellschaften zu regeln – nur in Deutschland nicht, wo die Gema (als weltweit einzige Verwertungsgesellschaft) auf einer hohen Mindestvergütung pro Abruf besteht. Und damit ist der eigentliche Verlierer des vorliegenden Rechtsstreits ausgemacht: die Gema. Sie droht ihr Image als Stimme der Kreativen zu verspielen. Sie mahnt Kindergärten wegen des Kopierens von Noten ab, sie qualmt Konzertveranstalter mit Gebührenerhöhungen von bis zu 600 Prozent. In München fehlt offensichtlich oft das Augenmaß.

Der Verfasser ist Lehrstuhlhabender am Institut für Informations-, Telekommunikations- und Medienrecht der Universität Münster.

Mehr zum Thema Recht & Steuern im Internet auf unseren Seiten www.faz.net/recht

Blog: www.faz.net/dasletztewort

Torpedierte Sanierung

Das Schuldverschreibungsgesetz muss verbessert werden

FRANKFURT, 1. Mai. Das Oberlandesgericht Frankfurt hat im Fall des angeschlagenen Holzverarbeiters Pleidier die Anwendung des Schuldverschreibungsgesetzes (SchVG) auf Anleihen ausländischer Emittenten abgelehnt, die vor Inkrafttreten des Gesetzes im August 2009 begeben worden waren (F.A.Z. vom 29. März). Die darin vorgesehene Möglichkeit, dass die Gläubiger für seine Anwendbarkeit zu optieren, hielt das Gericht für nicht anwendbar. Damit wurde der geplante finanzielle Sanierung der Bodek entzogen, so dass das Unternehmen Insolvenz anmelden musste. Dann folgte die Insolvenz der Q-Cells in einer vergleichbaren Situation.

Namhafte Experten halten diese Gerichtsentscheidung für rechtlich falsch (F.A.Z. vom 11. April). Sie führt auch zu sanierungsfeindlichen Konsequenzen für den Kapitalmarkt insgesamt, da Anleiheemissionen deutscher Industrieunternehmen überwiegend mittels ausländischer Vehikel begeben werden. Somit steht das SchVG für einen erheblichen Anteil der Anleihen deutscher Unternehmen derzeit nicht als Sanierungsinstrument zur Verfügung. Dieser Zustand konterkariert die Absicht des Gesetzgebers, mit diesem Gesetz ein modernes Sanierungsinstrument für sämtliche in- und ausländischen Anleihen nach deutschem Recht zu schaffen.

Eine Klarstellung des Bundestags ist daher dringend notwendig. Sie kann sich im Interesse einer kurzfristigen Abhilfe zu nächst auf wenige zentrale Problem-punkte aus der bisherigen Rechtsprechung und

Praxiserfahrung beschränken. Allen voran ist klarzustellen, dass das Gesetz auch auf Anleihen ausländischer Emittenten anwendbar ist, wenn die Gläubiger dies beschließen. Voraussetzung ist selbstverständlich die Wahl deutschen Rechts in den Anleihebedingungen, wobei untergeordnete Klauseln ausländischen Rechts wie im Fall Pleidier unschädlich sind.

Außerdem sollte klargestellt werden, dass Klagen ausschließlich innerhalb der gesetzlichen Monatsfrist erhoben werden können, um das Risiko einer Bodek von Sanierungsvorhaben auszuschließen. Aus Beschleunigungsgründen sollte bestätigt werden, dass eine kombinierte Beschlussfassung über die Anwendbarkeit des SchVG sowie über sämtliche inhaltlichen Gegenstände der Anleiherestrukturierung in einer einzigen Gläubigerversammlung zulässig ist. Schließlich bedarf es einer Klarstellung, dass die Umwandlung von Anleihen in Eigenkapital (Debt-to-Equity Swap) nicht daran scheitert, dass damit notwendigerweise bestimmte gesetzliche Folgen – beispielsweise eine Haftung für die ordnungsgemäße Kapitalaufbringung – verbunden sind. Zur Umsetzung dieser Klarstellungen bietet sich die Erweiterung eines aktuellen Gesetzentwurfs an, in dem die Bundesregierung mit der Verkürzung des Freigabeverfahrens im SchVG auf eine Instanz bereits eine wichtige Anregung der Praxis aufgegriffen hat.

DANIEL M. WEISS

Der Autor ist Partner bei Hengeler Mueller. Die Kanzlei hat betroffene Unternehmen beraten.

VERKÜNDET

Hyperaktiver Anwalt

Wenn ein Rechtsanwalt einer Aufforderung der Anwaltskammer nicht nachkommt, seinen Geisteszustand vom Amtsarzt untersuchen zu lassen, kann ihm die Zulassung entzogen werden. Das hat der Anwaltsgerichtshof von Nordrhein-Westfalen bekräftigt (Az.: 1 AGH 7/11). Es ging um einen 53 Jahre alten Anwalt, der im Namen eines Mandanten acht Jahre lang zahlreiche Institutionen mit Schreiben überzog. Darin argumentierte er, dass „angemessenes warmes Wohnen“ zu einem steuerfreien Grundbesitz gehöre, der grundrechtlich geschützt sei. Gegen die Ablehnung durch Finanzbehörden und Gemeinden führte er Rechtsstreitigkeiten in sämtlichen Gerichtszweigen und durch alle Instanzen. Das Bundesverfassungsgericht verhängte zweimal eine Missbrauchsgebühr, auch der Petitionsausschuss des Bundestages hat ihm nicht weiter. Sodann erstattete er bei der damaligen Generalbundesanwältin Monika Harms eine Strafanzeige wegen „Bedrohung der inneren Sicherheit der Bundesrepublik durch eine kriminelle Vereinigung in erster Linie von Richtern des Bundesverfas-



sungsgeschichts, des Bundesfinanzhofs und des Bundesverwaltungsgerichts zur verfassungswidrigen Verweigerung steuerlicher Absetzungsmöglichkeiten tatsächlich entstandener Aufwendungen“. Er beantragte Haftbefehle, Durchsuchungen, Beschlagnahmen und Telefonüberwachungen. Auch überflutete er Gerichtsvollzieher mit E-Mails nebst vielseitigen Anlagen. Die Anwaltskammer warf ihm daraufhin vor, dass er „die von einem Rechtsanwalt erwartbare Sachlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Ergebnisorientierung zum Wohl der Mandanten vermissen lässt, stattdessen massenhaft für das Verfahren unnötige Unterlagen vorlegt und damit vermeidbare Kosten für Mandanten produziert“. Die Anwaltskammer befand nun ebenfalls, der Zwang zur ärztlichen Untersuchung nach der Bundesrechtsanwaltsordnung diene „dem Schutz des rechtsuchenden Publikums vor Rechtsanwältinnen, die aufgrund

körperlicher oder geistiger Defizite keine Gewähr für eine ordnungsgemäße und sorgfältige Berufsausübung bieten“. Wie der betreffende Anwalt den Kampf um die steuerliche Absetzbarkeit führe, zeige, dass dies „offensichtlich inzwischen das überwiegend beherrschende Thema und eine Haupttriebfeder seiner beruflichen Tätigkeit“ sei. „Sein Verhalten lässt den Schluss zu, dass er darauf so stark fixiert ist, dass er davon schon in krankhafter Besessenheit beherrscht wird.“ jja.

Vermissste Grundsatzurteile

Dass Banken, Versicherer und Energieversorger oft im letzten Moment eine Revision vor dem Bundesgerichtshof (BGH) zurückziehen, um eine für sie ungünstige Entscheidung zu verhindern, stößt immer wieder auf Kritik. Der frühere BGH-Präsident Günter Hirsch hat jetzt eine Gesetzesänderung angeregt, um das zu erschweren. Hirsch beruft sich dabei in der „Neuen Juristischen Wochenschrift“ darauf, dass seit einer grundlegenden Reform der Zivilprozessordnung im Jahr 2002 der BGH nicht mehr Gerechtigkeit im Einzelfall herstellen sollte, sondern nur noch im Allgemeininteresse urteile. jja.



Aktuell. Kompakt. Praxisnah.

AnwaltSpiegel Spezial Private Clients

In Zusammenarbeit mit

sjberwin

Kostenlos als Download unter www.deutscheranwaltspiegel.de/spezial

Der Deutsche AnwaltSpiegel ist eine Gemeinschaftspublikation von F.A.Z.-Institut und German Law Publishers und richtet sich an alle, die sich regelmäßig über die wichtigsten Entwicklungen im unternehmensrelevanten Recht informiert halten müssen. Kontakt und Information: F.A.Z.-Institut GmbH, Jan Voosen, E-Mail: jvoosen@faz-institut.de, Telefon: (069) 75 91 - 24 17.

Unternehmensanleihen	8,5	Heid.Cem. 09/19	31.10.	111,65	6,6160
	6,5	Heid.Cem. 10/15	3.8.	107,34	4,1050
	4,25	Heid.Cem. 02/12	10.8.	102,29	0,8440

103.50	0.4967	3.375	BASF SE 05/12	30.5	100.14	1.4400	5.55	Hochtief 12/17	23.3	104.70
111.57	2.3006	4.5	BASF SE 06/16	29.6	112.73	1.3300	6.128	Horrbach 04/14	15.5	104.90
		3.75	BASF SE 09/12	10.1	101.22	0.8960	5	Leoni 06/13	17.7	102.70
		4.375	Bertelsm.06/12	26.9	101.38	0.8830	4.825	Lufthansa 08/13	6.5	103.051
105.455	1.0323	4.75	Bertelsm.06/16	26.9	111.40	2.0130	6.5	Lufthansa 09/14	24.3	108.101
		7.875	Bertelsm.09/14	16.1	110.80		6.75	Lufthansa 09/16	7.7	113.07

4,125	Dürrle 10/17	19.1	110.31	5,375	MAN SE 09/13	20.5	104.738
2,5	Dürrle 08/13	22.4	103.742	5,275	MAN SE 09/16	20.5	121.505 G
7,25	Dürrle 08/38	18.3	102.30	4,5	Mazda; 04/14	13.10	106.23
7,25	Dürrle 10/15	28.9	111.75	3,375	Merck Fin. S. 10/15	24.3	105.31
110,89	Evonik 09/14	14.10	112.20	4,5	Merck Fin. S. 10/20	24.3	112.55
5,125	Evonik Gde. 03/13	10.12	105.41	5,75	Metro 09/14	14.7	108.60

113.20	1.7715	6,875	EWZ Nr2 04/19	14.10	113.57	2,8280	7,825	Netto2 user 10	9.3	113.94	
111.60	1.9865	4.875	Frank Hanried 09/14	23.10	108.733		5.75	Praktiker 11/16	10.2	47.50	
109.80	2.1286	6.25	Frank Hanried 12/18	8.2	106.00		5.75	RWE 03/33	14.2	125.88	3.9070
108.25	0.9750	6.25	Frappont 09/19	10.9	112.60	3.2900	6.125	Solar World 10/17	21.1	28.05	
		4.25	GEA Group 11/16	21.4	106.43	2.5280	4.375	ThyssenKr. 05/15	18.3	105.29	2.4430
		7	GEA Group 14/24	12.8	103.44		8	ThyssenKr. 09/14	16.6	110.52	2.8220

111,71	2,2082	6,75	Getting 10/10/14	30,6	90,55	6,622	Hofvorfs	36,1	90,75
103,627	0,7048	8,825	Grothe 04/09/14	1,10	101,68	6	Unicreditbank 02/14	5,2	103,25
104,622	0,8777	7,5	Held.Cem. 09/14	31,0	109,27	5,375	Voith 07/17	21,6	113,25
106,30	1,3851	8	Held.Cem. 09/14	31,7	110,655	6,5	Wendreich 10/15	1,3	56,45

Währung	ISIN	Betrag (Mio.)	Mindestanlage	Ausg. Kurs	Zins-term.	Laufz.	Rating	Konsortialführer
USD	US45950K5687	2.000	1.000	1.000	99,89	24.04.	5 Aaa / AAA-	Deutsche Bank, J.P. Morgan, Nomura
USD	US30772024120	500	200.000	5.750	98,90	24.04.	5 -/- / BB+	Barclays, Goldman Sachs, J.P. Morgan

GBP	X5077626948	300	100,000	5,000	98.665	28.04	35	Aa2 / AA- / A-	Barclays, Lloyds Bank
USD	USG211MCA58	400	200,000	10,500	100,000	27.04	5	- / BB- / BB-	Credit Suisse, Cit. Bank, HSBC, J.P.Morgan
GBP	X50773947618	500	100,000	9,25	9,200	27.04	30	Baa1 / BBB+ / A-	Citigroup, HSBC, RBS
CNY	X50773551972	2,000	10,000	2,875	9,644	30.04	30	Aa2 / AA- / AA-	HSBC
USD	X50778390122	1,000	1,000	1,125	9,671	02.05	5	Aaa / AAA / AAA	Bk of Am-MI, HSBC, JPM, Morgan Stanley
USD	X507789355408	1,000	1,000	1,125	9,671	02.05	5	AA- / AAA / A-	Bk of Am-MI, Citigroup, Cit. Bank, HSBC

GBP	XSD7978434000	1.400	100.000	1.500	99,997	02.05.	5	Aaa / Aaa / Aaa	LYSBS, Royal Bank of Canada
mk	XSD7978961672	250	100.000	1.750	99,987	19.12.	45	Aaa / Aaa / Aaa	HSSC, Royal Bank of Canada
USD	XSD7979219400	500	1.000	2.250	100.000	03.05.	7	Baa3 / Baa1 / B+	BNP Paribas, Deutsche Bank

Interbanksatz: D) = Dreimonats-Euribor; E) = Einmonats-Euribor; J) = Einjahres-Euribor; K) = Dreimonats-Libor; L) = Einmonats-Libor; M) = Mid Swap; R) = Dreimonats-Dollar-Interbanksatz; 1) Pfandbrief; 2) Wandelanleihe; 3) Variabel verzinst; 4) Zinssatz zunächst fest dann variabel; 5) Stufen-Zinssatzanleihe (fallende Zinsen); 7) Nullkuponanleihe; 8) Volumen, Zinssatzanstellung, Laufzeit oder Tilgung mit besonderen Elementen; 9) in mehreren

[illegible]

3.9	Österreich 05/20	15.7	110.60	2,456.0	AAA	4,625	Swedish Match 06/13	28.6	103.75	1,319.0	BBB
3.9	Österreich 05/15	15.7	107.65	1,054.0	AAA	4,125	Syngenta Fin. 05/15	22.4	108.11	1,320.0	AAA
3.5	Österreich 06/21	15.9	108.95	2,610.0	AAA						
4.0	Österreich 06/18	15.9	110.55	1,489.0	AAA						
4.1	Österreich 07/07	15.3	112.57	1,657.0	AAA						
4.3	Österreich 07/19	15.3	113.25	2,245.0	AAA	6,775	Telecom Italia 03/33	24.1	101.47	7,610.0	BBB
4.3	Österreich 08/11	15.9	112.45	1,841.0	AAA	7,875	Telecom Italia 03/33	24.1	103.567	1,871.0	BBB

3,2	Österreich 09/14	100,2	108,45	0,7470	AA+	5,125	Telefonica Eur. 03/13	14,2	102,594	1,7510	BBB+
3,4	Österreich 10/17	20,2	167,60	1,6700	AA+	5,875	Telefonica Eur. 03/13	14,2	100,72	5,8120	BBB+
3,6	Österreich 11/22	20,4	108,65	2,6510	AA+	5,875	Telenor 02/12	5,12	102,26	1,9620	A+
3,65	Österreich 12/22	22,1	11,20	2,2630	AA+	6,75	ThyssenKrup. Fin. 09/13	25,2	103,80	1,9890	AA-
5	ÖTE 03/13	5,8	85,98	10,4230	B	8,5	ThyssenKrup. Fin. 09/16	25,2	116,52	3,7630	AA-
P - Q - R - S											
4,7	Total Capital 07/17	6,6	114,05	1,7880	AA-						

6.375	Peugot	09/14	27.6	107.73	4.5840	RAK3	6.625	Touchevin Monst 09/16	3.2	119.01	1.3900	AA
5.625	Peugot	10/15	29.6	103.59	4.3640	RAK3	4.125	Touchevin 05/20	18.3	107.35	3.0600	AA
5	Peugot	10/16	28.10	99.195	GS.1670	RAK3	6.5	Türkiye 04/14	10.2	107.30	2.2480	88
4	Peugot	10/13	28.10	101.49		RAK3	6.5	Türkiye 05/17	16.2	105.995	4.0920	88
6.875	Peugot	11/16	30.3	104.965	5.3820		4.75	Türkiye 05/12	6.7	100.75	0.4410	88
5.625	Peugot	12/17	11.7	99.64			5	Türkiye 06/16	1.3	104.125	3.8180	88

4.2	Polen 05/20	4.4	101.75	3.9390	A-	4.75	Ungarn 07/19	2.4	101.60	4.6350	cd
4.5	Polen 07/22	18.1	103.57	4.0460	A	6	UWS 07/17	7.6	110.88	2.4510	A
5.25	Polen 10/25	20.1	105.79	4.6350	A2	4	UWS 10/18	18.4	116.175	2.9940	A
3.875	Porsche int. 06/16	1.2	106.55	2.0400		8	UWS 10/22	8.4	110.86	2.7360	Ass
4.2	Portugal 06/16	15.10	75.90	11.7050	BB	4.95	Ukraine 05/15	13.10	87.125	9.4850	B+
6.4	Portugal 11/16	15.2	82.66	12.2710	BB	4.5	Ungarn 03/13	6.2	99.40	5.2950	BB+

4.375	PFR SA 10/15	1.4	105.68	1,7440	BBB	4,875	Ungarun 05/20	24.2	77.74	7,7800	BB+
3.875	Razo Bk. Nederl. 06/21	7.6	107.45	3,4080	AA	4.375	Ungarun 07/17	4.7	85.80	8,1410	BB+
4.75	Razo Bk. Nederl. 07/22	6.6	110.59	3,4860	AA	6	Ungarun 11/19	11.1	89.05	8,1340	BB+
3.875	Razo Bk. Nederl. 11/16	2.0	106.30	2,1980	AA	7	Ungarun 03/12	26.9	102.50	6,0680	BBB+
8.125	RQ Banco 09/12	15.5	100.187	62,2650	BBB+	7	Ungarun 03/19	28.8	115.03	4,4930	BBB-
5.625	RQ Banco 12/15	13.3	105.54	3,5390	BBB+						

5.625	Renault 10/17	32.3	103.88	4,714.0	8u1	4.125	Veolia Em. 03/33	25.11	112.87	5,122.0	BBB+
5.625	Renault 10/15	30.6	103.695	64,329.0	8u1	4.375	Veolia Em. 05/20	11.02	106.49	3,487.0	BBB
4.625	Repsol 04/14	8.10	101.75	3,848.0	BBB	4.375	Veolia Em. 06/17	16.1	108.39	2,462.0	BBB
7.5	Respsars Fd II 03/09umb: 30.61	30.50	7,500.0			5.125	Veolia Em. 07/22	24.5	108.63	G	BBB+
5.625	Rochie Hdr 09/16	4.3	116.04	1,309.0	A1	5.25	Veolia Em. 09/14	24.4	107.23	1,504.0	A3
4.875	Roy.Bk. Scot 03/15	22.4	98.25		BBB-						

5.5	Ruursloot 08/18	16.6	106.475	5.2340	Bb	6.875	VW Fin. 09/14	9.2	109.30	1.3090	A3
5.6	Ruursloot 10/15	18.3	101.095	4.2450	Bb	7	VW Int. 09/16	9.1	119.63	1.7090	A2
6.25	RWE Fin. 01/16	20.4	112.71	1.7100	A	2.125	VW Int. 12/15	19.1	101.96	1.3830	A
6.125	RWE Fin. 02/12	26.10	107.256	0.8580	A	6.25	Weltbank 06/16	15.3	117.20	1.6230	AAA
5.125	RWE Fin. 03/18	23.7	116.405	2.2660	A	5.25	Wienerberger 15/18	4.7	103.965	4.4970	Bb
9.625	Safilo cap. 03/13	15.5	99.80	10.0680	CCC	5.25	Wolfsburg 01/14	12.1	103.965	4.4970	Bb

4.5	Schneider Et. 08/14	1.1.	105.04	1,4850	A-	3.375	Wolters Klauwer 08/14	10.4	120.02	2,6810	BBB+
5.375	Siemens Fin. 08/14	11.6.	108.95	1,0520	A-	3.5	Wirth Fin.Int. 05/12	8.6.	100.00	3.4450	A
5.625	Siemens Fin. 08/18	11.6.	121.56	1,8560	A-	4.25	Wirth Fin.Int. 06/13	31.5.	102.64	1.7470	A
5.125	Siemens Fin. 09/17	20.2.	116.38	1,5560	At	4.75	Wirth Fin.Int. 07/14	12.6.	106.54	1.5700	A
4.75	Sioen Ind. 09/16	14.3.	100.90	4,4880		6.25	Xstrata Fin. 06/15	27.5.	111.33	2,3710	BBB+
4.75	Slowski 04/14	20.5.	105.38	1,7980	A						

5.625	SMS Bank 11/16	31.1	100.63	1.5900	A			
5.25	Soc. Generale 08/13	28.3	103.24	1.5900	A			
4.4	Spanien 04/15	31.1	101.895	3.6560	A			
3.9	Spanien 07/12	31.10	100.70	2.4350	A			
4.1	Spanien 08/18	30.7	94.615	5.1270	A			
5.5	Spanien 11/21	30.4	98.53	5.7130	A			
5.625	Soc. Generale 08/13	28.3	103.24	1.5900	A			

52 Wochen		27.04	30.04
Hoch	Tief	Schluss	Schluss
16,0	12,0	CBK FAZ-ETF	15,17 15,18

Name	Wtrg.	Ausg.	Rücken.	Zug	Aktg./Anp.	Name	Wtrg.	Ausg.	Rücken.	Zug	Aktg./Anp.
* Preise vom Vortag/letzter verfügbar 01.05.12						* Preise vom Vortag/letzter verfügbar 01.05.12					

[illegible]

Index	Unit	Vol.	Open	High	Low	Close	Change	% Change
Dax-Worldspan 1	EUR	101.81	0.00	0.00	DWS Stoxx-Index	252.10	27.00	0.00
Dax-Worldspan 1	EUR	100.10	0.00	0.00	DWS Stoxx-Index	EUR	45.28	0.00
Dax-Worldspan 2	EUR	101.12	0.00	0.00	DWS Top 50 Index	127.67	10.52	0.00
Dax-Worldspan 2	EUR	102.51	0.00	0.00	DWS Top 50 Index	EUR	94.50	0.12
Dax-Worldspan 4	EUR	100.70	0.00	0.00	DWS Top 50 Index	EUR	58.51	0.00
Dax-Worldspan 4	EUR	118.48	0.21	0.00	DWS Top 50 Index	EUR	87.77	0.00
Dax-Worldspan 6	EUR	118.48	0.21	0.00	DWS Top 50 Index	EUR	83.52	0.00
Dax-Worldspan 6	EUR	118.48	0.21	0.00	DWS Top 50 Index	EUR	89.58	0.00

[illegible]

Inst. OmsCash CF	EUR	589.50	5551.58	0.20	54.14	TOP 25 S.	EUR	131.30	125.04	0.00	14.72
Inst. OmsCash TF	EUR	5481.99	5961.90	0.20	44.34						
Inst. OmsFlex CF	EUR	5521.74	5467.07	0.00	7.31	DWS Investment S.A. Luxemburg					
Inst. OmsFlex TF	EUR	5440.84	5440.84	0.00	7.82	DWS OmsDex2014	EUR	103.55	99.57	0.00	-10.27
Kick Garant 1	EUR	na.	114.21	0.00	0.00	DWS Eurorentite	EUR	51.40	49.90	0.29	-0.01
KickGarant 2008 I	EUR	na.	44.43	1.03	0.00	DWS FI Re Nts	EUR	83.05	82.22	0.41	0.07

Ludwigslager B015...	EUR*	100	84,31	2,39	-6,43	DWS Global Value	EUR*	202	89,28	2,02	0,55	0,55
Ludwigslager B015...	EUR*	31,60	89,37	1,86	-4,42	DWS Global Value	EUR*	208	92,22	1,66	0,00	0,00
Ludwigslager B070...	EUR*	32,73	90,25	0,69	-5,24	DWS Global Value	EUR*	1416,61	140,08	27,04	0,00	0,00
Ludwigslager B070...	EUR*	37,38	90,86	0,66	-6,93	DWS Global Value	EUR*	73,46	73,46	0,00	0,00	0,00
MidEastAfrica Tr...	EUR*	93,51	90,51	0,00	-8,24	DWS Rend. Opt.	EUR*	103,25	103,25	0,00	0,00	0,00
MidEastAfrica Tr...	EUR*	93,51	90,51	0,00	-8,24	DWS Rend. Opt. S.	EUR*	103,25	103,25	0,00	0,00	0,00
StoxxSelect 12/2015	EUR*	93,51	102,59	0,52	0,00	DWS Rend. Opt. S.	EUR*	103,25	103,25	0,00	0,00	0,00
StoxxSelect 12/2015	EUR*	93,51	102,59	0,52	-10,21	DWS Rend. Opt. S.	EUR*	97,61	93,85	-0,86	-11,30	-11,30

Wendelandt SA	EUR	11	93,60	1,52	0,00	DWS Vermögens-Opt.	EUR	105,18	102,11	1,32	-3,26
Wendelandt CF	EUR	49,82	48,37	0,00	-1,50	DWS Vermögens-Dyn.	EUR	91,93	89,45	5,57	-12,67
Wendelandt FZ	EUR	47,26	47,16	0,00	-1,55	DWS Vermögens-Prob	EUR	86,63	82,50	7,73	-23,36
Whöler BorsE 4/12	EUR	na.	121,13	0,00	0,00	DWS Zinsenakkum.	EUR	104,49	101,44	0,88	0,00
WorldGiant 6/2012	EUR	na.	100,50	0,00	0,00	FFM FdStGerm AC	EUR	225,08	216,42	0,00	56,42
WorldGiant 10/2012	EUR	na.	101,91	0,45	0,00	FFM FdStGerm LC	EUR	139,36	125,35	0,00	25,44

WorldTopGrant	EUR*	no.	100.75	0.00	0.00	SFC Glob. Markets	EUR*	130.64	124.41	1.21	3.74
WorldTopGrant 2	EUR*	no.	105.28	0.00	0.00						
Zenitar, 2010-2017	EUR*	102.18	102.18	0.66	-5.85	DWS Invest SICAV					
Zenitar, 2014-2017	EUR*	104.11	104.11	1.53	-12.16	DWS Inv.ApS-FC	EUR*	118.20	118.20	0.00	4.24
Zenitar, 2016-2021	EUR*	90.60	90.62	1.66	-23.37	DWS Inv.ApS-LC	EUR*	117.62	114.09	0.00	2.83
Zenitar, 2022-2025	EUR*	89.55	86.25	1.57	-33.08	DWS Inv.SRAC-LC	EUR*	193.20	183.54	0.00	46.45

Year	2010-2019	2020-2029	2030-2039	2040-2049	2050-2059	2060-2069	2070-2079	2080-2089	2090-2099
2010-2019	EUR	30	85.92	1.50	-32.32				
2020-2029	EUR	78.91	77.21	0.80	-43.73	OWS Inc Conv FC	EUR	158.84	138.84
2030-2039	EUR					OWS Inc Conv FC	EUR	158.84	138.84
2040-2049	EUR					OWS Inc Conv FC	EUR	158.84	138.84
2050-2059	EUR					OWS Inc Conv FC	EUR	158.84	138.84
2060-2069	EUR					OWS Inc Conv FC	EUR	158.84	138.84
2070-2079	EUR					OWS Inc Conv FC	EUR	158.84	138.84
2080-2089	EUR					OWS Inc Conv FC	EUR	158.84	138.84
2090-2099	EUR					OWS Inc Conv FC	EUR	158.84	138.84

[illegible]

Postbank e-Mail: drink@postbank.de
Internet: www.postbank.de

Deutsche Postbank International (Lux.)

[illegible]

PE Dyn Kennel/Landart	EUR*	46,27	0,00	0,80
PE Dyn Produkt	EUR*	51,49	49,51	0,32 -0,81
PE Dyn Vision	EUR*	45,30	43,66	0,00 -12,96
PE Dyn Zuk. Gar.	EUR*	53,30	0,00	0,00 0,00
PE Dyn Zuk. Gar. II	EUR*	53,46	53,46	0,00 0,00
PE Strukt. Pers. & R.	EUR*	112,75	112,84	0,06 1,49
PE Strukt. Pers. & C	EUR*	107,65	102,66	0,04 1,49



Fidelity

WORLDWIDE INVESTMENT

Tel: 0800 / 000-65 66

(gobli@fidelity.com)

www.fidelity.de

30 Strat. Rt Med	EUR*	0.01	48.46	0.41	-0.03	Amer. Div. & E-Euro	EUR*	12.91	12.27	0.00	11.26
30 Strat. Rt Short	EUR*	51.42	0.42	0.31	0.00	American EUR	EUR*	4.52	4.10	0.00	46.25
PB Vermog. + Chance	EUR*	43.47	42.00	4.7	-1.07	American Growth	USD*	26.04	24.74	0.00	27.66
PB Vermog. + Ertrag	EUR*	48.04	42.42	0.20	-0.05	Asian Fund	USD*	32.43	30.81	0.00	72.74
PB Vermog. + Wachs	EUR*	45.49	43.95	0.32	0.36	Asian Special Sit	USD*	32.90	31.26	0.03	75.81
						Australian Fund	AUD*	42.43	40.31	0.03	44.27

Best Buy Chance	EUR*	71	50.68	19	-6.48	Grand Indian Poker	USD	43.33	41.71	0.50	69.30
Best Buy Wacht	EUR*	52.44	60.67	0.96	-11.82	En-Mit Duet & Eur	EUR	11.71	11.25	0.56	1.67
Business Basic EUR	EUR*	52.44	52.16	0.42	0.00	Emerging Markets	USD*	21.69	20.80	0.60	52.16
Euro Cash EUR	EUR*	56.71	56.71	0.00	0.14	Euro Statesman Fund	EUR*	12.60	12.46	0.12	136.63
Europaf Aktien	EUR*	44.76	43.04	0.00	-117.89	Euro Blue Chip	EUR*	14.55	13.62	0.90	28.14
Europaf Plus EUR*	EUR*	50.68	49.26	0.52	-16.83	Euro Bond Fund	EUR*	12.61	11.60	0.30	0.00

Global Prof. Return	EUR*	26	52.68	0.4	-0.02		
Europe	EUR*	26.16	51.01	0.00	-206.50		
Prot. Plus	EUR*	125.80	121.06	0.19	-3.88		
VL Invest EUR	EUR*	32.68	31.21	0.05	-98.43		
Europe, High Yield	EUR*	9.65	9.32	0.51	-2.25		
Europe Lager Comp.	EUR*	31.32	29.76	0.00	40.60		
European A Acc Eur	EUR*	10.31	9.80	0.00	27.86		
European Aggressive	EUR*	12.37	11.75	0.00	-0.01		
European Dyn Gr	EUR*	29.47	28.00	0.00	59.05		
European Growth	EUR*	10.21	9.70	0.00	35.57		

DWS INVESTMENTS		Tel: 01803 - 10 11 10 50		www.dws.de		info@dws.de	
		FF Global Opport.	EUR*	11,60	11,02	0,00	-6,48
		FF Mult.Asset Str.	EUR*	10,38	10,03	0,57	-1,61
		France Fund	EUR*	34,65	32,92	0,00	59,74
		Germany Fund	EUR*	23,04	24,64	0,00	42,46
		GI Property & Eur	EUR*	9,81	9,32	0,00	22,07
		GI Technology	EUR*	7,58	7,20	0,00	24,81
Astra-Fonds	EUR*	178,56	170,85	0,00	18,73		
DWS Akkumula.	EUR*	575,21	542,62	0,66	-5,94		

DWS Bonus Acty	EUR	14	43.40	0.00	6.67	GI Finance Services	EUR	18.60	17.10	0.00	13.00
DWS Convertibles	EUR	121.08	117.54	0.46	-0.71	GI Health Care	EUR	18.67	17.93	0.00	30.00
DWS Co Bond F.	EUR	50.04	48.82	0.65	0.00	GI Industrials	EUR	26.29	34.48	0.00	61.01
DWS Deutschland	EUR	117.67	112.07	0.00	14.49	GI Telecommunication	EUR	8.60	7.96	0.00	43.18
DWS Euro Strat R.	EUR	40.84	39.64	0.64	-0.02	Global Credit Fed A.	EUR	13.01	31.56	0.00	53.03
DWS Euro Strat R.	EUR	35.53	34.86	0.45	-0.01	Growth China Fund	USD*	156.89	130.00	0.17	66.34

DWS Eurovesta	EUR*	67,73	84,50	0,00	-34,41	Iberia Fund	EUR*	40,01	38,01	0,00	99,99
DWS Flexinvest + ...	EUR*	67,89	67,89	0,25	0,00						

Fortsetzung nächste Seite

Weltmeister Oen im Trainingslager gestorben

OSLO (dpa). Der rätselhafte Tod eines Weltmeisters im Höhentrainingslager erschüttert die Schwimm-Szene: Der Norweger Alexander Dale Oen brach im amerikanischen Bundesstaat Arizona beim Duschen zusammen und konnte nicht mehr gerettet werden. Ein Krankenhaussprecher in Flagstaff sowie Teamkollegen des 26 Jahre alten Oen bestätigten den Todesfall der Zeitung „Bergens Tidende“. Oen sei einem Herzschlag erlegen, teilte der norwegische Verbandspräsident Per Rune Ekenes mit. „Das ist der schlimmste Tag, den das norwegische Schwimmen je hatte“, sagte er. Oen galt als größte Medaillenhoffnung für das skandinavische Land bei den Spielen in London. Der Olympia-Zweite über 100 Meter Brust von 2008 hatte im vergangenen Jahr in Shanghai den ersten Titel für Norwegen bei einer Schwimm-WM gewonnen.



Alexander Dale Oen

— drei Tage nach der Ermordung von 77 Menschen durch den Rechtsradikalen Anders Behring Breivik. Nun teilte der norwegische Ministerpräsident Jens Stoltenberg per Twitter mit: „Alexander Dale Oen war ein großer Spitzensportler aus einem kleinen Land. Meine Gedanken gehen an seine Familie und seine Freunde.“ Der österreichische Spitzenschwimmer Markus Rogan twitterte: „Man wird sich an dich erinnern als jemand, der Norwegen an einem seiner dunkelsten Tage Hoffnung gab.“

Oens Trainer Stig Leganger-Hansen sagte laut „Bergens Tidende“: „Das hier ist völlig unfassbar. Er war so ein wunderbarer, warmer Mensch. Der Sport ist in diesem Moment völlig egal.“ Nach den Zeitungsaussagen hatten sich Teamkollegen bereits über ein Training in Flagstaff am Montagabend gewundert, dass Oen so lange in der Dusche blieb. Als er auf ihr Klopfen nicht reagierte, brachen sie die Tür auf und fanden Oen bewusstlos auf dem Boden. Der sofort herbeigerufene Mannschaftsarzt blieb mit Wiederbelebungsversuchen ohne Erfolg. Im Krankenhaus von Flagstaff wurde Oen nach einer Stunde später für tot erklärt.

Oen hatte in den vergangenen Wochen über Schulterschmerzen geklagt, war aber nach einer Cortison-Behandlung optimistisch. Norwegens Teamtrainer Petter Lovberg hatte vor dem Todesfall gesagt, dass Oen ausgeprägten Ehrgeiz beim Training gezeigt habe: „Wir sehen, dass Alexander gerne ausgesprochen kräftig zur Sache gehen will. Aber wir bitten ihn, Geduld zu zeigen. Wir wollen kein Risiko eingehen.“

Keine lebenslange Olympia-Sperre

LONDON (dpa). Der lebenslange Olympia-Bann von Doping-Betrügern ist nicht zulässig. Das hat der Internationale Sportgerichtshof (Cas) im Rechtsstreit zwischen dem Nationalen Olympischen Komitee Großbritannien (BOA) und der Welt-Anti-Doping-Agentur (Wada) entschieden. Die BOA-Regel ist eine Sanktion, die nicht in Übereinstimmung mit dem Wada-Code ist, hieß es in dem am Montag veröffentlichten Cas-Spruch. Für den Olympia-Ausschreiter ist damit knapp drei Monate vor der Eröffnungsfeier am 27. Juli eine unangenehme Angelegenheit vom Tisch. Nun dürfen frühere, mit dem lebenslangen Olympia-Bann bestrafte Doping-Sünder wie der Leichtathlet Dwain Chambers und der Radprofi David Millar an den Olympischen Spielen in London teilnehmen. Die Weltagentur hatte den Olympia-Ausschluss auf Lebenszeit angefochten, weil er gegen den Wada-Code verstößt. Als einziges NOK der Welt verhängte das BOA lebenslange Olympia-Sperren gegen Doping-Betrüger.

Sport in Ergebnissen

Basketball, nordamerikanische Profiliga, Eastern Conference. Play-off (Best of 7, Viertelfinale): 1. Seattle SuperSonics 104:94, 2. Spielplatz: Miami – New York Knicks 104:94 (Stand: 1:1). Western Conference: 1. Spielplatz: San Antonio – Utah 106:91, Los Angeles Lakers – Denver Nuggets 104:94 (Stand: 1:1). Eastern Conference: 98:99 – 2. Spielplatz: Oklahoma City – Dallas Mavericks 102:99 (Stand: 2:0).

Fußball, England, 36. Spielplatz: Manchester City – Manchester United 1:0 – Tabellen-Spieler: 1. Manchester City Sp. 83/Pkt. 88, 2. Manchester United 36/63, 3. Arsenal 36/63, 4. Chelsea 36/63, 5. Tottenham Hotspur 36/63, 6. Liverpool 36/63, 7. Manchester City 36/63, 8. Arsenal 36/63, 9. Tottenham Hotspur 36/63, 10. Liverpool 36/63, 11. Manchester City 36/63, 12. Arsenal 36/63, 13. Tottenham Hotspur 36/63, 14. Liverpool 36/63, 15. Manchester City 36/63, 16. Arsenal 36/63, 17. Tottenham Hotspur 36/63, 18. Liverpool 36/63, 19. Manchester City 36/63, 20. Arsenal 36/63, 21. Tottenham Hotspur 36/63, 22. Liverpool 36/63, 23. Manchester City 36/63, 24. Arsenal 36/63, 25. Tottenham Hotspur 36/63, 26. Liverpool 36/63, 27. Manchester City 36/63, 28. Arsenal 36/63, 29. Tottenham Hotspur 36/63, 30. Liverpool 36/63, 31. Manchester City 36/63, 32. Arsenal 36/63, 33. Tottenham Hotspur 36/63, 34. Liverpool 36/63, 35. Manchester City 36/63, 36. Arsenal 36/63, 37. Tottenham Hotspur 36/63, 38. Liverpool 36/63, 39. Manchester City 36/63, 40. Arsenal 36/63, 41. Tottenham Hotspur 36/63, 42. Liverpool 36/63, 43. Manchester City 36/63, 44. Arsenal 36/63, 45. Tottenham Hotspur 36/63, 46. Liverpool 36/63, 47. Manchester City 36/63, 48. Arsenal 36/63, 49. Tottenham Hotspur 36/63, 50. Liverpool 36/63, 51. Manchester City 36/63, 52. Arsenal 36/63, 53. Tottenham Hotspur 36/63, 54. Liverpool 36/63, 55. Manchester City 36/63, 56. Arsenal 36/63, 57. Tottenham Hotspur 36/63, 58. Liverpool 36/63, 59. Manchester City 36/63, 60. Arsenal 36/63, 61. Tottenham Hotspur 36/63, 62. Liverpool 36/63, 63. Manchester City 36/63, 64. Arsenal 36/63, 65. Tottenham Hotspur 36/63, 66. Liverpool 36/63, 67. Manchester City 36/63, 68. Arsenal 36/63, 69. Tottenham Hotspur 36/63, 70. Liverpool 36/63, 71. Manchester City 36/63, 72. Arsenal 36/63, 73. Tottenham Hotspur 36/63, 74. Liverpool 36/63, 75. Manchester City 36/63, 76. Arsenal 36/63, 77. Tottenham Hotspur 36/63, 78. Liverpool 36/63, 79. Manchester City 36/63, 80. Arsenal 36/63, 81. Tottenham Hotspur 36/63, 82. Liverpool 36/63, 83. Manchester City 36/63, 84. Arsenal 36/63, 85. Tottenham Hotspur 36/63, 86. Liverpool 36/63, 87. Manchester City 36/63, 88. Arsenal 36/63, 89. Tottenham Hotspur 36/63, 90. Liverpool 36/63, 91. Manchester City 36/63, 92. Arsenal 36/63, 93. Tottenham Hotspur 36/63, 94. Liverpool 36/63, 95. Manchester City 36/63, 96. Arsenal 36/63, 97. Tottenham Hotspur 36/63, 98. Liverpool 36/63, 99. Manchester City 36/63, 100. Arsenal 36/63, 101. Tottenham Hotspur 36/63, 102. Liverpool 36/63, 103. Manchester City 36/63, 104. Arsenal 36/63, 105. Tottenham Hotspur 36/63, 106. Liverpool 36/63, 107. Manchester City 36/63, 108. Arsenal 36/63, 109. Tottenham Hotspur 36/63, 110. Liverpool 36/63, 111. Manchester City 36/63, 112. Arsenal 36/63, 113. Tottenham Hotspur 36/63, 114. Liverpool 36/63, 115. Manchester City 36/63, 116. Arsenal 36/63, 117. Tottenham Hotspur 36/63, 118. Liverpool 36/63, 119. Manchester City 36/63, 120. Arsenal 36/63, 121. Tottenham Hotspur 36/63, 122. Liverpool 36/63, 123. Manchester City 36/63, 124. Arsenal 36/63, 125. Tottenham Hotspur 36/63, 126. Liverpool 36/63, 127. Manchester City 36/63, 128. Arsenal 36/63, 129. Tottenham Hotspur 36/63, 130. Liverpool 36/63, 131. Manchester City 36/63, 132. Arsenal 36/63, 133. Tottenham Hotspur 36/63, 134. Liverpool 36/63, 135. Manchester City 36/63, 136. Arsenal 36/63, 137. Tottenham Hotspur 36/63, 138. Liverpool 36/63, 139. Manchester City 36/63, 140. Arsenal 36/63, 141. Tottenham Hotspur 36/63, 142. Liverpool 36/63, 143. Manchester City 36/63, 144. Arsenal 36/63, 145. Tottenham Hotspur 36/63, 146. Liverpool 36/63, 147. Manchester City 36/63, 148. Arsenal 36/63, 149. Tottenham Hotspur 36/63, 150. Liverpool 36/63, 151. Manchester City 36/63, 152. Arsenal 36/63, 153. Tottenham Hotspur 36/63, 154. Liverpool 36/63, 155. Manchester City 36/63, 156. Arsenal 36/63, 157. Tottenham Hotspur 36/63, 158. Liverpool 36/63, 159. Manchester City 36/63, 160. Arsenal 36/63, 161. Tottenham Hotspur 36/63, 162. Liverpool 36/63, 163. Manchester City 36/63, 164. Arsenal 36/63, 165. Tottenham Hotspur 36/63, 166. Liverpool 36/63, 167. Manchester City 36/63, 168. Arsenal 36/63, 169. Tottenham Hotspur 36/63, 170. Liverpool 36/63, 171. Manchester City 36/63, 172. Arsenal 36/63, 173. Tottenham Hotspur 36/63, 174. Liverpool 36/63, 175. Manchester City 36/63, 176. Arsenal 36/63, 177. Tottenham Hotspur 36/63, 178. Liverpool 36/63, 179. Manchester City 36/63, 180. Arsenal 36/63, 181. Tottenham Hotspur 36/63, 182. Liverpool 36/63, 183. Manchester City 36/63, 184. Arsenal 36/63, 185. Tottenham Hotspur 36/63, 186. Liverpool 36/63, 187. Manchester City 36/63, 188. Arsenal 36/63, 189. Tottenham Hotspur 36/63, 190. Liverpool 36/63, 191. Manchester City 36/63, 192. Arsenal 36/63, 193. Tottenham Hotspur 36/63, 194. Liverpool 36/63, 195. Manchester City 36/63, 196. Arsenal 36/63, 197. Tottenham Hotspur 36/63, 198. Liverpool 36/63, 199. Manchester City 36/63, 200. Arsenal 36/63, 201. Tottenham Hotspur 36/63, 202. Liverpool 36/63, 203. Manchester City 36/63, 204. Arsenal 36/63, 205. Tottenham Hotspur 36/63, 206. Liverpool 36/63, 207. Manchester City 36/63, 208. Arsenal 36/63, 209. Tottenham Hotspur 36/63, 210. Liverpool 36/63, 211. Manchester City 36/63, 212. Arsenal 36/63, 213. Tottenham Hotspur 36/63, 214. Liverpool 36/63, 215. Manchester City 36/63, 216. Arsenal 36/63, 217. Tottenham Hotspur 36/63, 218. Liverpool 36/63, 219. Manchester City 36/63, 220. Arsenal 36/63, 221. Tottenham Hotspur 36/63, 222. Liverpool 36/63, 223. Manchester City 36/63, 224. Arsenal 36/63, 225. Tottenham Hotspur 36/63, 226. Liverpool 36/63, 227. Manchester City 36/63, 228. Arsenal 36/63, 229. Tottenham Hotspur 36/63, 230. Liverpool 36/63, 231. Manchester City 36/63, 232. Arsenal 36/63, 233. Tottenham Hotspur 36/63, 234. Liverpool 36/63, 235. Manchester City 36/63, 236. Arsenal 36/63, 237. Tottenham Hotspur 36/63, 238. Liverpool 36/63, 239. Manchester City 36/63, 240. Arsenal 36/63, 241. Tottenham Hotspur 36/63, 242. Liverpool 36/63, 243. Manchester City 36/63, 244. Arsenal 36/63, 245. Tottenham Hotspur 36/63, 246. Liverpool 36/63, 247. Manchester City 36/63, 248. Arsenal 36/63, 249. Tottenham Hotspur 36/63, 250. Liverpool 36/63, 251. Manchester City 36/63, 252. Arsenal 36/63, 253. Tottenham Hotspur 36/63, 254. Liverpool 36/63, 255. Manchester City 36/63, 256. Arsenal 36/63, 257. Tottenham Hotspur 36/63, 258. Liverpool 36/63, 259. Manchester City 36/63, 260. Arsenal 36/63, 261. Tottenham Hotspur 36/63, 262. Liverpool 36/63, 263. Manchester City 36/63, 264. Arsenal 36/63, 265. Tottenham Hotspur 36/63, 266. Liverpool 36/63, 267. Manchester City 36/63, 268. Arsenal 36/63, 269. Tottenham Hotspur 36/63, 270. Liverpool 36/63, 271. Manchester City 36/63, 272. Arsenal 36/63, 273. Tottenham Hotspur 36/63, 274. Liverpool 36/63, 275. Manchester City 36/63, 276. Arsenal 36/63, 277. Tottenham Hotspur 36/63, 278. Liverpool 36/63, 279. Manchester City 36/63, 280. Arsenal 36/63, 281. Tottenham Hotspur 36/63, 282. Liverpool 36/63, 283. Manchester City 36/63, 284. Arsenal 36/63, 285. Tottenham Hotspur 36/63, 286. Liverpool 36/63, 287. Manchester City 36/63, 288. Arsenal 36/63, 289. Tottenham Hotspur 36/63, 290. Liverpool 36/63, 291. Manchester City 36/63, 292. Arsenal 36/63, 293. Tottenham Hotspur 36/63, 294. Liverpool 36/63, 295. Manchester City 36/63, 296. Arsenal 36/63, 297. Tottenham Hotspur 36/63, 298. Liverpool 36/63, 299. Manchester City 36/63, 300. Arsenal 36/63, 301. Tottenham Hotspur 36/63, 302. Liverpool 36/63, 303. Manchester City 36/63, 304. Arsenal 36/63, 305. Tottenham Hotspur 36/63, 306. Liverpool 36/63, 307. Manchester City 36/63, 308. Arsenal 36/63, 309. Tottenham Hotspur 36/63, 310. Liverpool 36/63, 311. Manchester City 36/63, 312. Arsenal 36/63, 313. Tottenham Hotspur 36/63, 314. Liverpool 36/63, 315. Manchester City 36/63, 316. Arsenal 36/63, 317. Tottenham Hotspur 36/63, 318. Liverpool 36/63, 319. Manchester City 36/63, 320. Arsenal 36/63, 321. Tottenham Hotspur 36/63, 322. Liverpool 36/63, 323. Manchester City 36/63, 324. Arsenal 36/63, 325. Tottenham Hotspur 36/63, 326. Liverpool 36/63, 327. Manchester City 36/63, 328. Arsenal 36/63, 329. Tottenham Hotspur 36/63, 330. Liverpool 36/63, 331. Manchester City 36/63, 332. Arsenal 36/63, 333. Tottenham Hotspur 36/63, 334. Liverpool 36/63, 335. Manchester City 36/63, 336. Arsenal 36/63, 337. Tottenham Hotspur 36/63, 338. Liverpool 36/63, 339. Manchester City 36/63, 340. Arsenal 36/63, 341. Tottenham Hotspur 36/63, 342. Liverpool 36/63, 343. Manchester City 36/63, 344. Arsenal 36/63, 345. Tottenham Hotspur 36/63, 346. Liverpool 36/63, 347. Manchester City 36/63, 348. Arsenal 36/63, 349. Tottenham Hotspur 36/63, 350. Liverpool 36/63, 351. Manchester City 36/63, 352. Arsenal 36/63, 353. Tottenham Hotspur 36/63, 354. Liverpool 36/63, 355. Manchester City 36/63, 356. Arsenal 36/63, 357. Tottenham Hotspur 36/63, 358. Liverpool 36/63, 359. Manchester City 36/63, 360. Arsenal 36/63, 361. Tottenham Hotspur 36/63, 362. Liverpool 36/63, 363. Manchester City 36/63, 364. Arsenal 36/63, 365. Tottenham Hotspur 36/63, 366. Liverpool 36/63, 367. Manchester City 36/63, 368. Arsenal 36/63, 369. Tottenham Hotspur 36/63, 370. Liverpool 36/63, 371. Manchester City 36/63, 372. Arsenal 36/63, 373. Tottenham Hotspur 36/63, 374. Liverpool 36/63, 375. Manchester City 36/63, 376. Arsenal 36/63, 377. Tottenham Hotspur 36/63, 378. Liverpool 36/63, 379. Manchester City 36/63, 380. Arsenal 36/63, 381. Tottenham Hotspur 36/63, 382. Liverpool 36/63, 383. Manchester City 36/63, 384. Arsenal 36/63, 385. Tottenham Hotspur 36/63, 386. Liverpool 36/63, 387. Manchester City 36/63, 388. Arsenal 36/63, 389. Tottenham Hotspur 36/63, 390. Liverpool 36/63, 391. Manchester City 36/63, 392. Arsenal 36/63, 393. Tottenham Hotspur 36/63, 394. Liverpool 36/63, 395. Manchester City 36/63, 396. Arsenal 36/63, 397. Tottenham Hotspur 36/63, 398. Liverpool 36/63, 399. Manchester City 36/63, 400. Arsenal 36/63, 401. Tottenham Hotspur 36/63, 402. Liverpool 36/63, 403. Manchester City 36/63, 404. Arsenal 36/63, 405. Tottenham Hotspur 36/63, 406. Liverpool 36/63, 407. Manchester City 36/63, 408. Arsenal 36/63, 409. Tottenham Hotspur 36/63, 410. Liverpool 36/63, 411. Manchester City 36/63, 412. Arsenal 36/63, 413. Tottenham Hotspur 36/63, 414. Liverpool 36/63, 415. Manchester City 36/63, 416. Arsenal 36/63, 417. Tottenham Hotspur 36/63, 418. Liverpool 36/63, 419. Manchester City 36/63, 420. Arsenal 36/63, 421. Tottenham Hotspur 36/63, 422. Liverpool 36/63, 423. Manchester City 36/63, 424. Arsenal 36/63, 425. Tottenham Hotspur 36/63, 426. Liverpool 36/63, 427. Manchester City 36/63, 428. Arsenal 36/63, 429. Tottenham Hotspur 36/63, 430. Liverpool 36/63, 431. Manchester City 36/63, 432. Arsenal 36/63, 433. Tottenham Hotspur 36/63, 434. Liverpool 36/63, 435. Manchester City 36/63, 436. Arsenal 36/63, 437. Tottenham Hotspur 36/63, 438. Liverpool 36/63, 439. Manchester City 36/63, 440. Arsenal 36/63, 441. Tottenham Hotspur 36/63, 442. Liverpool 36/63, 443. Manchester City 36/63, 444. Arsenal 36/63, 445. Tottenham Hotspur 36/63, 446. Liverpool 36/63, 447. Manchester City 36/63, 448. Arsenal 36/63, 449. Tottenham Hotspur 36/63, 450. Liverpool 36/63, 451. Manchester City 36/63, 452. Arsenal 36/63, 453. Tottenham Hotspur 36/63, 454. Liverpool 36/63, 455. Manchester City 36/63, 456. Arsenal 36/63, 457. Tottenham Hotspur 36/63, 458. Liverpool 36/63, 459. Manchester City 36/63, 460. Arsenal 36/63, 461. Tottenham Hotspur 36/63, 462. Liverpool 36/63, 463. Manchester City 36/63, 464. Arsenal 36/63, 465. Tottenham Hotspur 36/63, 466. Liverpool 36/63, 467. Manchester City 36/63, 468. Arsenal 36/63, 469. Tottenham Hotspur 36/63, 470. Liverpool 36/63, 471. Manchester City 36/63, 472. Arsenal 36/63, 473. Tottenham Hotspur 36/63, 474. Liverpool 36/63, 475. Manchester City 36/63, 476. Arsenal 36/63, 477. Tottenham Hotspur 36/63, 478. Liverpool 36/63, 479. Manchester City 36/63, 480. Arsenal 36/63, 481. Tottenham Hotspur 36/63, 482. Liverpool 36/63, 483. Manchester City 36/63, 484. Arsenal 36/63, 485. Tottenham Hotspur 36/63, 486. Liverpool 36/63, 487. Manchester City 36/63, 488. Arsenal 36/63, 489. Tottenham Hotspur 36/63, 490. Liverpool 36/63, 491. Manchester City 36/63, 492. Arsenal 36/63, 493. Tottenham Hotspur 36/63, 494. Liverpool 36/63, 495. Manchester City 36/63, 496. Arsenal 36/63, 497. Tottenham Hotspur 36/63, 498. Liverpool 36/63, 499. Manchester City 36/63, 500. Arsenal 36/63, 501. Tottenham Hotspur 36/63, 502. Liverpool 36/63, 503. Manchester City 36/63, 504. Arsenal 36/63, 505. Tottenham Hotspur 36/63, 506. Liverpool 36/63, 507. Manchester City 36/63, 508. Arsenal 36/63, 509. Tottenham Hotspur 36/63, 510. Liverpool 36/63, 511. Manchester City 36/63, 512. Arsenal 36/63, 513. Tottenham Hotspur 36/63, 514. Liverpool 36/63, 515. Manchester City 36/63, 516. Arsenal 36/63, 517. Tottenham Hotspur 36/63, 518. Liverpool 36/63, 519. Manchester City 36/63, 520. Arsenal 36/63, 521. Tottenham Hotspur 36/63, 522. Liverpool 36/63, 523. Manchester City 36/63, 524. Arsenal 36/63, 525. Tottenham Hotspur 36/63, 526. Liverpool 36/63, 527. Manchester City 36/63, 528. Arsenal 36/63, 529. Tottenham Hotspur 36/63, 530. Liverpool 36/63, 531. Manchester City 36/63, 532. Arsenal 36/63, 533. Tottenham Hotspur 36/63, 534. Liverpool 36/63, 535. Manchester City 36/63, 536. Arsenal 36/63, 537. Tottenham Hotspur 36/63, 538. Liverpool 36/63, 539. Manchester City 36/63, 540. Arsenal 36/63, 541. Tottenham Hotspur 36/63, 542. Liverpool 36/63, 543. Manchester City 36/63, 544. Arsenal 36/63, 545. Tottenham Hotspur 36/63, 546. Liverpool 36/63, 547. Manchester City 36/63, 548. Arsenal 36/63, 549. Tottenham Hotspur 36/63, 550. Liverpool 36/63, 551. Manchester City 36/63, 552. Arsenal 36/63, 553. Tottenham Hotspur 36/63, 554. Liverpool 36/63, 555. Manchester City 36/63, 556. Arsenal 36/63, 557. Tottenham Hotspur 36/63, 558. Liverpool 36/63, 559. Manchester City 36/63, 560. Arsenal 36/63, 561. Tottenham Hotspur 36/63, 562. Liverpool 36/63, 563. Manchester City 36/63, 564. Arsenal 36/63, 565. Tottenham Hotspur 36/63, 566. Liverpool 36/63, 567. Manchester City 36/63, 568. Arsenal 36/63, 569. Tottenham Hotspur 36/63, 570. Liverpool 36/63, 571. Manchester City 36/63, 572. Arsenal 36/63, 573. Tottenham Hotspur 36/63, 574. Liverpool 36/63, 575. Manchester City 36/63, 576. Arsenal 36/63, 577. Tottenham Hotspur 36/63, 578. Liverpool 36/63, 579. Manchester City 36/63, 580. Arsenal 36/63, 581. Tottenham Hotspur 36/63, 582. Liverpool 36/63, 583. Manchester City 36/63, 584. Arsenal 36/63, 585. Tottenham Hotspur 36/63, 586. Liverpool 36/63, 587. Manchester City 36/63, 588. Arsenal 36/63, 589. Tottenham Hotspur 36/63, 590. Liverpool 36/63, 591. Manchester City 36/63, 592. Arsenal 36/63, 593. Tottenham Hotspur 36/63, 594. Liverpool 36/63, 595. Manchester City 36/63, 596. Arsenal 36/63, 597. Tottenham Hotspur 36/63, 598. Liverpool 36/63, 599. Manchester City 36/63, 600. Arsenal 36/63, 601. Tottenham Hotspur 36/63, 602. Liverpool 36/63, 603. Manchester City 36/63, 604. Arsenal 36/63, 605. Tottenham Hotspur 36/63, 606. Liverpool 36/63, 607. Manchester City 36/63, 608. Arsenal 36/63, 609. Tottenham Hotspur 36/63, 610. Liverpool 36/63, 611. Manchester City 36/63, 612. Arsenal 36/63, 613. Tottenham Hotspur 36/63, 614. Liverpool 36/63, 615. Manchester City 36/63, 616. Arsenal 36/63, 617. Tottenham Hotspur 36/63, 618. Liverpool 36/63, 619. Manchester City 36/63, 620. Arsenal 36/63, 621. Tottenham Hotspur 36/63, 622. Liverpool 36/63, 623. Manchester City 36/63, 624. Arsenal 36/63, 625. Tottenham Hotspur 36/63, 626. Liverpool 36/63, 627. Manchester City 36/63, 628. Arsenal 36/63, 629. Tottenham Hotspur 36/63, 630. Liverpool 36/63, 631. Manchester City 36/63, 632. Arsenal 36/63, 633. Tottenham Hotspur 36/63, 634. Liverpool 36/63, 635. Manchester City 36/63, 636. Arsenal 36/63, 637. Tottenham Hotspur 36/63, 638. Liverpool 36/63, 639. Manchester City 36/63, 640. Arsenal 36/63, 641. Tottenham Hotspur 36/63, 642. Liverpool 36/63, 643. Manchester City 36/63, 644. Arsenal 36/63, 645. Tottenham Hotspur 36/63, 646. Liverpool 36/63, 647. Manchester City 36/63, 648. Arsenal 36/63, 649. Tottenham Hotspur 36/63, 650. Liverpool 36/63, 651. Manchester City 36/63, 652. Arsenal 36/63, 653. Tottenham Hotspur 36/63, 654. Liverpool 36/63, 655. Manchester City 36/63, 656. Arsenal 36/63, 657. Tottenham Hotspur 36/63, 658. Liverpool 36/63, 659. Manchester City 36/63, 660. Arsenal 36/63, 661. Tottenham Hotspur 36/63, 662. Liverpool 36/63, 663. Manchester City 36/63, 664. Arsenal 36/63, 665. Tottenham Hotspur 36/63, 666. Liverpool 36/63, 667. Manchester City 36/63, 668. Arsenal 36/63, 669. Tottenham Hotspur 36/63, 670. Liverpool 36/63, 671. Manchester City 36/63, 672. Arsenal 36/63, 673. Tottenham Hotspur 36/63, 674. Liverpool 36/63, 675. Manchester City 36/63, 676. Arsenal 36/63, 677. Tottenham Hotspur 36/63, 678. Liverpool 36/63, 679. Manchester City 36/63, 680. Arsenal 36/63, 681. Tottenham Hotspur 36/63, 682. Liverpool 36/63, 683. Manchester City 36/63, 684. Arsenal 36/63, 685. Tottenham Hotspur 36/63, 686. Liverpool 36/63, 687. Manchester City 36/63, 688. Arsenal 36/63, 689. Tottenham Hotspur 36/63, 690. Liverpool 36/63, 691. Manchester City 36/63, 692. Arsenal 36/63, 693. Tottenham Hotspur 36/63, 694. Liverpool 36/63, 695. Manchester City 36/63, 696. Arsenal 36/63, 697. Tottenham Hotspur 36/63, 698. Liverpool 36/63, 699. Manchester City 36/63, 700. Arsenal 36/63, 701. Tottenham Hotspur 36/63, 702. Liverpool 36/63, 703. Manchester City 36/63, 704. Arsenal 36/63, 705. Tottenham Hotspur 36/63, 706. Liverpool 36/63, 707. Manchester City 36/63, 708. Arsenal 36/63, 709. Tottenham Hotspur 36/63, 710. Liverpool 36/63, 711. Manchester City 36/63, 712. Arsenal 36/63, 713. Tottenham Hotspur 36/63, 714. Liverpool 36/63, 715. Manchester City 36/63, 716. Arsenal 36/63, 717. Tottenham Hotspur 36/63, 718. Liverpool 36/63, 719. Manchester City 36/63, 720. Arsenal 36/63, 721. Tottenham Hotspur 36/63, 722. Liverpool 36/63, 723. Manchester City 36/63, 724. Arsenal 36/63, 725. Tottenham Hotspur 36/63, 726. Liverpool 36/63, 727. Manchester City 36/63, 728. Arsenal 36/63, 729. Tottenham Hotspur 36/63, 730. Liverpool 36/63, 731. Manchester City 36/63, 732. Arsenal 36/63, 733. Tottenham Hotspur 36/63, 734. Liverpool 36/63, 735. Manchester City 36/63, 736. Arsenal 36/63, 737. Tottenham Hotspur 36/63, 738. Liverpool 36/63, 739. Manchester City 36/63, 740. Arsenal 36/63, 741. Tottenham Hotspur 36/63, 742. Liverpool 36/63, 743. Manchester City 36/63, 744. Arsenal 36/63, 745. Tottenham Hotspur 36/63, 746. Liverpool 36/63, 747. Manchester City 36/63, 748. Arsenal 36/63, 749. Tottenham Hotspur 36/63, 750. Liverpool 36/63, 751. Manchester City 36/63, 752. Arsenal 36/63, 753. Tottenham Hotspur 36/63, 754. Liverpool 36/63, 755. Manchester City 36/63, 756. Arsenal 36/63, 757. Tottenham Hotspur 36/63, 758. Liverpool 36/63, 759. Manchester City 36/63, 760. Arsenal 36/63, 761. Tottenham Hotspur 36/63, 762. Liverpool 36/63, 763. Manchester City 36/63, 764. Arsenal 36/63, 765. Tottenham Hotspur 36/63, 766. Liverpool 36/63, 767. Manchester City 36/63, 768. Arsenal 36/63, 769. Tottenham Hotspur 36/63, 770. Liverpool 36/63, 771. Manchester City 36/63, 772. Arsenal 36/63, 773. Tottenham Hotspur 36/63, 774. Liverpool 36/63, 775. Manchester City 36/63, 776. Arsenal 36/63, 777. Tottenham Hotspur 36/63, 778. Liverpool 36/63, 779. Manchester City 36/63, 780. Arsenal 36/63, 781. Tottenham Hotspur 36/63, 782. Liverpool 36/63, 783. Manchester City 36/63, 784. Arsenal 36/63, 785. Tottenham Hotspur 36/63, 786. Liverpool 36/63, 787. Manchester City 36/63, 788. Arsenal 36/63, 789. Tottenham Hotspur 36/63, 790. Liverpool 36/63, 791. Manchester City 36/63, 792. Arsenal 36/63, 793. Tottenham Hotspur 36/63, 794. Liverpool 36/63, 795. Manchester City 36/63, 796. Arsenal 36/63,

City schafft die Wende United auf der Standspur

„Blues“ nach 1:0-Sieg im Manchester-Derby vor dem Titel

FRANKFURT. Importe aus Deutschland kommen immer mehr in Mode in der wohl immer noch besten Liga der Welt – etwa bei Newcastle United, wo dank der Tore von Demba Ba (ehemals Hoffenheim) und Pappis Cisse (bis Januar in Freiburg) die Champions League winkt; beim FC Arsenal, der sich nach Lukas Podolski auch für den DFB-Pokal der Robert Lewandowski interessierten soll; bei Swansea City, wo die Hoffenheimer Leihgabe Gylfi Sigurdsson so viel Furore macht, dass sich mehrere größere Klubs um den Isländer bemühen; oder bei Meister Manchester United, der neben Sigurdsson auch dem Dortmund-Japaner Shinji Kagawa Ausrüstung machen soll.

Den Titelkampf der Premier League hat nun voraussichtlich ein früherer Hamburger entschieden, der Belgier Vincent Kompany. Der Kapitän von Manchester City kopte in der Nachspielzeit der ersten Halbzeit des 163. und wichtigsten Manchester-Derbys nach einer Ecke das 1:0-Siegtor gegen United. Sein Team löste den Lokalrivalen an der Tabellenspitze ab und kann mit Siegen in den letzten beiden Spielen in Newcastle und gegen Queens Park den ersten Meistertitel seit 1968 gewinnen.

Nachdem City die erste Hälfte der Saison dominiert und 28 Spieltage lang oben gestanden, dann aber den Vorsprung verspielt hatte, war es eine unerwartete Wende. Denn United galt unter Trainer Alex Ferguson, der zwölf Meistertitel in den letzten zwanzig Jahren, immer als Team, das auf der Zielgeraden nicht einbricht. Genau das aber ist nun erstmals geschehen.

Acht Punkte hatte der Vorsprung des Rekordmeisters am Ostersonntag betragen, es kamen schon T-Shirts in den Handel, die die zwanzigste Meisterschaft feierten, und ein Buchmacher zahlte denen, die auf den Meister United gesetzt hatten, bereits Gewinne aus. Nun sind die acht Punkte in vier Spielen – durch Niederlagen in Wigan, bei City und ein 4:4 gegen Everton (nach 4:2-Führung bis zur 82. Minute) – auf null geschrumpft. City, das seine enorme Heimstärke unterzeichnet (17 Siege, ein Remis in 18 Spielen), hat bei Punktgleichheit den Vorteil einer um acht Treffer besseren Tordifferenz.

City ist eine Muskelmannschaft, sie spielt Fußball wie eine Abrissbirne und

wirkt spielerisch nicht sehr inspirierend. Aber gegen einen milden, verzagten Gegner reichte das. „Blutarm“ nannte der „Guardian“ den Meister. „Am Ende standen Sir Alex Fergusons Spieler nur noch herum wie Opfer eines Verkehrsunfalls auf der Standspur.“ Nie sah man in einem so entscheidenden Spiel eine so passive Mannschaft von Manchester United. Ferguson handelte gegen all das, was er in einem Vierteljahrhundert als spielerisches Erbgut dieses Klubs verwurzelt hatte, als er auf eine defensive Formation mit nur einem Stürmer und einer 0:0-Taktik setzte. In den wenigen Spielen, in denen sein Team mit solch vorsichtiger Auf- und Einstellung antrat, ging es fast immer schief in dieser Saison, der vermutlich ersten ohne Gewinn einer Trophäe seit sieben Jahren. Das war so beim blamablen Aus in der Champions League gegen Basel und Benfica Lissabon, beim Scheitern in der Europa League gegen Bilbao, nun auch gegen City. Die Statistiker fanden für United keinen einzigen Schuss, der das gegnerische Tor erreichte. Das hatte es seit drei Jahren nicht mehr gegeben.

Nur einmal zeigte ein Akteur von United ein Aufbäumen, einen Hauch von Widerstandsgeist, das war Ferguson selbst. In der 77. Minute foulte der als ruppig bekannte frühere Hamburger Nigel de Jong United-Profi Danny Welbeck, und Ferguson stürmte fluchend und fuchtelnd auf den Trainerkollegen Roberto Mancini zu. Der hielt dagegen, und so musste sich der vierte Schiedsrichter wie ein Ringrichter zwischen den beiden Trainer-Schwergewichte werfen. Es verriet die Frustration Fergusons, der seit mehreren Jahren auf dem Transfermarkt nicht mehr konkurrieren kann mit den reichen Stadttriveln, der sich dank schier unbegrenzter Zuschüsse aus Abu Dhabi das mittlerweile wohl teuerste Team der Welt zusammengekauft hat.

Zu Beginn der Herausforderung, als City ihm Wayne Rooney abzuwerben versuchte, hatte Ferguson die Rivalen noch als „noisy neighbours“ abgetan, als lärmende Nachbarn, also ein wenig lästig und peinigend, aber mehr auch nicht. Nun hielten die Fans der „Blues“ der Trainerlegende der „Reds“ ein hässliches Transparent vor: „Die lärmenden Nachbarn werden immer lauter, Alex“.

CHRISTIAN EICHLER

Hodgson statt Redknapp

Neuer Trainer des englischen Fußball-Nationalteams

LONDON (dpa). Roy Hodgson ist zum neuen englischen Nationaltrainer ernannt worden – und nicht der zuvor als Favorit gehandelte Harry Redknapp. Der 64-Jährige alte Hodgson erhält einen Vierjahresvertrag und soll die „Three Lions“ erstmals am 2. Juni gegen Belgien in Wembley betreuen, dem letzten Test-Länderspiel vor der EM in Polen und der Ukraine. „Er war der herausragende Kandidat, wir haben nur eine Kontaktaufnahme unternommen“, sagte FA-Verbandsboss David Bernstein am Dienstag. „Roy ist ein Trainer mit großer internationaler Erfahrung. Hodgson, bei Saisonnende noch beim Premier-League-Club West Bromwich Albion unter Vertrag, folgt auf den Anfang Februar zurückgetretenen Italiener Fabio Capello. „Es ist ein stolzer Tag für mich, ich bin ein sehr glücklicher Mann“, sagte

Hodgson, der schon Auswahl-Coach der Schweiz (1992–95), der Vereinigten Arabischen Emirate (2002–04) und von Finnlands (2006–07) war.

Der Schritt löst die Kaper im Fußball-Mutterland aus. Tottenham-Hotspur-Trainer Redknapp war der Liebling und Favorit der Öffentlichkeit und der Spieler. Hodgson passt allerdings ins Anforderungsprofil. Er ist nicht nur Engländer, sondern ein „Englishman“ mit Stil. Nach der Rassismuss-Affäre um Kapitän John Terry kommt das der auf ihr Image bedachten FA gelegen – eher als Redknapp, der mitunter auch für peinliche Schlagzeilen gesorgt hat. Und Redknapp gilt auch als ein Querkopf – Hodgson als „sichere“ Variante. Deutsche Fans kennen ihn auch als unterlegenen Inter-Mailand-Trainer im Uefa-Cup-Finale gegen den FC Schalke 1997.

Das Bestätigungsschreiben

Mit vielen Wochen
Anlauf verkündet
Lukas Podolski seinen
Wechsel zum FC
Arsenal. Davor will
der Nationalspieler
noch schnell den
1. FC Köln retten.

Von Richard Leipold

KÖLN. Wenn ein bedeutender Fußballspieler den Verein wechselt, verbreitet sich die Nachricht nicht mehr nur über die offiziellen Kanäle seines Arbeitgebers. Lukas Podolski etwa hat seine Facebook-Seite genutzt, um zu verkünden, was viele schon lange geahnt haben. „Hi Leute, ab der kommenden Saison werde ich beim FC Arsenal spielen. Dieser Wechsel gibt mir die Möglichkeit, auf internationaler Ebene bei einem europäischen Topklub zu spielen“, schreibt er. „Ich werde den FC immer in meinem Herzen tragen. Wir müssen jetzt gemeinsam alle Kräfte bündeln und uns ausschließlich auf den Klassenerhalt konzentrieren. Grüße, Poldi.“

Wenige Tage vor dem letzten Bundesliga-Spieltag besitzt der 1. FC Köln wenigstens in der wichtigsten Personalfrage Klarheit. Ungewiss dagegen bleibt, ob Podolski einen erstklassigen Verein zurücklässt. Eine Runde vor Ultimo belegen die Rheinländer den Relegationsplatz, mit zwei Punkten Vorsprung vor dem Tabellensebsten Hertha BSC Berlin. Also hat Podolski noch etwas Wichtiges zu erledigen, bevor er nach London geht: Mit einem Sieg über Bayern München will er sein Engagement beim und für den 1. FC Köln um zwei Termine verlängern. „Wir gehen das Spiel so an, als wenn es unser letztes wäre“, sagt Podolski – in der Hoffnung, die beiden Ausscheidungsspiele gegen den Dritten der zweiten Liga zu erreichen.

Allein diese sportliche Perspektive zeigt, dass der Wechsel ein Jahr vor Ablauf des Vertrages nicht nur verständlich, sondern auch sportlich geboten ist. Ein Spieler mag „seine“ Stadt noch so lieben – er kann einen Klub, der seit Jahren krankt, nicht im Alleingang auf hohem oder wenigstens mittlerem (Bundesliga-)Niveau wetbewerbsfähig machen. Diesem Wunschdenken hatte im Sommer 2009 Podolskis Rückkehr aus München zugrunde gelegen. Die Hoffnung, Podolski werde in Köln und mit Köln Karriere machen, hat beide Seiten getrogen. Mehr als Abstiegskampf hatte der Klub seinem Local Hero nicht zu bieten, in den drei Jahren, die seitdem vergangen sind, ist die Mannschaft nicht über den Status eines Wackelkandidaten hinausgekommen.

Sollte der FC abermals den Gang in die zweite Liga antreten müssen, wäre es der dritte Abstieg, den Podolski als Spieler miterlebt. Nicht nur sieben Millionen Euro Gehalt, die Arsenal angeblich zahlt, sind ein guter Grund für den Entschluss, für die nächsten vier Jahre nach London zu gehen. Podolski ist bald 27 Jahre alt, also in einer Phase, in der die Schaffenskraft eines Profis sich ihrem Gipfel nähert. Arsenal gehört seit Jahren zu den Spitzenklubs der englischen Premier League und spielt meist auch in der Champions League eine gute Rolle. Arsenal-Profi Per Mertesacker freut sich schon auf den Kollegen, den er aus der Bundesliga und aus der Nationalmannschaft kennt. „Poldi passt super in die Mannschaft.“ Der Kölner Fußballprinz gilt als geeigneter Partner für Törjäger Robin van Persie.



Überzeugter Kölner: Doch für Podolski ist sein Heimatklub zu klein geworden. Foto: Siro

Internationales Ansehen hat Podolski bisher nur in der Nationalmannschaft erwerben können. In London erhält er die Chance, die Klasse, die er in 95 Länderspielen oft gezeigt hat, auch wieder im Vereinsfußball zu bestätigen. Insofern ist der Wechsel ist ein logischer Schritt – auch für einen jungen Mann, der vieles aus dem Bauch heraus zu entscheiden scheint und dabei redet, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Gegen diese Logik vermochte der 1. FC Köln nichts auszurichten. „Wir waren zu einem wetbewerbsfähigen Angebot bereit und hätten den Vertrag mit Lukas Podolski auf dieser Basis gerne verlängert“, behauptet Claus Horstmann, der Vorsitzende der Geschäftsführung. „Wir werden die Chance nutzen, den Transferlös in die Qualität der Profi-Mannschaft

sowie in die Nachwuchsförderung zu investieren.“ Nach englischen Medienberichten wird eine Ablöse von zwölf Millionen Euro fällig.

Einmal Köln – München und zurück: Diese Route hat Podolski nicht zu einer bedeutenden Karriere als Vereinspieler geführt. München war eine Nummer zu groß, Köln ist inzwischen mehrere Nummern zu klein für den schnellen Stürmer mit der außergewöhnlichen Schusschnik. Vielleicht hat er jetzt die richtige Größe gefunden in der Haute Couture des europäischen Fußballs. Podolski selbst ist zuversichtlich, dass sein neuer Klub die richtige Passform hat. „Ich bin stolz, Arsenal-Spieler zu werden, und freue mich schon auf mein erstes Heimspiel.“ Vorher jedoch will er noch mal eben kurz den FC retten.

Auch Platini muss Flagge zeigen

Von Peter Heß

Nein, die Fußball-Europameisterschaft 2012 findet nicht in Deutschland statt, auf keinen Fall. Falls das Turnier wegen einer – nicht zu erwartenden – dramatischen Eskalation der politischen Situation in der Ukraine abgesagt werden müsste, dann würde es zu einem späteren Zeitpunkt nachgeholt werden. Die Aussage des Bundesvorsitzenden der Gewerkschaft der Polizei, Bernhard Witthaut, es existiere ein „Alternativplan Deutschland“, ist ein unruhigender Beitrag in einer ernsthaften Diskussion gewesen. Die hatte der Menschenrechtsbeauftragte der Bundesregierung, Markus Lönning (FDP), ausgelöst, als er dem Europäischen Fußballverband (Uefa), namentlich dessen Präsidenten Michel Platini, vorhielt, die Missstände in der Ukraine nicht zu thematisieren. Es begann eine Debatte, die schon seit 2007 hätte geführt werden können. Damals vergab die Uefa das Turnier an Polen und die Ukraine. Schon damals war die Ukraine kein Musterstaat nach westlichen Wertvorstellungen. Selbst als im vergangenen August der Profixober Witali Klitschko in einem Interview mit der F.A.Z. die Welt aufzurütteln versuchte, indem er die Zustände in seinem Heimatland anprangerte und auch das Schicksal Julija Timoschenkos beklagte, rührte sich nichts.

Fünf Wochen vor Beginn des Turniers ist das Sportereignis nah genug gerückt, um es als Katalysator zu nutzen. Das ist richtig, solange die EM nicht zur PR in eigener Sache missbraucht wird, sondern um Druck auf die ukrainische Regierung auszuüben, damit sie mehr Respekt vor den Menschenrechten entwickelt.

Viele Diskussionsbeiträge in den vergangenen Tagen waren wertvoll. Zum Beispiel, dass die Politiker die EM boykottieren sollten, aber nicht die Sportler. Oder der Aufruf von Bayern-Präsident Uli Hoenes, dass Spieler durchaus ermuntert werden sollten, politische Kommentare abzugeben, wenn es sie denn drängt. Der Deutsche Fußball-Bund (DFB) macht nicht den Eindruck, dies verhindern zu wollen. DFB-Präsident Wolfgang Niersbach sieht seinen Verband zwar nicht in der Vorreiterrolle, die Missstände in der Ukraine zu kritisieren, hat aber die politische Verantwortung des Fußballs erkannt und steht in Kontakt zur Bundesregierung, um das weitere Vorgehen abzustimmen. Er vermeidet zumindest den Anschein, der Ukraine zu vertrauen.

Die Uefa gibt ein weitaus schlechteres Bild ab. Als einzige Maßnahme trug Platini einer ukrainischen Fußballdelegation, die sich gerade in der Uefa-Zentrale aufhielt, auf, den richtigen Stellen in ihrer Heimat von den Bedenken zu berichten, die es im westlichen Europa gebe. Dass es auch die Bedenken der Uefa sind, hat er nicht hinzugefügt. Denn die hält sich grundsätzlich aus allen politischen Angelegenheiten heraus, wie sie auf ihrer Homepage verkündet. Dabei sollte sie endlich Flagge zeigen.

Ein deutsches Leben

Auch Karl Adam hatte eine Vergangenheit, die er lieber verschwieg / Neues über den „Ruderprofessor“ zu seinem 100. Geburtstag

FRANKFURT. Ein einziges Buch kann ein ganzes Leben leiten: Bei Karl Adam, dem legendären Rudertrainer von Ratzburg, war es ein Roman, die „Throne Berni“ von George Bernard Shaw aus dem Jahr 1882. Die Handlung: Ein Preiskorridor wirbt um eine reiche und noble Aristokratin, vermeintlich ihr zunächst seine – damals verbotene – Profession, schafft aber schließlich den Aufstieg in die gute Gesellschaft. „Ich fühle mich wie Cashel im Salon“, schrieb Adam über die Lektüre seiner Jugendzeit, „und will genau dasselbe tun wie er: das Leistungsverhalten des Menschen im Sport als Modell benutzen für sein Leistungsverhalten überhaupt.“

Dieser Gedanke – so einfach wie köhn – hat Adam zum „Ruderprofessor“ werden lassen, zum faszinierenden Pädagogen, zum Erfolgstrainer und zum Lebenslehrer, zur Leitfigur einer Ruder-Generation, zur Legende. Adams Achteur gewannen zwei olympische Goldmedaillen, zwei Welt- und fünf Europameistertitel. Er ist der Vater des „Deutschland-Achters“. Die Olympiasiege 1960 in Rom und 1968 in Mexiko-Stadt gehören zu den unvergessenen Nachkriegs-Highlights der deutschen Sportgeschichte, gleich nach dem „Wunder von Bern“ 1954 und ähnlich wie Hans Günter Winklers Stockholmer Heldenritt auf Halla 1956. Und viele von Adams Athleten sind nach ihren Sportkarrieren tatsächlich Cashels Byrons Werdegänge gefolgt: Sie machten

auch beruflich und gesellschaftlich ihren Weg.

Nun lichten sich bereits die Reihen seiner Schüler, doch Adam wird an diesem Mittwoch trotzdem groß gefeiert – er wäre 100 Jahre alt geworden. An Adams Wirkungsstätte in Ratzburg wird der Philosoph und Olympiasieger von 1960, Hans Lenk, eine Rede halten. Und die Sportjournalisten Dirk Andresen und Timo Reinke werden aus ihrem Karl-Adam-Buch vorlesen, das am 9. Juli erscheint (Audiotext, Ratzburg). Ein Buch – 36 Jahre nach seinem frühen Tod – voller Neuentdeckungen zu Adams Leben.

In einer Zeit, in der viele Väter gefallen, verstümmt, politisch diskreditiert oder vom Krieg traumatisiert waren, bot er seinen jungen Eleven zwar die ersuchte Orientierung. Doch über Nazi-Zeit und Krieg sprach auch Adam nicht gern. 1912 wurde er in Vohralle/Hagen (Westfalen) geboren, bei Hitlers Machtergreifung war er 20, bei Kriegsbeginn 27 Jahre alt. Wie ein großer Teil seiner Generation durchlebte er Schuld und Schrecken seiner Zeit und musste sehen, wie er nach Kriegsende mit der Vergangenheit zurechtkam. Ein deutsches Leben – auch da für steht der Ruderprofessor Karl Adam.

Am 11. November 1947 erschien Adam vor dem Entnazifizierungsausschuss in Itezhoe zur Anhörung. Er wollte in den Schuldienst zurückkehren, doch er musste bannen. Mindestens drei Anlässe zur Kri-

tik hätte der Ausschuss haben können: Adam gehörte ein Jahr lang der SA an. Er war Lehrer an der Nationalpolitischen Erziehungsanstalt (Napola) in Bensberg, einer Nazi-Eliteschule. Und er war Mitglied der NSDAP.

Im November 1933 hatte Adam an einem Aufmarsch von 2500 Studenten auf dem Universitätssportplatz in Münster teilgenommen. Alle marschierten zum

Domplatz und wurden dort in einem feierlichen Akt in die SA überführt und vereidigt. 3300 von 3613 männlichen Studenten in Münster wurden SA-Mitglieder, eine Verweigerung hätte negative Folgen nach sich gezogen. Ein Jahr später trat Adam in den Deutschen Luftsport-Verband ein, so dass seine SA-Mitgliedschaft überflüssig wurde. Zur Napola wurde er 1939 sanft gedrängt, schließlich war



Klare Ansage: Karl Adam beim Training in Oberschleißheim im Mai 1972

Adam nicht nur Lehrer für Mathematik und Physik, sondern auch für Leibesübungen und selbst eine Sportkanone. 1937 wurde er etwa Studentenweltmeister im Boxen, allerdings mit nur einem einzigen Kampf. Zu den Weltspielen in Paris waren nur drei Schwergewichtler angetreten, Adam hatte Glück und zog durch Freilos direkt ins Finale ein. Dort traf er auf den Franzosen Gallienne, den er durch Abbruch in der zweiten Runde besiegte.

Bei der Anhörung in Itezhoe brief Adam sich auf die Briefe zweier Freunde, die bezeugten, dass er kein Nationalsozialist gewesen sei. Er habe den Nazis „innerlich völlig ablehnend“ gegenüberstanden, heißt es an einer Stelle. Die Richter folgten ihm, er wurde in die Kategorie V eingestuft – entlastet. Damit konnte Karl Adam wieder unterrichten und trat zurück darauf seine Stelle an der Ratzburger Gelehrtenschule an. Er unterrichtete Mathematik und Physik und baute die Ruder-Riege der Schule auf, obwohl er selbst nie Rudern als Leistungssport betrieben hatte. Er brachte schmerzhaft Erinnerungen an die Nazizeit mit: Als Unteroffizier und Geschützführer war er in der Normandie schwer verwundet worden. Ein Granatsplitter zertrümmerte die Knochen seines linken Unterarms und zerriss an zwei Stellen den Dünndarm. Der Anblick seines vernarbten Arms, mit dem er Kraftübungen vorführte, hat sich Adams Rudern tief eingeprägt.

Mit Akribie und Inspiration entwickelte er das Ratzburger Ruder-Mekka. Adam führte das Intervalltraining ein, intensivierte die Hanteltraining, verbesserte die Rudertechnik, modifizierte Bootsrise, führte verstellbare Ausleger ein – mit überragenden Ergebnissen. Obwohl es um die Küchenseen nun schon seit Jahrzehnten wieder ruhig geworden ist, kommen noch immer Touristen, die von Adams Legende wissen. Für das Ende der Ratzburger Ära hat Adam nach rund zwanzig Jahren Arbeit selbst gesorgt. Er gab alle seine Erkenntnisse freudig an die Abgesandten der Konkurrenz weiter und hielt sogar Vorträge in den Vereinigten Staaten. Bald profitierten alle von seinen Ideen – nicht unbedingt zur Freude seines Verbandes und einiger seiner Ruderer. Doch Adam wich nicht von seiner Überzeugung ab, dass jeder Athlet ein Recht habe auf das beste Training und das beste Material. Trotz aller Erfolgsmaterialität blieb er ein Leben lang leidenschaftlicher Pädagoge. Adam war sicher, dass nur die selbst erbrachte Eigenleistung wirklich zählt. „Als Lehrer, der die Aufsicht bei Klassenarbeiten führte“, berichtete etwa einer seiner einstigen Schüler, der Fotograf Hans-Jürgen Wohlfahrt, „verschänzte er sich hinter einer Zeitung. Ohne Guckloch, versteht sich. Wer abschreibt, Leistungen erschießt, vortauscht, meinte Adam, würde später durch die Leoni selbst bestraft.“

EVI SIMEONI

Wen die Frauen an die Hand nehmen

Mahren mit Haltung: Stéphane Hessel, Autor des Bestsellers „Empört euch“, erzählt sein Leben – und zieht Bilanz.

Er wurde spät zu einem berühmten Mann. Und weil sich Stéphane Hessels Berühmtheit der schmalen Schrift „Empört Euch“ verdankt, die vor einhalb Jahren erschien, hat der Patloch-Verlag das Signalwort gleich auch in den Titel des heute erscheinenden Buchs von Hessel gepackt: „Empörung – meine Bilanz“. Was man nicht so verstehen darf, dass es in ihm um die Wirkung des millionenfach verkauften Appells ginge. Selbst wenn zu Beginn sein durchschlagender Effekt für das Leben seines mittlerweile Vierundneunzigjährigen Verfassers resümiert wird.

Die Geschichte dieses späten Ruhms ist auch erstaunlich genug. Sie beginnt mit einer kurzen Rede, in der Stéphane Hessel als Veteran der französischen Résistance an die Grundsätze erinnerte, auf die sich die politisch divergierenden Gruppen der Widerstandsbewegung unter der Führung von General de Gaulles „Freiem Frankreich“ für die Nachkriegsordnung geeinigt hatten. Genau diese Grundsätze einer republikanisch-demokratischen Gesellschaft mit einer gerechten Verteilung von Lebenschancen, intakten sozialen Grundversicherungen und einem auch ökonomisch durchgesetzten Vorrang des Allgemeininteresses sah Hessel durch die Herrschaft des Geldes außer Kraft gesetzt. Darauf sollte der Widerstand der Bürger, ihre Empörung reagieren. So wie sich der Widerstand im Krieg gegen die Besatzer gerichtet habe, selbst wenn damals die Fronten natürlich klarer gezogen waren.

Aus der Rede wurde die Broschüre, die loszischende Rakete, wie Hessel im Rückblick schreibt. Hunderttausende von Exemplaren waren in Frankreich rasch verkauft, später sollten es noch mehr als zwei Millionen werden. Aber überraschender war, dass die Broschüre auch in anderen europäischen Staaten, Deutschland allen voran, zu einem gro-

ßen Erfolg wurde. Obwohl vieles sich daran zuerst als sehr französische Angelegenheit ausgenommen hatte: zumal der Rekurs auf die geeinte Résistance, der nicht zuletzt eine deutliche Verwahrung gegen deren forcierte Inanspruchnahme durch Nicolas Sarkozy war.

Aber der Appell ließ sich offensichtlich von dieser Verknüpfung trennen. Vor dem Hintergrund der Finanzkrise traf Hessels Anprangerung einer verkehrten Welt, in der wirtschaftliche Partikularinteressen vor staatsbürgerliche Ansprüche gehen, auf akute Befürchtungen. Die Kritik mochte denkbar allgemein formuliert sein, doch sie war von einer überzeugenden moralischen Autorität gedeckt. Es folgte ein Bündchen mit Gesprächen, die eindrucksvolle Autobiographie von 1997 wurde neu aufgelegt, die von ihm einige Jahre zuvor zusammengestellte Gedicht-Antilogie fand einen kleinen deutschen Verlag, ein biographischer Versuch über ihn erschien (F.A.Z. vom 9. März), und das gemeinsam mit Edgar Morin verfasste Manifest zu einer neuen „Politik für unser Land“ liegt inzwischen auch bereits in Übersetzung vor.

Und nun also noch einmal eine Bilanz, nicht autobiographisch im strikten Sinn, aber doch beständig auf eigene Lebenserfahrungen zurückkommend. Sie sind der eigentliche Stoff, denn in konkrete Programmatik kann und will Hessel seine grundsätzlichen Appelle an bürgerschaftliches Engagement nicht münzen. Einen Ratgeber für öffentliches Engagement hat sich seine Verlegerin von ihm gewünscht – es spricht für ihn, dass sein Buch das in einem handfesten Sinn nicht geworden ist.

So wie für ihn auch die Ungelenkheit spricht, mit der er manche Lebenslehren und Maximen formuliert. Der vierundneunzigjährige Hessel ist beim Erzählen aus seinem Leben noch etwas unbefangener geworden als der achtundsechzigjährige Diplomat im Ruhestand, der seinen Lebensrückblick unter dem Titel „Tanz mit dem Jahrhundert“ schrieb. Wie etwa in den Passagen, die dezent davon erzählen, wie reife Frauen das Heft in die Hand nahmen, um den jungen Mann mit einigen Geheimnissen für den späteren erotischen Weg vertraut zu machen. Und gleich darauf erzählt man unter der bedeutungsschweren Überschrift „Eros und Thanatos“ einen Wind magischen Tonfall. „Wichtigste der Liebe mit all ihren Aspekten wie auch über die existenzielle Kraft poetischer Phantasie erfahren wir aus der griechischen Mythologie.“

Was sich so wenig bezweifeln lässt wie die Feststellung, dass die Wahrheit der Existenz in der untrennbaren Einheit von Vernunft und Leidenschaft besteht“, Unrecht durch „etwas ersetzt werden muss, das besser mit der Freiheit und Würde des Menschen zusammenstimmt“, und es schön wäre, „das Wesen der Globalisierung und ihre Tiefenwirkung auf den Geist und das Funktionieren der Menschen“ zu erfassen. Obwohl das in einer „komplexen, völlig ungewissen Epoche totaler Interferenz“ nicht leicht ist. Die Worte, man merkt es schon, darf man nicht auf die Goldwaage legen. Einen Schriftsteller hat man nicht vor sich, auch keinen Theoretiker oder gewiefen Analytiker der Gesellschaft. Aber einen einnehmenden Mann, der auch die ihm zugefallene öffentliche Rolle des alten und weterfahrenen Mahners mit Haltung zu bewältigen weiß. HELMUT MAYER



Bliss hinaus aus dem eigenen Geschlecht ins sehnsüchtig Weiße: Zoé Héran als Laure und Mikael in „Tomboy“

Foto Almode Verlag

Das Mädchen, das ein Junge ist

Herzungsweise: Céline Sciammas berührender Film „Tomboy“ endlich im Kino

Du bist schüchtern, sagt Lisa. Nein, ich bin nicht schüchtern, sagt Laure. Warum sagst du mir dann nicht, wie du heißt? Mikael, ich heiße Mikael, sagt Laure. Diese kleine, unverhofft ausgesprochene Lüge im Innenhof eines riesigen Wohnblocks irgendwo in Frankreich bringt der zehnjährigen Laure, gespielt von Zoé Héran, für wenige Wochen ein großes, aber auch fragiles Glück.

Die französische Regisseurin Céline Sciamma erzählt in „Tomboy“ beinahe von einem kurzen Sommer, in dem Laure sein darf, wie sie sich fühlt: als ein Junge, akzeptiert in einer kleinen fröhlichen Kinderschar, die gemeinsam die freien Tage verbringen, im Wald, auf dem Fußballplatz und am Baggersee. Unschuld und doch schon an der Schwelle zur Jugend.

Die Chance für die Lüge hat ihr der Umzug ihrer Familie gegeben: Niemand kennt sie im neuen Viertel. Die Schule beginnt erst in ein paar Wochen. Ihre Mutter ist hochschwanger, der Vater kommt abends spät von der Arbeit. Laure ist ein Schlüsselkind. Das rosafarbene Band, das ihre Mutter an den Bund gemacht hat, verschwindet anstelle eines alten Schnürsenkels, genauso, wie das blaue Kleid gegen eine kurze Hose eingetauscht wird.

Nur ihre kleine, im Ballett tanzende Schwester Jeanne, die Malonn Lévana auf die Spitzenfüße stellt, bekommt irgendwann mit, was geschieht. Und fragt verdutzt: Warum tust du das? Doch sie breiß schneit, worum es geht, und gneißt: Sie beginnt, gegenüber den Freunden von ihrem großen Bruder zu schwärmen.

„Tomboy“ (im vergangenen Jahr Aufnahmefilm im „Panorama“ der Berlinale und jetzt endlich im Kino) erzählt von einem jugendhaften Mädchen mit kurzen struppigen, blonden Haaren, einem feinen Gesicht. Es könnte auch ein schmaler Junge sein mit androgynen Zügen. Die Geschlechtsmerkmale der zehnjährigen Laure sind jedoch eindeutig: Sie sind die eines Mädchens. Sciamma – und die ruhige Kamera von Crystal Fournier – zeigen Laure ohne jede pädagogische Anstrengung. „Tomboy“ wird so zum leichten, humorvollen Film. Wir sehen Laure (oder eben Mikael) zu, wie sie ihren Oberkörper abtastet, ihren Bizeps prüft. Sie gefällt sich in dieser Rolle, und sie gefällt Lisa.

Sehnsüchte erwachen. Wenn sie läuft, ruhen ihre Hände lässig in den Taschen der Shorts. Sie ist cool wie die anderen Jungs, die sich ihrer selbst zumindest nach außen sicher sind (aber wer weiß das schon). Und doch ist sie anders: Denn Laure ist auch als Mikael gehemmt. „Schlichtern“ – dieses Wort vom ersten Treffen mit Lisa, verkörpert von Jeanne Disson, beschreibt die Anspannung, die Laure in beiden Rollen aushalten muss. Neugier wühlt sie auf, bewölkt ihren Geist, doch sie darf nicht aus sich herausgehen. Sonst fliegt ihr Schwindel auf.

Und wie reagiert ihre Familie? Laures Vater nimmt sie, wie sie ist, ohne zu wissen (vielleicht啊 er etwas), was drau- ben geschieht. Als sein Kind traurig ist, nimmt er es auf den Arm, wiegt es sanft

hin und her. Doch die Anspannung steigt auch in ihrer Rolle als Laure, je länger sie schweigt. Und irgendwann ist die Aggression nicht mehr zu halten.

Wenn die kleine Schwester tröstend zu ihrem „Bruder“ ins Bett krabbelt, wenn Lisa sanft sagt, er sei so anders als die anderen, wenn der Regen in zitternde Blätter im Wald fällt und Mikael/Laure das ungeliebte Kleid einfach dort hängen lässt, wenn „er“ sich Polster für die Schwimmhose aus Knete formt und später im Kästchen für Milchzähne versteckt, dann wird eine unbändige Kraft spürbar, authentisch sein zu wollen, sich gegen die Erwartungen zu wehren. Denn in all diesen Augenblicken zeigt sich: Laure ist Mikael und Mikael ist Laure. Wenn Mikael lacht, scheint Laure durch; dann erkennt man, dass die touge Jungenrolle auch nur ein möglicher Ausdruck ihrer Wünsche ist, weil ihr nur die Rollen Mädchen oder Junge angeboten werden.

Geduldig beobachten wir die Verliebtheit von Lisa in Mikael, die Eltern, die ihren Kindern ein Nest bauen, Liebe geben und doch so machtlos sind. Als die Lüge auffliegt und Laure sich verzweifelt dagegen wehrt, Lisa die Wahrheit zu sagen, bricht die Hilflosigkeit der Mutter heraus, die alles sagt über die unerbittlichen Zwänge der Rollenerwartungen. In „Tomboy“ werden keine Klischees bearbeitet, das Mädchen Puppenspiel und Jungen Fußball. Es geht um die Suche nach der individuellen Authentizität: sich so geben zu dürfen, wie es der eigene Puls vorgibt. SWANTJE KARICH

Schöner Schmarrn

Brandteigkräpfen – das Rezept dazu findet sich im Programmheft. Ziemlich genau in der Mitte von Thomas Bernhards Theaterstück „Ritter, Dene, Voss“ werden sie aufgetragen und sehen, goldbraun luftig gebacken und mit sattem Sahne-Aquator, zum Reinbeißen aus. Die Inszenierung von Gerd Leo Kück erreicht mit Ludwigs geheimer Lieblingsspeise ihren kulinarischen Höhepunkt, wenn auch weniger fürs Publikum, das ihn ja zu Hause nachbacken kann, als für den inzeztuös zwischen seinen beiden Schauspielern Schwestern im Sandwich klemmenden Bruder. So kommt etwas Wiener Küchenkunst ins pumpernicklige Münster, wo der Schmarrn, wenn überhaupt, eher als Windbeutel oder (neudeutsch) Profitorol bekannt ist. Intendant Wolfgang Quetes, ein Österreicher, setzt zum Ende seiner achtjährigen Intendanz noch eine Duftnote. Ob der frisch aus der Psychiatrie Steinhof entlassene Ludwig ganz gebacken ist, aber ist auch schon die einzige Frage, die die Aufführung stellt – so grübelreich und überspannt, wie er hier hochfährt, sich über die Brandteigkräpfen stürzt, würgt und fast daran erstickt! Oder doch nur ein durchgekallter Schauspieler? Ansonsten riecht man den Braten, der hier mit Sauce serviert wird. Denn die Schwestern sind schnell durchschaubar. Brav, dienend, ungeknöpft, im halbbaligen Kleid und die Haare verknotet, Dene; die ältere, rauh, sich beenden lassend, das lange Sommerkleid dekolliert und die Haare offen, Ritter, die jüngere. Sie aber liest den „Standard“ und zeigt mit der lachsroten Zeitung, die erst 1988 gegründet wurde, an, dass das 1986 bei den Salzburger Festspielen uraufgeführte Stück nicht mehr ganz das alte ist. Kück, früher Intendant in Zürich und Wuppertal und dort nie seiner erster Regisseur, inszeniert es wohltemperiert im Theaterfest, dem zum Studio leergeräumten Café mit hundert Plätzen. Durchs Fenster grüßt die Apostelkirche, und von der Kreuzung dröhnen erstaunlich viele frisierte Motoren herauf. In der Ausstattung mit Buffet-statt Standuhr und Familienporträts (wie vom Touristenmaler vor dem Stephansdom) an der Wand auf Puppenstufenform gebracht, ist „Ritter, Dene, Voss“, das schien vor einem Vierteljahrhundert unvorstellbar, zum Klassiker geworden. Was Münster womöglich, doch eben das bleibt abzuwarten, nicht ganz so auf den Geschmack bringt, wie – Abonnenten, an den Herd! – die Brandteigkräpfen. aro.

Atelier Goldstein

Binding-Kulturpreis für Behinderte

Eine Auszeichnung für die außergewöhnliche Verbindung von sozialem und künstlerischem Engagement: Das Atelier Goldstein widmet sich dem Werk behinderter Menschen. Die von Christiane Cuticchio gegründete und geleitete Frankfurter Institution bietet Menschen mit Down-Syndrom, Autismus oder anderen Störungen die Möglichkeit, Kunstwerke von herausragender Qualität zu schaffen. Die ehemalige Bühnenbildnerin hat es geschafft, dass Behinderte ihre Ausdrucksmöglichkeiten verwirklichen. Zudem hat sie ihnen den Weg in die Museen und Galerien geebnet. Zuletzt waren Künstler des Ateliers Goldstein etwa in der Ausstellung „Weltenwandler. Die Kunst der Outsider“ in der Schirn zu sehen. Der Binding-Kulturpreis mit 50 000 Euro einer der höchstdotierten Kunstpreise des Landes. Er würdigt herausragende Künstler oder kulturelle Einrichtungen in Frankfurt und dem Rhein-Main-Gebiet. Der Preis wird am 2. Juni im Römer verliehen. F.A.Z.

Heute

Axel Cäsar – Polarisierer

Zum hundertsten Geburtstag des Verlegers Axel Cäsar Springer befassen sich drei Monographien mit dem Publizisten, Polarisierer und politischen Machtfaktor. Seite 26

Der Wölb Abbruch

Die Stadt Köln steht nach dem Einsturz des Archivs vor dem nächsten größeren Scherbenhaufen: Die Existenz der Oper ist gefährdet, der Direktor wirft hin. Seite 27

Musik im Widerstand

Die Stadt Witten ist pleite, ihr berühmtes Festival für neue Kammermusik in Gefahr. Die besten, widerständigsten Argumente fürs Festival bot das Festival selbst. Seite 28

Die Datenstraßenräuber

Die Aufregung über Googles „Street View“ war berechtigt. Der Konzern hat nicht nur flüchtig die ganze Welt gefilmt, sondern in großem Stil Daten abgefangen. Medien 29



Vierundneunzig und kein bisschen leise: Stéphane Hessel in Aktion Foto Polarsatell

Wer glaubt, wird selig!

Triumphal: Die Soulveteranin Gloria Scott ist wieder da

Diese Frau war lange Zeit ein Gespenst. Sie geisterte als schmalere Eintrag durch die Soul-Lexika: Gloria Scott, ein Album, das war's. Die Platte heißt „What Am I Gonna Do?“, produziert hat sie Barry White im Jahr 1974, ein Meisterwerk des Genres. Elegante, streicherveredelte Arrangements, treibender Groove, dazu die kraftvoll geschmeidige Stimme einer Sängerin, die man in einem Atemzug mit Aretia Franklin und Etta James nennen kann. So klingt eigentlich der Auftakt eines großen Pop-Euvres. Stattdessen: Funkstille. Mehr als dreißig Jahre lang.

Jetzt steht Gloria Scott auf der Bühne, und vor ihr wagt ein Meer aus tanzenden Körpern. Rund dreitausend Fans sind angereist zum Baltic Soul Weekender, um sie zu sehen. Sie ist hier, in dem kleinen Ostseebad Weissenhäuser Strand, zwei Autostunden von Hamburg entfernt, eine Institution. 2009 kam sie das erste Mal, nachdem der deutsche DJ Daniel Dombrowe sie Monate lang am Telefon belagert hatte. „Ich dachte nur blablabla“, wird sie nach dem Konzert verteuert. „Ich hätte Schulden, wie hätte ich nach Europa kommen sollen?“ Aber sie hatte auch jahrzehntelang gebetet, dass Gott ihr noch mal die Chance gebe, mit ihren eigenen Stücken aufzutreten. Sie hatte genug vom Tinseltown Club und Restaurants in Los Angeles, wo sie Christina-Aguilera- und Jennifer-Hudson-Songs zum Besten gab. Und die Miete lief so auch nicht finanzie-

ren. Bei ihren Gigs verkaufte sie deshalb selbstgemachten Schmuck, ansonsten arbeitete sie als Pflegerin in einem Hospiz. Vielleicht war dieser verrückte Deutsche mit seiner Souleigenschaft ja doch ein Gesandter. Wenn Gott dir ein Zeichen gibt, musst du aufpassen – diese Erfahrung hatte sie bereits gemacht, als sie von den Drogen loskommen wollte. Und jetzt sagte die Stimme: Schnapp dir dieses Flugticket und fahr dahin, Oldenburg oder wie auch immer dieser Ort heißt. „I am in love with you but that just won't do!“ Gloria Scott stemmt die Hände in die Hüften. Die weiblichen Fans jubeln. Endlich mal eine, die nicht immer von „Girls“ und „Party machen“ schwadroniert, sondern die Dinge beim Namen nennt. Und dazu dieser Beat! Gloria Scott weiß, wie man einer Band Beine macht, sie hat bei ihr Turner gelernt, „ein mieser Typ, auch schon bevor Drogen nahen“, aber was für ein Musiker! Funk ist nur um den Preis militärischer Strenge zu haben, da muss man schon mal dem Drummer drohen: Halt dich ran!

Ihr eigentliches Element aber ist die Balade, da kommt ihr mal butterweiches, mal beinahe kühl strahlendes Timbre vollständig zur Geltung. „Help me get off this merry-go-round“, singt sie, und man weiß nicht, ob sie Gott anfleht oder ihren Liebhaber. Hilf mir, von diesem Karussell aus Hoffnung und Verletzung wegzukommen: Gospel, Funk und Soul sind oft nur einen



Bis ans äußerste gehen: Gloria Scott im Expressivo-Modus

Foto Sony

Schlagzeug steinender entfernt, in der Melaphysik voneinander auch die Physis, die Konkretheit der Schmerzen und Entbehrungen. „Leid ist für Gott ein Mittel, um zu zeigen, dass er da ist“, hatte sie im Interview gesagt, und wenn sie so auf der Bühne steht, im glitzernden Abendkleid, dann glaubt man es einfach: dass es mit nicht ganz weltlichen Dingen zugehen kann, wenn ein Mensch nach so vielen Jahren wieder aus der Versenkung auftaucht, seine Stimme erhebt und singt, als hätte er in den vergangenen Jahren nichts anderes gemacht. „Help me!“ Sie zitiert die Sängerinnen herbei, sie braucht Hilfe für dieses Gnädiggesch. „Help me!“ – mit jedem

Mal klingt es verzweifelter, am Ende ist es nur noch ein über Quinten gespanntes Luftholen, aber wie unsentimental! Der Bass wühlt, die Gitarre schnarrt, die Drums perforieren die Luft mit Synkopen. Nur weil die Seele schmerzt, heißt das nicht, dass man nicht weitertanzen kann. Ist das die Essenz von Soul? Ein paradoxer Wunsch nach Erlösung? „Vielleicht nicht Erlösung, aber Nähe“, sagt Gloria Scott. Sie streicht die Laken aus der Stirn. Ich schreibe gerade einen Song, er heißt „Looking for Somebody“. Und da ist mir aufgefallen, dass alle meine Lieber dieselbe Geschichte erzählen: vom Suchen. Ich hab wohl immer gesucht.“

Literatur

Pakt mit der Kröte

Moebus-Zellen, Schwarze Raucher und verklemmte Nerds tauchen aus den kältesten Schichten des Polarmeers auf. Der neue Wissenschaftskrimi des Molekularbiologen Bernhard Kegel.

In „Der Krötenküßer“ beschreibt Arthur Koestler 1971 den Fall des Wiener Biologen Paul Kammerer, der Selbstmord begangen hatte, als sein Wissenschaftsschwindel aufflog. Die Vererbung erworbene Eigenschaften, die Kammerer an den Brunntschwielen der Geburtshelferkröte nachweisen wollte, gehört zum Fachgebiet des promovierten Biologen Bernhard Kegel, die Sorge um Anstand und Redlichkeit in der Spitzenforschung zu den Hauptanliegen seines neuen Wissenschaftsthillers. Dass Frank Moebus, der Superstar der Kieler Evolutionsbiologie, den „Krötenküßer“ kennt und schützt, liegt mithin nahe. Verdächtig ist nur, dass er außer den Schlammspringern und Zefrafischen, an denen er die Geburt primitiven Lebens in der „Schattenbiosphäre“ der Tiefsee demonstrieren will, auch noch Geburtshelferkröten züchtet, um den armen Kammerer zu rehabilitieren.



Was der Biologe im Blick hat: Bernhard Kegel

Foto Jürgen Bauer

Mit den Kröten kommt Moebus gut voran. Aber bei einem rätselhaften Zwischenfall in seinem Labor sterben zwei seiner Assistenten, und das ruft nicht nur die Polizei auf den Plan. Kollegen fordern in ihren Blogs und im Fachblatt Nature, was demonstrierende Studenten auf Transparenten und in Sprechchören noch drastischer formulieren: „Moebus, gib die Zellen raus, / sonst ist bald der Ofen aus.“ Oder, lyrisch noch ungemeiner: „Plagiat und Datenschmug sind bei uns der letzte Schrei / Macht bloß bald die Unis zu, ist doch eh nur Kungelei.“

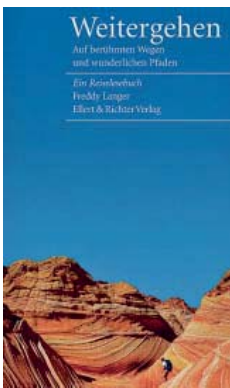
Was hat die Lichtgestalt der Molekularbiologie zu verbergen? Brunntschwielen eher nicht; für Frauen und Süßholzgeruch hat Moebus keine Zeit mehr. Getrieben von Ehrgeiz und Erfolgsdruck, hat der Kieler Doktor Faustos offenbar einen „Pakt mit dem inneren Teufel“ geschlossen. Selbst Hermann Pauli, sein alter Kollege und Jazz-Partner bei den „Electric Hooters“ (Kegel teilt mit seinem Helden Beruf und Hobby), traut ihm einen „fundamentalen Verstoß gegen gute wissenschaftliche Praxis“ zu. Wissenschaftliche Sensationen anzukündigen und ihre Überprüfung durch die scientific community zu verweigern, nach Geld, Macht und Nobelpreisträumen lechzen, ohne Rechenschaft abzulegen, als Ignoranten, Weicheier und Sesselfuzzi beschimpfen, wer das rastlos um die Welt jettende Ein-Mann-Exzellenzcluster zu brennen wagt. „So, lieber Frank Moebus, geht es nicht.“ Auch Pauli kam schon mal in Versuchung, bei den Zellfragmenten in der embryonalen Augenlinie von Cephalopoden ein wenig zu schmummeln, aber Moebus' arroganter Hochmut sprengt jedes Maß.

Zuletzt geriet Hermann Pauli vor der Küste Neuseelands in Gewissens- und Senot, als skrupellose Meeresbiologen, Tierfilmer und Kongresstouristen Koloss-



Bernhard Kegel:
„Ein tiefer Fall“. Roman.
Mare Verlag, Hamburg 2012. 508 S., geb., 19,90 €.

gern durch den Dschungel akademischer Intrigen führen und beiläufig in Craig Veters synthetische Biologie einführen. Literarisch fällt „Ein tiefer Fall“ freilich hinter Kegels „Roter“ zurück: Der Krimi-Plot wird umständlich referiert und verpufft nur zu bald in empörten Morali- sieren. „Kegel fragt nicht, ob man Wissenschaftlern vertrauen kann, sondern welchen“, lobt Frank Schätzing in einem Gefälligkeitsgutachten. „Die Antwort ist geeignet, dem Leser den Schlaf zu rauben.“ Die NuSyn-Protest-AG dagegen hätte vermutlich gudenlos skandiert: Kegel, hol die Krake raus, und lass die Kröten stecken. MARTIN HALTER



FREDDY LANGER, leitender Redakteur des Reiseblatts dieser Zeitung, ist leidenschaftlicher Wanderer. Manchmal geht es ihm um Aussichten, manchmal um Einsichten, und bisweilen treibt ihn die Neugierde auf die andere Seite eines Berges: um zu überprüfen, ob das Gras dort wirklich grüner ist. Seine Touren führten ihm mit Henry David Thoreaus Maine-Buch im Rucksack auf den Katahdin und mit Humboldt im Kopf auf den Chimborazo. Er begleitete eine Reisegruppe über fünf Alpenkämme von Oberstdorf nach Meran, und er reiste sich bei einem Volksmarsch über den Kungslenden zwischen zweiseitigen Schweden ein. Und im Taunus ist er nachts einmal dem Yeti begegnet. Vierzehn seiner Reiseerzählungen, unterbrochen von Ausschweifungen über den Rucksack, den Schlafsaal und die Wanderschuhe, hat er nun zu einem Buch zusammengestellt. („Freddy Langer: „Weitergehen – Auf berühmten Wegen und wunderlichen Pfaden.“ Elbert & Richter Verlag, Hamburg 2012. 192 S., Abb., Karten, geb., 12,95 €.) F.A.Z.

Neue Sachbücher

Das Vermächtnis eines Zerrissenen

Heute vor hundert Jahren wurde Axel Cäsar Springer geboren. Drei Bücher arbeiten sich jetzt an seiner Person ab – der erfolgreiche Zeitungsverleger polarisiert noch immer.

Der nach Axel Cäsar Springer benannte Konzern, das mächtigste Medienhaus im Land, bittet in Berlin anlässlich des Hundertsten seines Gründers zum verlagseigenen Staatsakt. Und man darf darauf wetten, dass es an Spitzenpersonal aus Politik und Gesellschaft beim Stelldichein nicht fehlen wird. Denn um das Erbe dieses Verlegers kommt man nicht herum, schon gar nicht um die „Bild“-Zeitung, die sogar Bundespräsidenten gefährlich werden kann.

Will man sich ein halbwegs vollständiges Bild über diesen Axel Springer machen und in Erinnerung rufen, wer dieser Mann eigentlich war, sollte man unter den aus gegebenem Anlass dieser Tage erschienenen Büchern gleich drei lesen. Sie fallen denkbar unterschiedlich aus, ergänzen sich aber fabelhaft. Was dem einen fehlt, ist Thema des anderen. Wobei das eine im Grunde genommen ein eher oberflächliches Buch ist, das andere eine tiefgründige Wirtschaftsgeschichte und das dritte ein echter Krimi, ein Kampf um das tatsächliche Erbe, geschrieben von Axel Sven Springer, dem Enkel des Verlegers.

Für den Etikettenschwindel ist Tilman Jens mit seinem Buch „Axel Cäsar Springer“ zuständig. Denn dieses handelt weniger von der Person denn von der Projektionsfläche. Geht es um den Menschen und dessen Motivation, verlässt sich Jens auf Michael Jürgs und Hans-Peter Schwarz, die bislang die profundesten Springer-Biographien veröffentlicht haben. Jens' Leistung besteht darin, Recherchen, die er im weiteren Sinne zu Springer, dem Phänomen und dem Konzern, in den letzten Jahren unternommen hat, zusammenzufügen. Da taucht dann etwa die Geschichte der Chefssekretärin Rosie K. auf, die Springer jahrzehntelang für die Stasi bespitzelte.

Durch das Konvolut, das der Verlag vor zwei Jahren ins Netz gestellt hat, um das 1968 angeklündigt, aber nie stattgehabte und dann 2009 abermals gescheiterte „Springer-Tribunal“ vorzubereiten, hat sich Jens auch gelesen. Es dient ihm zur Überprüfung alter Vorurteile und führt ihn – wie auch der Rückblick auf Heinrich Bölls „Verlorene Ehre der Katharina Blum“ und Günter Wallraffs „Undiscover-Recherche bei „Bild“ („Der Aufmacher“) zu der nicht eben revolutionären, aber sympathischen Erkenntnis, dass das alte Schwarzweißdenken, in dem die Linke und die Achtsundsechziger und Springer symbiotisch miteinander verflochten waren, nicht mehr gerecht wird. Axel Springer schon gar nicht.

Warum eigentlich nicht, wenn es das Personal der Zeitschichte zu begutachten gilt, die Alternative so oft: Hassfigur oder Ikone?“, fragt Jens. „Warum fällt ein bescheidenes Ecce Homo so schwer? Seht her: ein Mensch mit Licht und Schatten. Eben hier gewinnt das zum Kulturgut gewordene Feindbild Springers exemplarischen Charakter. Es zeigt eine, wie ich denke, recht deutsche Schwierigkeit: ambivalente Charaktere auch als solche zu ertragen.“

Die zwei Testamente

So formuliert es kommt, beim bei der Gelegenheit allerdings auch auf Erwin Rommel und Hartmut von Hentig zu sprechen, was zeigt, woran man hier ist: bei einem kulturkritischen Essay, den man lieber läse, wenn Jens nicht immer mit rhetorischem Völlgas unterwegs wäre und sich die eine oder andere Verallgemeinerung sparte, vor allem aber das Schlusskapitel, in dem er die großen Antipoden Axel Springer und den Studentenführer Rudi Dutschke im Himmel aufeinander treffen und – in der Freude über die nach ihren Lebzeiten errungene deutsche Einheit – Gemeinsamkeiten finden lässt.

Derlei Überschwang ist Tim von Arnim fremd. Er schreibt so sachlich und langweilig, wie es der Titel verheißt: „Und dann werde ich das größte Zeitungshaus Europas bauen. Der Unternehmer Axel Springer“. Um den Unternehmer geht es und um sonst niemanden, also um eine Seite dieser schillernden Figur, die von Arnim jedoch mit einer Detailfülle und Akribie zu beschreiben weiß wie niemand vor ihm. Man merkt, dass es unbeschränkter Zugang zum Unternehmensarchiv hatte, aber man merkt leider auch, dass sein Buch zunächst eine Dissertationsschrift war, der wissenschaftliche Apparat ist beeindruckend.

Für von Arnim besticht Axel Springer vor allem durch das, was Rudolf Augstein „schäferisches Ingenium“ nannte. In Wirtschaftssprache heißt das „Innovationsfähigkeit“, unter Journalisten würde man sagen: Blattmachergespür. Mit diesem prägte Springer Ende der vierziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts zunächst das „Hamburger Abendblatt“, das sich nicht nur um lokale Themen bemühte, sondern fragte, was die Menschen bewegt, was sie denken und fühlen. Und schließlich erfand Springer die „Bild“, das Human-Interest-Blatt schlechthin, das angelastische Vorbilder in bild- und also emotionsmächtiger Gestaltung noch übertraf. Hinzu kam Springers Führungstil – er



Umstritten, bewundert: Der Verleger Axel Cäsar Springer (1912 bis 1985) in einer Aufnahme aus dem Jahr 1966

Abb. aus dem bespr. Band

gab seinen Mitarbeitern Freiräume und Verantwortung, förderte Talent, setzte auf Dezentralisierung und seine „Netzwerkkompetenz“. Will heißen: Springers Drähte reichten überall hin, so gelang es ihm, „Informationen mit wirtschaftlichem Nutzen zu synthetisieren“. Axel Springer, so von Arnims Fazit, ähnele Joseph Schumpeters Idealfigur des dynamischen Unternehmers. Allein die Dominanz der politischen Zielsetzungen habe Springers Erfolg schließlich beeinträchtigt.

Das Buch zur Figur und zur Stunde aber hat Axel Sven Springer geschrieben, der Enkel, der im Herbst 1985, im Alter von neunzehn Jahren, auf einen Großteil des Erbes seines „Granddaddys“ verzichtete – er bekam fünf Prozent Anteile am Konzern anstelle der zuvor testamentarisch verfügten fünfundzwanzig. Seit her hadert er mit seinem damaligen Schritt. Zwanzig Jahre später suchte er das Werk des Testamentsvollstreckers Bernhard Servatius (Spitzname „Serva“) anzufechten, scheiterte damit aber endgültig 2008 vor dem Hanseatischen Oberlandesgericht und 2009 vor dem Bundesgerichtshof. Es ging um ein Testament, das ausgefertigt nicht vorlag. Das ursprünglich angefertigte hielt fest, dass Springers letzte Frau Friede fünfzig Prozent der Anteile bekomme, die andere Hälfte geht an Kinder und Enkel. Das „neue Testament“ aber bestimmte, dass Friede Springer siebenzig Prozent bekam. Nur so sollte sie in den kommenden Jahren in der Lage sein, das Ruder zu übernehmen und die Übernahmeverusche Dritter – etwa des Medienunternehmers Leo Kirch – abzuwenden.

Für den Jungen von damals aber ist die Geschichte auch mit der Niederlage vor dem Bundesgerichtshof nicht beendet. „Wenn sehr vertraute Personen einen neunzehnjährigen, jungen Mann auffor-



Axel Sven Springer:
„Das neue Testament“. Mein Großvater Axel Springer, Friede, ich und der Strippenzieher. Die wahre Geschichte einer Erbschaft.
Verlage Hoffmanns & Tokemitt, Hamburg 2012. 288 S., geb., 19,95 €.



Tilman Jens:
„Axel Cäsar Springer“. Ein deutsches Feindbild.
Herder Verlag, Freiburg 2012. 180 S., Abb., geb., 16,99 €.



Tim von Arnim:
„Und dann werde ich das größte Zeitungshaus Europas bauen“. Der Unternehmer Axel Springer.
Campus Verlag, Frankfurt a. M. 2012. 410 S., Abb., geb., 34,90 €.

dern, er solle etwas im Sinne eines geliebten, gerade gestorbenen Verwandten tun, dann tut er das. Ich habe es getan. Und das war ein Fehler. Nicht etwa, weil ich etwas abgegeben habe, sondern weil mir damals eine nicht vollständige Geschichte erzählt wurde. Auch wenn die Gerichte



Axel Springer (Mitte) beim Machen des „Hamburger Abendblatts“, 1948 Foto Axel Springer AG

sich nicht durchdringen konnten, meinen Argumenten zu folgen: Ich fühlte und fühle mich getäuscht.“

Das kann man umso mehr verstehen, wenn man um die Vorgeschichte weiß: Am 22. September 1985 verstarb Axel Springer. Im Januar des Jahres war sein Enkel Axel Sven aus einem Internat in der Schweiz entführt worden. Achtundsechzig Stunden lang hatte er sich in der Hand der Entführer befunden, die später gefasst und – zum Teil waren es ehemalige Schüler ebenjenes Lyzeums – zu milden Haftstrafen verurteilt wurden. Zuvor hatte die Presse sogar noch bezweifelt, dass Axel Springer III. wirklich entführt worden war; ein unrühmliches Kapitel der Pressegeschichte für viele Blätter, diese Zeitung inbegriffen und auch den „Spiegel“, dem Axel Sven Springer jetzt gerade eines seiner ganz seltenen Interviews gab.

Firmen- als Familiengeschichte

Fünf Jahre zuvor wiederum, im Januar 1980, hatte sich Axel Svens Vater, auch er ein Axel Springer, der unter dem Namen Sven Simon als Fotograf und Agenturgründer Karriere machte, das Leben genommen. Den Verleger stürzte dies in eine tiefe Depression und band ihn, folgt man den Schilderungen Axel Sven Springers, eng an den Enkel. Was er als Vater versäumt hatte, so scheint es, suchte Springer senior als Großvater wiedergutzumachen.

Der zum Teil anrührende Briefwechsel jedenfalls, an dem Axel Sven Springer seine Leser teilhaben lässt, spricht dafür. Und gewährt zugleich einen Einblick in die Psyche, spiegelt all das, was man bei Jürgs und vor allem Schwarz über Springer schon lesen konnte: Rastlosigkeit, Selbstüberschätzung, Religiosität, innere Zerrissenheit. Man glaubt, diesen Springer, dessen Leben und Wirken den äußeren Daten nach in allen Facetten schon ausgebreitet worden ist, näher kennenzulernen. Und kann sich auch eine Vorstellung ganz machen, wie es in diesem ganz speziellen Zeitungskonzern zugeht.

Das „Ecce Homo“, das Jens sich wünscht, macht Axel Sven Springer möglich. Und obwohl seine Erinnerungen eine Abrechnung mit dem Testamentsvollstrecker Servatius und – in zweiter Linie – mit Friede Springer sind, gelingt es Springer III., einen Ton anzuschlagen, der nicht verbittert und auch nicht von Rache getrieben ist. Gleichwohl passt dieses Buch selbstverständlich ganz und gar nicht in die Springer-Geschichte, an welcher man im Konzern gerade schreibt. „Die Gerichte haben entschieden, die Anwälte brauchen wir hier nicht mehr. Möglicherweise ist nun wieder Raum, um aufeinander zuzugehen.“ Das sei man der Axel Springer AG schuldig, vor allem aber seinem Großvater, schreibt der heute sechsendwrig Jahre alte Axel Sven Springer. Er wird wohl ein frommer Wunsch bleiben. Zum großen Erinnerungsakt heute in Berlin sei er eingeladen. Und es habe ihm auch noch niemand abgesagt, verriet er im „Spiegel“.

MICHAEL HANFELD

Lust auf den Abbau

Wie die Stadt Köln ihre Oper aufs Spiel setzt

Als wäre es nicht dem Einsturz des Historischen Archims, nicht schon gebührend genug, steuert die Stadt Köln auch den nächsten Scherbenhaufen zu. In einem an Sozialigkeit, Kurzsichtigkeit und Unfähigkeit kaum zu überbietenden Gerangel ist sie seit Monaten dabei, den Fortbestand ihrer Oper aufs Spiel zu setzen. Die Spielplan-Konferenz in der letzten Woche geht zur Farce. Eine Stunde vor dem Termin hatte den Intendanten Uwe Eric Laufenberg ein Brief von Kulturdezernent Georg Quaden erreicht: „In jedem Fall“, so heißt es darin, „weiss ich Sie an, heute nur das anzukündigen, was mit dem jetzt genehmigten Zuschuss zusätzlich der zu erzielenden Einnahmen realisiert werden kann.“

„Laufenberg hielt sich zunächst daran. Eine einzige Produktion sei finanziell und auch vertraglich gesichert: „Die Macht des Schicksals“ von Giuseppe Verdi werde am 16. September im Musikalischen hinter dem Hauptbahnhof, das als Aufschwüchlerquartier angemietet und dann Oper auf dem Theater sein würde, Premiere haben. Die Theaterleiter Positionen nannte er dann unter Vorbehalt: „Ich erzähle, was geplant war, die Anwälte schreiben ja mit.“ Schon drei Tage zuvor hatte Laufenberg, erschaffen von dem unwürdigen Hin und Her und vielleicht auch, um den Entscheidungsdruck auf die Stadt zu erhöhen, die einvernehmliche Auflösung („ohne Bedingungen“) seines bis 2016 gültigen Vertrags zum Sommer 2013 angekündigt. „Ich habe mich nicht getraut, ihm das zu sagen“, sagt Laufenberg. Doch hat es sich bis heute nicht geschafft, ihm das entsprechende Schriftstück auch zuzustellen.

Ein Ende im Chaos, nachdem es lange nach einem Chaos ohne Ende ausgesehen hatte? Das Ende jedenfalls eines kleinteiligen Gezänks um Geld, mit dem sich Verwaltung und Politik von ihrem mit dem Engagement von Laufenberg ausdrücklich bekundeten Anspruch, wieder ein künstlerisch tonangebendes, über das Rheinland hinausstrahlendes Musiktheater aufbauen zu wollen, *peu à peu* verschieden haben, das Ende auch unserer Finanzierungspläne, die in dem Vorschlag gipfelten, die Oper solle selbst einen Kredit aufnehmen, und das, obwohl alle Beteiligten wussten, das sie ihn nie würde zurückzahlen können.

Denn das Haus ist unterfinanziert, wie stark, das hat der Intendant immer wieder betont und zuletzt noch einmal deutlich dargelegt: Auf 49 Millionen Euro belief sich der Zuschuss für die Theateroper, und das ist ein sehr niedriger Prozentsatz, wenn sie im Vergleich mit neunundzwanzig zu neunzig, die Million kosten die Tanzspiegle, die vier Millionen Euro mehr, die er für die Oper fordert, brächten keine realen Zuwächse: Um 860 000 Euro sei der Zuschuss im September 2011 gekürzt worden, und das sei ein Verlust für die Jahre 2010 und 2011 beträge 360 000, der Mehrbedarf für Bühnenservice 500 000, die Kostensteigerung beim Güzricher-Orchester 400 000 Euro, und rund zwei Millionen Euro „sind vor meiner Zeit von der Oper gefordert worden, die ich nicht gebraucht, gewandert“. Mit dem genehmigten Etat, der am Abend der Spielplan-Konferenz per Dringlichkeitsentscheidung um zwei Millionen Euro erhöht wurde, könne Köln in Vergleich mit den Opernhäusern konkurrierender (und kleinerer) Städte stehen. Und das ist ein Problem: Singetater etwa sei nur halb so hoch wie in Stuttgart, Frankfurt oder Düsseldorf.

Vor allem aber bedeutet Laufenburgs vorzeitiger Abschied das Ende einer insgesamt erfolgreichen und sehenswerten Arbeit. Die Kölner Oper hat er, seit er sie 2009 übernahm, reanimiert und zu einer überregional wieder beachteten Adresse gemacht, die Auslastung unter künstlerisch wie organisatorisch schwierigen Voraussetzungen auf neunzig Prozent gesteigert. Denn der Riphahn-Bau muss saniert werden und das Ensemble drei Jahre lang auf acht Außenspielstätten ausweichen. Laufenburg hatte diese Herausforderung angenommen und ein Interim geplant, das daraus das Beste zu machen versprach.

Und jetzt? Wer will die Oper in dieser Situation übernehmen, wer kann sie retten? Für das Baubüroverwaltung, die Museum und das Theater sind die Konsequenzen schwer zu ziehen wie beim Rautenstrauch-Festspielhaus, den Forstbestand des Musiktheaters gefährdet? Kölns Oper steht am Abgrund, mit Laufenberg geht nicht einfach aus. Die Stadt hat sich für die Zukunft der Aufbaubarkeit vernichtet, künstlerisches Kapital wird verbrannt. Wegwerfmentalität! Köln droht die nächste kulturpolitische Blamage. Die Stadt beweist wieder, dass sie nicht in der Lage ist, die Aufgaben, die sich für sie engagieren und einen eigenen Kopf haben, auf Dauer überfordert. Klüngelkompatibilität zählt hier mehr als Kompetenz. Als es darum nicht gehen wollte, hat die Stadtverwaltung die Opernschauspielintendantin Karin Beier zu halten, wurde nicht einmal der kleine Finger gekrümmt, der geringelnde Baudezernent Bernd Streibberger wird an die Spitze einer neuen Operngesellschaft ernannt, der Operintendant verrazt.

Laufenberg ist ehrgeizig, anspruchsvoll, fordernd und nicht eben ein begnadeter Diplomat. Aber das muss er auch nicht sein. Was zählt, ist auf dem Platz, also auf der Bühne. Die Kölner Oper gehört nicht den Parteien, sie gehört dem Gemeinwesen. Den Abbruch des Schauspielhauses haben die Bürger gegen Politik und Verwaltung verhindert, jetzt muss es darum gehen, diesen zweiten Abbruch abzuwenden. ANDREAS ROSSMANN

Lage und Lager von Stalins Sklaven

Brutaler Krieg gegen das eigene Volk: Die Deportation auf diesen Archipel konnte jeden treffen, sie hat Millionen Menschen das Leben gekostet. Schloss Neuhardenberg zeigt die erste GULag-Ausstellung.

Als Maxim Gorki 1929 auf die Solowki-Inseln im nördlichen Barents Meer reiste, um sich von den GPU-Führern die „erneuerte Kraft der Haftlingsarbeit“ vorführen zu lassen, war ihm das Grauen dieses Konzentrationslagers in der Arktis, das unter den besten Bedingungen der Kälte wurde mit bloßen Händen gegraben, außer Spitzhacken und Schubarken gab es kein Werkzeug – nicht bemerkbar. Statt dessen schrieb er eine Lobeshymne auf die sieben dort vollziehende „Geburt des neuen Menschen“. Einer britischen Untersuchen-Kommission, die 1932 nach Solowki in Karelen die Unterwerfung hungernder Arbeitssklaven als Befreiungstat, als Revolution der Umerziehung durch Arbeit vorgeführt. Man hatte die elendenden Lagerhäftlinge und sogenannten Sondersiedler in die kareliischen Wälder getrieben und in den Beschauern aus dem Westen und den Besessenen aus Bataan vorgeführt, die man nur zu diesem Zweck herbeigeschafft hatte.

Die Welt außerhalb dieser Laboratorien der Gewalt, vulgo der Westen, ignorierte das ungeheuerliche Menschenexperiment weitgehend. Vor allem nach Hitlers Machtergreifung und mit Kriegsbeginn legte sich endgültig bleierne Schweigen über den Terror Stalins gegen das eigene Volk. Auch nach dem Krieg fanden erste Publikationen zum sowjetischen Lagersystem kaum Beachtung. Die Entspannungspolitik später hatte den gleichen Effekt. Erst mit Solschenizyn und dann der Perestrojka begann sich langsam etwas zu ändern, drinnen wie draußen.

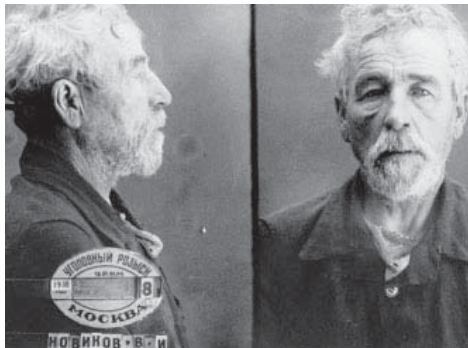
In Moskau wurde 1988 „Memorial“ gegründet; die Gesellschaft, eine Bürgerinitiative, sammelt seitdem die Zeugnisse, die Millionen Opfer der Stalainzeit hinterließen. Inzwischen profitiert davon auch die Geschichtswissenschaft. Neben Forschungen zur Dissidentenbewegung hat Memorial auch vierhunderttausend persönliche Briefe, Dokumente und Erinnerungen archiviert, die an das Schicksal der Menschen erinnern, die während des Krieges in Nazideutschland als KZ-Häftlinge oder Zwangsarbeiter waren und nach ihrer Heimkehr als „Verräter“ Opfer stalinistischer Verfolgungen wurden.

Gemeinsam mit der Stiftung Schloss Neuhausenberg und der Buchwald-Stiftung hat Memorial Moskau jetzt eine erste Ausstellung gewagt, die den Archipelago der Gulag-Lager, die Verbrechen, die Terror und seine Folgen darzustellen versucht. Ein solches Unterfangen, das die sonst auf Vorbildlichkeit bedachte deutsche Gedenkpolitik bisher gescheut hat. Für dieses, das Projekt, die Herrschaft übernehmen, der immer wieder mahnte, die sowjetischen Menschenheitsverbrechen, vor allem „die Erfahrung des Gulag, in unser kollektives europäisches Gedächtnis“ einzufügen, hat Memorial Moskau die Unterstützung der Einheit Europas ernsthaft begehrt. In Neuhausenberg und bei Memorial hatte er für dieses Anliegen längst begeisterte und dankbare Partner gefunden, die Buchwald-Stiftung ist zudem eine der besten europäischen Quellen für komplexen historischen Themen.

Trotzdem wird gleich in der Einleitung des informativen Ausstellungskatalogs gemahnt, hier gehe es nicht darum, „mit



Wieder mal ein „Tag des Rekords“: Tor zum Lager auf den Solowezki-Inseln, dem Prototyp des Gulag (1932) Fotos Sammlung Memoria



Was vom Menschen im Lager bleibt: erkennungsdienstliche Maßnahmen

dem Finger auf andere zu weisen“, oder gar um „deutsche Schuldabweisung und Relativierung der nationalsozialistischen Verbrechen“ – was nur noch einmal zeigt, wie befreiend die Hindernisse diese lange vernachlässigte Aufklärung vor allem in Deutschland zu überwinden hat. Die unterstellte Geschichtsvergessenheit jedenfalls verrät viel über eine immer noch existierende Distanz zu dieser Menschheitskatastrophe, die zu überwinden Semprins Vermächtnis bleibt.

Der erste Beschluss sowjetrussischer Volkskommissare, Klassenfeinde entweder zu erschließen oder in Konzentrationslager zu deportieren, wurde im September 1918 erlassen, mitten im Bürgerkrieg. Parallel entstanden erste Zwangsarbeitslager für Straftäter, doch die Grenzen zwischen dem einen und dem anderen verschwammen nur allzu oft, wie der Historiker Nicolas Werth in seinem aus gezeichneten Katalog-Essay schreibt.

Der „Rote Terror“ – eine bolschewistische Selbstbeschreibung – der frühen Jahre wurde abgelöst vom nächsten, bis zum

Die Rätsel der tiefen Wasser

Drei Paare, drei Dunkelheiten, neun Uhr abends: Stephan Kimmig inszeniert im Wiener Akademietheater „Wastwater“ von Simon Stephens

WIEN, 1. Mai
Auf der Suche nach einer abgängigen
Französin entdeckte ein Taucher 1984 zu-
fälligerweise den durch Adipocire (auch Leichen-
lipid oder Leichenwachs genannt) fast
vollständig erhaltenen Körper von Marga-
ret Hogg in West Water, dem tiefsten See
des Lake District in Cumbria, Nordeng-
land. Acht Jahre lag sie da schon im Was-
ser, der Mörder, ihr Ehemann, hatte sie
nach einem Streit erwürgt und im geheim-
nisvollen See versenkt.

Vor knapp einem Jahr, am 14. Mai 2011, war die Uraufführungsfassung von Simon Stephens' kaum minder mysteriösem Stück „Wastwater“ des Royal Court Theatre, Liverpool, in der Inszenierung von Katie Mitchell bei den Wiener Festwochen zu Gast. Die deutschsprachige Erstaufführung unter Dieter Giesing hat

das Kölner Schauspiel (F.A.Z. vom 10. April) Wien weggeschnappt, aber keine drei Wochen später zieht das Akademietheater hier nach. Protzten die Gäste aus Liverpool mit überbordendem Bühnenbild, naturalistisch vollgestopft mit allerlei Krimskrams und kaum benutzten Requisiten, lässt der Regisseur Stephan Kimmig in Wien auf Sparflamme kochen. Seine Bühnenbildnerin Anne Ehrlich räumt bis auf zwei Backsteinfliesen und

ein bisschen Schmutz und Wasserlachen
die Szene völlig leer und damit den Bezie-
hungen in den drei Bildern des Stücks viel
Platz ein.

Jeweils zwei Personen beobachtet man dabei, zuerst die ältere Frieda und den jüngeren Harry im Voraus ihres Bauernhauses. Das Haus, das ganze Dorf, soll bald eine weiteren Landebahn für den nahe gelegenen Flughafen bekommen. Frieda und Harry will heute noch wegfliegen, nach Kanada, irgendeine Ausbildung oder einen Job wartet dort auf ihn. Für Frieda ist es nicht der erste Abschied, einige Pflegeniker hat sie schon gesehen, bis auf einmal. Sie hört sie von keinem mehr. Viel ist vorher wohl bereits geredet worden, jetzt ist es nur noch der Bus zum Flughafen. Sie zärtlich schüchtern. Gesten haben Daniel Sträßer erkennen, dass doch auch viel Liebe zwischen Harry und Frieda schwebt. Nervös, die Socken hat er anzuziehen vergessen, im räumigen schlammigen Pullover und stehend auf seinem Mobiltelefon herumtippend, zupft er der Frieda der Elisabeth orth, burschikos und resolut wirkend, ein Haar von den Schultern. Frieda ist ein bisschen ungeduldig, muss sie sich setzen, weil still ein paar, Tränen. Kein großer Abschied, ein

bisschen Geld noch zugesteckt, „Ich rufe morgen gleich an, wenn ich das mit dem Zeitunterschied raus habe“, Ansatz einer Umarmung. Dunkel.

Es ist neun Uhr abends im Hotel beim Flughafen, Mark und Lisa, beide verheiratet, aber nicht miteinander, haben sich zum Sex verabredet. Es wird aber kompliziert, statt der Körper entblößen sie sich gegenseitig, während Lisa, die als Kunstlehrerin arbeitet, ihren Mann, den sie seit Jahren nicht mehr malen konnte, weil sein bester Schüler, Gavin, betrunken bei einem Autounfall ums Leben kam. Diese Geschichte teilt er bereits von Gavin her. Er war mit Gavin im Flugzeug überleben, während Lisa, die auch eine Kunstlehrerin ist, berichtet von ihren Erfahrungen mit Jankie und Amateurpornodarstellern wie Kinnin. Ob die beiden zusammenkommen können? Sie hätte es gern ein bisschen härter, er ohrfreist sie ein bisschen, dann dreht sie noch den Fernseher auf, damit ihnen das Pornokino, bevor man meh-

Neun Uhr abends, ein verlassenes Lagerhaus in Flughafennähe, Sian hat Jonathan herziert, hat er denn das Geld mit? Ja, draußen, in einer Reisetasche im Wa-



Wird da was draus? Andrea Clausen mit
Peter Knaack in „Wastwater“ Foto Reuter

brutalen Hungerkrieg gegen die Bauern, dem mehr als sechs Millionen Menschen zum Opfer fielen. Die sadistische Willkür der Tscheka wurde schließlich von einem Strafsystem mit Vorschriften für die Sklavenarbeit ersetzt, das 1929 in jene Strafrechtsreform mündete, die den GULag hervorbrachte, wie wir ihn aus Alexander Soltschenizyns „Archipel GULag“ kennen.

Jörg Babrowsky bezeichnet in seinem Buch „Verbrannte Erde“ die Kollektivierung und die damit einhergehende Deportation von Millionen Menschen als Genozid. Er beschreibt die Verbrechen, die auftraten, als die Sowjetunion nach dem Aufbruch zur massenhaften Sklavengüter, der jedermann jederzeit zum Opfer fallen konnte – Kinder, Greise, Männer, Frauen aller sozialen Schichten – und die in immer neuen Wellen Millionen Menschen hinführen vollstündig entrechtete. Er war ein Kriegsverbrechen, das die Menschheit nie vergessen darf. Die Verbrechen, die in der Zeit dauerte und von dem sich die russische Gesellschaft immer noch nicht erholen hat, weil er Zivilität, Vertrauen, Mitgefühl zerstörte, das Land verwüstete und die Gesellschaft spaltete – in jene, die sich erinnern und die anderen, die das Vergessen heiligt.

Die Zwangsarbeiter des GULag wurden geopfert für ökonomisch oft sinnlose gigantische Aufbauprojekte (allein am letztlich kaum beschreibbaren Weißmerikanal kamen wahrscheinlich 250000 Zwangsarbeiter ums Leben), für die großen Kanäle und Eisenbahnlinien, die Goldminen von Kolyma oder die Industrialisierung. Das Lagersystem kollabierte schließlich in den fünfziger Jahren, weil es ineffektiv war und enorme Summen verschlang. In der Hochzeit des GULag, von 1929 bis zum halberhitzten Entlastnisierung, waren etwa zwanzig Millionen Menschen in KZs oder Lagergezwungen. Die Zahl der Todesopfer ist unbekannt, weil viele Zeugen starben schon während der Deportation starben und viele Archive verloren sind.

Auf vierhundert Quadratmetern eine so komplexe Geschichte darstellen zu wollen ist ein Wagnis. Die Kuratoren haben sich darum auf den Zeitraum bis 1956 beschränkt und den historischen Kontext – Revolution, Bürgerkrieg, Planwirtschaft – in einer ersten Ausstellungsebene, die ersten Schauprozesse gegen „Völksschädlinge“, die Anfänge des Lagersystems – gut gegliedert und bebildert in knappen Kapiteln der Schau als Prolog vorangestellt. Dann fällt der Blick auf die riesige Landkarte der DDR, die über den riesigen Püschchen, die immer markierter, an den Wänden der Ausstellungshalle entlang ziehen sich graue Depotschranken der Sammlung Memorial. Mit Biographien der Opfer, aber auch einiger Täter; sie enthalten das, was das Schicksal der Opfer bestimmt hat: die Herkunft, Lagerkunst, Dokumente, Habseligkeiten der Häftlinge, Fotografien – von Hungertoten auf öffentlichen Straßen, von Kindern des Lagers Stalino oder von grotesk riesigen Lagerorten, geschmückt mit Stalintafeln wie „Arbeit in der UdSSR – das ist der Weg zum Glück“, „Arbeit macht den Tagfröhlich und das Heldentum, das Tatkraft und das Heldentum“.

In einer Kamera werden zu Filmsequenzen einzelne Häftlingsbiographien verlesen. Persönliches, Haftgrund, sofern es einen gab, Höhe der Strafe und dergleichen. Es ist eine kühle, streng dokumentarische Ausstellung, die sensiblen will, aber auf emotionale Überwältigung verzichtet. Nur wer sich einlässt auf das Schrecken hinter den Bildern und die Unmenschlichkeit der Verurteilungen, was geschah. Die GULag-Ausstellung im Schloss Neuhausen ist die erste in Deutschland überhaupt. Sie ist verdienstvoll, aber sie zeigt auch deutlich: Dieses Thema braucht einen größeren Raum und einen zentralen Ort wie den Berliner Gropius-Bau oder das Haus der Geschichte in Bonn. Vieles, was in Neuhausen nur zitiert werden kann, muss der Ausführenden überlassen werden und um den Opfern gerecht zu werden. REGINA MÖNCH

„GULag. Spuren und Zeugnisse 1929–1956“: bis 24. Juni (ab 20. August in Weimar), Schinkelplatz Schloss Neuhausen, außer montags 11 bis 19 Uhr; der Katalog kostet 14,90 Euro.

ater* von Simon Stephens

Das Ensemble bewahrt in der erstaunlich sanften Führung durch Kimmig die Geheimnisse der drei jeweils nur durch ganz kurze Sätze oder gar nur einen Namen verbundenen Szenen. Die kleinen Schwachstellen im Mittelteil hat man, als die große Uhr im Bühnenhintergrund zum dritten Male auf halb zehn vorge-rückt ist, vergessen. MARTIN LHOTZKY

Aufforderung zum Tanz

Englands großer Gesellschaftsromancier ist zu entdecken: Die deutsche Anthony Powell Gesellschaft stellt sich vor

Ein Wettlauf ist eröffnet. Ein Wettlauf zwischen zwei Vorlesern und einem Übersetzer. Das Verhältnis klingt unfair, aber glücklicherweise lesen ja zwei Menschen nicht doppelt so schnell vor wie einer. Und wenn sie es zudem wie Heidrun Grote und Charles Ripley tun, nämlich herrlich prononciert und immer wieder unter verbalen Einsatz all ihrer schauspielerischen Mittel, dann ist das Tempo noch etwas gedrosselt, weil die Dialoge dem Leben abgelauscht sind – und das Leben im England des Anthony Powell läuft nicht hektisch ab.

Aber sehr skurril und genauestens beobachtet, und das machte die Auftaktveranstaltung der deutschen Anthony Powell Gesellschaft (APG) im Kölner Literaturhaus zu einem reinen Sprach- und Hörvergnügen. Man mag ja jede neue literarische Gesellschaft erfreut begrüßen, aber die von den Powell-Enthusiasten Theo Langheid und Henner Löffler begründete ist schon deshalb überfällig gewesen, weil ihr Gegenstand, der Schriftsteller Anthony Powell (1905 bis 2000), zwar zu den größten seiner Zeit in England, aber in Deutschland noch zu den wenigsten bekannten zählt. Dabei hat Powell mit insgesamt neunzehn Romanen, von denen allein zwölf auf sein Hauptwerk, den Zyklus „A Dance to the Music of Time“, entfallen, ein Panoramabild des zwanzigsten Jahrhunderts in Großbritannien geschaffen. Und da sich in diesem Jahrhundert die Deutschen kräftig in die britische Sphäre einmischen, sind seine Stoffe nicht nur für hiesige Angophile von höchstem Interesse.

Vor allem aber sind sie es für die Liebhaber eines Stils, der auf grandiose Weise eine musikalisch rhythmisierte Sprache mit scharfzungenem Ton und trockenem Witz vereint. Powells Figuren, das zeigten die von Heidrun Grote und Charles Ripley dialogisch gelesenen Passagen aus „A Dance to the Music of Time“, bieten das Großartigste, was Literatur zu leisten vermag: Humor, der mit präzisester psychologischer Charakterisierung einhergeht. Beginnend im Jahr 1921, erzählt der nach fünfund-

zwanzigjähriger Arbeit 1975 abgeschlossene Romanzyklus von der Rivalität zwischen Nicholas Jenkins und Kenneth Widmerpool, die sich als Schüler in Eton kennenlernen und dann ihr Leben lang in beruflicher, amouröser und ästhetischer Konkurrenz miteinander verbunden bleiben. Dreitausend Seiten im englischen Original stellen allein schon genug Material für die geplanten Aktivitäten der APG, die sich die Forschung über und die Verbreitung von Anthony Powells Werk zum Ziel gesetzt hat.

Es gibt nur ein Problem: Übersetzungen dieses Werks fehlen. Drei Anläufe verschiedener Verlage, zumindest „A Dance to the Music of Time“ ins Deutsche zu bringen, scheiterten vorzeitig. Vom 11. September an aber sollen Heidrun Grote und Charles Ripley in der Lengfeld'schen Buchhandlung in Köln (die mit aufwendigen Leseveranstaltungen Erfahrung hat, seit sie über Jahre hinweg die ganze „Suche nach der verlorenen Zeit“ von Marcel Proust vorlesen ließ) den kompletten „Dance“ in monatlichen Veranstaltungen vortragen. Und deshalb begannen nun nicht nur die Aktivitäten der APG, sondern eben auch der genannte Wettlauf. Was im Literaturhaus auf Deutsch vorgetragen wurde – Ripley bot auch einige englische Passagen –, das war alles eigens neu von Henner Löffler übersetzt worden. Und der will auch weiterhin für den nötigen Vorlesestoff sorgen, also jeden Monat etwa dreißig Seiten Powell übersetzen, was sich im Falle von „A Dance to the Music of Time“ auf mehr als acht Jahre Arbeitszeit addieren wird. So lange ist denn auch der Leseszyklus angesetzt. Anstrengend, aber das ist die Sache wert.

Unter den noch raren deutschen Powell-Kennern befindet sich aber auch Joachim Kalka, der bereits seine Bereitschaft bekundet hat, am Übersetzen teilzunehmen. Nur bekämen wir dann einen deutschen Powell aus zwei Federn. Auf den mit zwei Zungen vorgetragen indes darf man sich bereits jetzt freuen und von September an den jeweils ersten Dienstagabend eines jeden Monats acht Jahre lang freilisten. ANDREAS PLATTHAUS

Wohin das Horn uns ruft

Hier gilt's der Kunst: Die Wittener Tage für neue Kammermusik kämpfen überzeugend um ihr Überleben.

Auch Stille Musik kann mit einem Paukenschlag beginnen. Wenige Tage nur vor Eröffnung der traditionsreichen Wittener Tage für neue Kammermusik erreichte die Stadt der Ukas der regierungsmitteln Finanzaufricht: Kein Geld mehr ausgegeben! Witten ist pleite, wie viele andere Städte des Ruhrgebiets auch. Die Kammermusiktage absagen? Zwanzig und mehr neue Auftragswerke umsonst einstudiert? Der künstlerische Leiter der Musiktage, Harry Vogt, Redakteur für neue Musik beim Westdeutschen Rundfunk, dem federführenden Mitveranstalter der Wittener Tage, rotierte in der Art eines rasenden Karussells. Er entriß seinem Sender im Vorgriff auf den eigenen Neue-Musik-Etat der nächsten Saison die fehlende Summe: von einer Million? Nein, von knapp fünfzigtausend Euro.

Über die zunehmenden Widrigkeiten, gegen die viele kulturelle Aktivitäten in unserem Kulturland Deutschland derzeit zu kämpfen haben, kann man nur den Kopf schütteln. Aber es scheint so, dass sich allmählich bürgerlicher Widerstand gegen den Kulturabbau formiert: Die zwanzigtusend Unterschriften gegen die Fusionierung der beiden Rundfunkorchestere des SWR in Stuttgart und Baden-Baden/Freiburg sind ein klares Signal. Und auch in Witten versammelten sich Künstler und engagierte Bürger zu einem, nun ja, kammermusikalisch besetzten Protestmarsch.

Das schlagendste Plädoyer für die Kunst aber hält am besten immer die Kunst selbst. Das war auch in Witten wieder so. Keine spektakulären Außenauftritte wie in den vergangenen Jahren mit Dampferfahrten auf der Ruhr, auch keine Trompetensignale von hohen Burgen herab. Kammermusikalische Konzentration, Verinnerlichung, Nachdenken über das Herstellen von Musik, über die Beziehungen zwischen äußeren Phänomenen und deren Verwandlungen in Klang und Musik standen im Mittelpunkt vieler Werke. Und auch die den Kammermusiktagen seit einigen Jahren beigeordnete Tagung der Universität Witten-Herdecke beschäftigte sich in mehreren Vorträgen und Diskussionen mit dem Thema „Musik als Material“.

Dem ruhigen Grundklang des Programms entsprach auch die Wahl für den *composer in residence*: Der Däne Hans Abrahamsen, 1952 in Kopenhagen geboren, war mit einem halben Dutzend seiner Werke präsent. Abrahamsen verlegte nicht seine musikalische Herkunft vom Horn: Fast schon verächtlich romantische Klänge in seinem Ensemblestück „Wald“ rufen Assoziationen an Schumann, Mahler, an Bruckners Vierte und den zweiten „Tristan“-Akt hervor. Aber Abrahamsens Qualitäten als Komponist liegen in der Verarbeitung des inspirierten Materials. Sensibel eingefügte formale und strukturelle Elemente rücken die Musik in eine künstliche Ferne. Romantische Sehnsucht? Das auch, aber sublimiert durch unsere heutigen Klangerfahrungen.

Das prägte auch Abrahamsens viertes Streichquartett, für das er allerdings schon vor zwanzig Jahren den Auftrag von den Wittener Tagen erhalten hatte, das er aber erst jetzt fertigstellen konnte.



Lauthals: Nicola Gründel führt „Sweetheart, Goodbye!“ vor.

Foto Charlotte Oswald

Eine „ruhige und sanfte Musik“, wie der Komponist selbst sagt, irgendwie „hoch im Himmel gesungen“. Man versteht Abrahamsen besser, wenn man seine dänische Heimat kennt – den hohen hellen Himmel, die schnellen weißen Wolken, das sonnenglitzernde Meer um die vielen grünen Inseln. Abrahamsens Musik entlockte solcher Natur gewissermaßen den Grundklang, der berührt.

Für das renommierte Arditi String Quartet aber schien das Werk wirklich zu ruhig und sanft. Die vier Avantgardisten um Irvine Arditi blühten erst auf, als sie sich mit den vier Kollegen des amerikanischen Jack Quartets zu einem großdimensionierten „Okett für Streicher“ verbanden. In Mauro Lanzas Oktett mit dem effektvollen Titel „Der Kampf zwischen Karneval und Fasten“ wird ein geradezu höllisches Breughel-Klang-Schlacht-Bild entworfen, das seine vordergründige Wirkung voll ausspielt. Dieselbe Oktett-Formation fand sich auch wieder in James Clarks „2012-S“ zusammen. Ein Werk, das sich damit begnügt, die formalen Möglichkeiten der ungewöhnlichen Besetzung präzise und phantasievoll auszureizen.

Materialforschung, Quellenbohrungen überall im ungemein informativen Programm. Brigitta Muntendorf griff in „Sweetheart, Goodbye!“ auf ihre Taschenoper über ein Kapitel aus James Joyce's „Ulysses“ zurück. Stimme, Lautsprecher und acht Instrumente zerlegen eine erotische Beziehung auf zwei Bahnen in Klang und Sprache. Hoheexpressiv und hoch virtuos präsentiert, vor allem von der Schauspielerin Nicola Gründel. Zu einem richtigen Festival-Modern gehört immer wieder auch eine Scelsi-Entdeckung, diesmal die „Quattro Incantesimi“ von 1973 für Stimmen, Bläser, Schlagzeug, Klavier und vier verstärkte Ferninstrumente.

Impressionierender Ausklang: „Peter Kien – eine akustische Maske“ von Emmanuel Nunes nach Texten aus Elias Canettis „Blendung“ für Ensemble und Live-Elektronik. Das Collegium Novum Zürich und das SWR-Experimentallstudio erreichten ein erstaunliches Maß an klangerlicher Integrität, wenn auch noch nicht die letzte Perfektion. Emmanuel Nunes ist und bleibt einer der aufregendsten Komponisten unserer Zeit. GERHARD ROHDE

Nüchtern hoffen

Bloch-Preis an Avishai Margalit

Der alle drei Jahre vergebene und mit 10 000 Euro dotierte Ernst-Bloch-Preis der Stadt Ludwigshafen geht 2012 an Avishai Margalit. Die Jury würdigte das Werk des aus Israel stammenden und seit 2006 in Princeton am Institute for Advanced Study arbeitenden politischen Philosophen als Beitrag zu einer „nüchternen Utopie der erreichbaren besten Möglichkeiten einer menschlichen Gesellschaft“. Frühere Preisträger waren etwa Seyla Benhabib, Dan Diner, Ivan Nagl, Eric Hobsbawm und Pierre Bordieu. Die Verleihung des Preises an den im Vorjahr mit dem Dr. Leopold-Lucas-Preis der Universität Tübingen geehrten Margalit wird am 21. September im Ludwigshafener Ernst-Bloch-Zentrum stattfinden. F.A.Z.

Don Quijote dabei

Dritter „Gratis Comic Tag“

Zum dritten Mal findet am 12. Mai in Deutschland, Österreich und der Schweiz der „Gratis Comic Tag“ statt. Nach amerikanischem Vorbild bieten die deutschsprachigen Comicläden Veranstaltungen und Aktionen an, wobei neben Signierstunden und ermäßigten Angeboten vor allem die von zwanzig Verlagen eigens zu diesem Anlass publizierten namengebenden Graticomics im Mittelpunkt stehen. Unter den dreißig Heften finden sich Klassiker wie Donald Duck, die Schlimpfe, die Simpsons, Garfield, Justice League oder Joann Sfar's „Die Katze des Rabbiners“. Und auch Flix ist mit einem Auszug seines Don-Quixote-Comics vertreten, dessen Abdruck in dieser Zeitung dann gerade abgeschlossen sein wird. F.A.Z.

Soliditätskünstler

Zum Tod von Klaus Knuth

Er trug einen berühmten Namen und teilte das Schicksal vieler Söhne großer Väter: in deren Schatten zu stehen. Klaus Knuth, geboren 1935 in Hamburg, war Schauspieler wie sein Vater Gustav Knuth und seine Mutter Gustl Busch, mit denen er 1947 nach Zürich zog und in dortigen Schauspielhaus, das sein Kindergarten und seine Schule in einem war, aufwuchs. Von Statur und Stimme seinem Vater ähnlich, schlug er mehr ins melancholische, verschattete Fach, während Gustav Knuth die derb-sanfte Grottesk komik zelebrierte und damit berüht wurde. Nach dem Schauspielstudium am Max-Reinhardt-Seminar Wien und ersten Engagements am Theater in der Josefstadt (1958/59), dem Düsseldorf Schauspielhaus (1959 bis 1962) und an den Münchner Kammerspielen (1962 bis 1965) kam Klaus Knuth im Jahre 1965 als Ensemblemitglied an das Schauspielhaus Zürich, wo er bis zu seiner Pensionierung im Jahr 2000 wirkte. Hier spielte er unter anderen den Rodrigo in Shakespeares „Othello“ (1965, Regie Leopold Lindtberg), den Andres in Büchners „Woyzeck“ (1972, Regie Friedrich Dürrenmatt) oder den Grafen Applian in Lessings „Emilia Galotti“ (1974, Regie Friedrich Dürrenmatt). 1981 gab er den Donati in der Uraufführung von Thomas Hütlmanns „Grossvater und Halbbruder“ in der Regie von Werner Düggelin und 1987 den Missionar Oskar Rose in Dürrenmatts „Physiker“ (Regie Achim Benning). Klaus Knuth wirkte auch in zahlreichen Kino- und Fernsehproduktionen mit. Jetzt ist er im Alter von sechundsiebzig Jahren in Küsnacht gestorben. F.A.Z.

Buchmenschentum

Preisregen in der Schweiz

Seit es in der Schweiz keine Preisbindung für Bücher mehr gibt, werden laufend neue Preise für Bücher und Schriftsteller ins Leben gerufen. Sie bringen ein bisschen Leben in den Literaturbetrieb. Und weil der Schweizer Buchpreis so erfolgreich ist, zieht auch der Staat nach. Er hat eine Jury ernannt, die im Frühjahr 2013 an den Solothurner Literaturtagen erstmals die neuen Eidgenössischen Literaturpreise vergeben wird. Gerade verliehen wurden die vom Verband der Buchhändler und Verleger gestifteten „Preise des Schweizer Buchhandels“ – auch erst zum dritten Mal. Verlag des Jahres ist Lenos in Basel. Gewürdigt werden seine Verdienste um die Vermittlung von fremdsprachiger Literatur – aus aller Welt und aus der westlichen Schweiz mit Blaise Cendrars, Alice Rivaz, Nicolas Bouvier. Der Verleger Rico Bilger wurde für seine Buchhandlung „Sec52“ ausgezeichnet, er treffe den Nerv des Publikums. Als Vermittler zwischen Buchhandlungen und Bibliotheken, aber auch als engagierter Kämpfer für das Medium und das Lesen wurde Peter Wille von der Stung Bibliomedia Schweiz zum „Buchmensch des Jahres“ gekürt. J.A.

Ehrungstrost

New York für New Yorker Autoren

Pulitzer-Preise haben auch ökonomischen Folgen. Darum müssen seit vergangener Woche unter der Nichtvergabe der Auszeichnung in der Kategorie „Roman“ neben den Herausgebern aller Verleger und Buchhändler leiden. Der New Yorker Bürgermeister Michael R. Bloomberg hat nun versucht, die Stimmung etwas aufzubessern, indem er die N.Y.C. Literary Honors ins nicht nur literarische Leben rief. Nicht jeder preiswürdige Autor darf sich Hoffnung machen. Geehrt werden sollen lebende Schriftsteller, in deren Werk und Leben sich die Stadt New York spiegelt. So finden sich unter den ersten Ehrenträgern Paul Auster, Robert A. Caro, Walter Dean Myers, Marie Perle und die Cartoonistin Roz Chast. Robert Silvers, Mitbegründer und Chefredakteur der „New York Review of Books“, wird für seinen journalistischen Beitrag zum literarischen Leben der Stadt in den edlen Kreis aufgenommen. Und als „literarische Legenden“ bekommen New Yorker Klassiker wie Walt Whitman, Herman Melville, Henry James, Edgar Allan Poe und Edith Wharton nun auch offiziell eine Art städtische Ehrenplakette. J.M.

IN TE DOMINE SPERAVI, NON CONFUNDAR IN AETERNUM

Im festen Glauben an Gott, unseren Herrn, entschlief nach einem erfüllten Leben mein geliebter Mann, unser Vater und Großvater

Prof. Dr. Wolfgang Knigge

* 27. Februar 1920
in Oberammergau

† 28. April 2012
in Göttingen

Bis zum letzten Augenblick war er verehrtes Oberhaupt unserer Familie. Seine fürsorgliche Liebe, Güte und Weisheit werden uns stets Vorbild sein.

In tiefer Liebe und Trauer

Gabriele Knigge von Kap-herr-Lockwitz

Dr. Herbert Knigge

mit Alexander, Julian und Amélie

Thomas Lemke und Frau Amélie, geb. Knigge
mit Richard und Dorothea

Rolf Knigge und Frau Regina, geb. Rolfsmeyer
mit Georg und Louisa

Am Ebhelhof 18, 37075 Göttingen

Der Trauergottesdienst ist am Freitag, dem 4. Mai 2012, um 14.00 Uhr in der Kirche St. Johannis zu Göttingen.

Bestattungshaus Benstem, Rote Straße 32, 37073 Göttingen

Margarete Deutsch

Vorsitzende Richterin am Landesarbeitsgericht i.R.

geboren am 3. Dezember 1919 in Düsseldorf
gab am 26. April 2012
ihre Seele dem Schöpfer zurück.

Ihr Wunsch war es, all' denen Dank zu sagen, die ihr in ihrem Leben Freundschaft, Erfahrung, Freude und Bereicherung geschenkt haben.

Wer ihrer gedenkt, soll es fröhlichen Herzens tun.

Die Angehörigen und Freunde

Die Exequien feiern wir am Freitag, dem 4. Mai 2012, um 9.00 Uhr in der Pfarrkirche St. Adolphus, Kaiserswerther Straße in Düsseldorf.

Anschließend findet die Beerdigung um 12.00 Uhr von der Kapelle des Nordfriedhofes aus statt.

Stellen Sie sich vor, Sie hätten

johan
gutenberg

fördern können.

Unterstützen Sie die Gutenbergs von morgen und andere starke Vordenker: mit einer Spende an den Stifterverband, den großen privaten Förderer von Wissenschaft, Forschung und Bildung in Deutschland. Mehr unter www.stifterverband.info

Stifterverband
für die Deutsche Wissenschaft

Wir bitten um Eingabe

Der MDR schreibt den neuen „Tatort“ aus

Der Mitteldeutsche Rundfunk geht bei der Vergabe seines neuen „Tatorts“ einen anderen Weg als üblich: Das Projekt wird in toto ausgeschrieben. Bis zum 11. Mai können sich Produzenten beim Sender um die Vergabe bewerben, die Vorgabe lautet allein, dass der „Tatort“ in Thüringen spielt. Wer den Zuschlag erhält, darf zwei Filme produzieren – einen pro Jahr. Das Auftragsvolumen beläuft sich auf geschätzte drei bis vier Millionen Euro. Frei ausgeschrieben werden sonst nur die technischen Dienstleistungen, nicht der gesamte kreative Prozess.

„Wir bitten Sie“, heißt es in der Ausschreibung, „konzeptionelle Überlegungen zur Entwicklung eines Kommissars/einer Kommissarin beziehungsweise eines Ermittlerteams zu erarbeiten. Die Figurenentwicklung soll nach Möglichkeit konkret anhand von zwei bis drei Kriminalfällen aufgezeigt werden. Ebenso bitten wir um Vorschläge geeigneter Schauplätze.“ Im Kern, sagte Wolf-Dieter Jacobi, der Fernsehleiter des MDR, im Gespräch mit dieser Zeitung, „geht es um zwei Ziele: Wir wollen deutlich machen, dass wir bei der Auftragsvergabe auf neue transparente Verfahren setzen. Zugleich wollen wir einen kreativen Prozess in Gang setzen, bei uns im Sender und in der Zusammenarbeit mit den Produzenten.“ Ein Jahr lang wolle man das Verfahren ausprobieren, nicht nur beim „Tatort“, sondern auch bei anderen Spielfilmen und Dokumentationen, und dann Bilanz ziehen. In Kürze werde man beim neuen „Polizeiruf“ aus Magdeburg ebenso verfahren, in diesem Fall aber gebe es etwas genauere Vorgaben – der Handlungsort und die Besetzung stehen schon fest, Letztere wird noch nicht verraten.

Damit erfüllt Jacobi die Ankündigung der Intendantin Karola Wille mit Leben, die angekündigt hatte, dass beim MDR neue Saiten aufgezogen werden. Der Sender hat Grund, für mehr Transparenz zu sorgen, das zeigte zuletzt der Skandal um den stellvertretenden Leiter des von MDR federführend betreuten Kinderkanals Kika. Der Mann hatte, im Verein mit Produzenten, über Jahre Rechnungen fingiert und einen Schaden von 8,2 Millionen Euro verursacht. Die neue Transparenz und damit wachsende Konkurrenz bekommt im Falle des „Tatorts“ zunächst die Produktionsfirma Saxonia Media zu spüren, an welcher der MDR beteiligt ist. Die Produzentenallianz, der wichtigste Produzentenverband im Land, begrüßt das neue Verfahren. „Wir begrüßen den Willen zur Transparenz. Wir freuen uns auch, wenn viele die Chance bekommen, sich zu versuchen“, sagt Oliver Castendyk von der Produzentenallianz der Fachzeitschrift „Werben & Verkaufen“. MICHAEL HANFELD

Nach einem kleinen Fehler sieht das nicht aus

Google hat mit „Street View“ nicht nur Straßen gefilmt, sondern Daten aus WLAN-Netzen en masse gespeichert. Jetzt weiß man, wer das programmiert hat.

Mancher Leser wird sich noch an die Entrüstung in Deutschland erinnern, als Google-Autos mit hochgefahrenen Kameras über die Straßen deutscher Städte filmten und so Material für Google Street View sammelten. Die Entrüstung erreichte im April 2010 ihren Höhepunkt, als bekannt wurde, dass nicht nur Filmkameras montiert waren, sondern Sensoren, die nach WLAN-Netzwerken suchten und dabei Datenfetzen speicherten. Nun hat Google ein Dokument der amerikanischen Kontrollbehörde FCC veröffentlicht, das die eingesetzte Schnorcheltechnik detailliert beleuchtet. Der Blick auf die Details beunruhigt, zeigt er doch einen Programmierprozess ohne Qualitätskontrolle, dem ethische Fragen fremd sind. Sind alle Schrauben locker bei dem Internetkonzern?

Beginnen wir mit einem technischen Vorspiel: Jedes WLAN sendet alle zwei Sekunden eine Kennung (SSID) auf einem von 32 möglichen Funkkanälen. Jeder Laptop, jedes Smartphone „horcht“ nach diesen Signalen, um sich bei Bedarf einbuchen zu können. Diese von Ingenieuren in einem Industriestandard festgelegte Technik brachte Google-Programmierer auf eine bestechende Idee, als sie an dem Projekt Google Street View arbeiteten. Man könne doch, neben der Aufzeichnung der Videodaten und den alle achtzig Sekunden gesendeten GPS-Koordinaten der im All schwebenden Satelliten, alle empfangenen WLAN-Kennungen aufzeichnen. Auf diese Weise bekäme man zumindest in Städten ein weiteres Koordinatennetz von Referenzdaten, das auch dann noch zuverlässig Koppelpunkte zur Navigation mit Google-Smartphones liefert, wenn GPS gestört oder schlecht erreichbar ist. Also wurde ein Empfänger in dem Kamerasystem verbaut, der kontinuierlich nach Kennungen sucht und jeden Kanal eine Fünftelsekunde lang abtastet und die empfangenen Werte speichert. So weit, so gut, so unproblematisch, auch nach den strengen deutschen Datenschutzgesetzen. Was Google tun wollte, unterschied sich nicht vom Abfilmen einer Hausnummer.

Die Sache wurde problematisch, als deutsche Datenschützer Anfang April 2010 herausfanden, dass nicht nur WLAN-Kennungen, sondern auch Daten aus diesen Netzwerken gespeichert wurden, sofern das entsprechende WLAN nicht verschlüsselt betrieben wurde. Am 27. April 2010 entschuldigte sich Google mit einer wortreichen Erklärung und betonte, dass man nichts Ille-



Street View: Google hat nicht nur gefilmt, sondern Daten gefischt.

Foto AFP

gales getan habe. Man habe sich an Standards gehalten wie jeder andere mit einem Laptop oder Smartphone. Zwei Wochen später veröffentlichte Google ein „Update“, nachdem von Google beauftragte IT-Spezialisten der Forensik-Firma Stroz Friedberg den Programmcode unter die Lupe genommen hatten. Der Tenor des Updates von Google: Hoppla, es sind doch Daten aus unverschlüsselten WLANs gespeichert worden, aber alles halb so schlimm, da es bestenfalls kleine Datenfetzen seien, aus denen kein Kommunikationsvorgang rekonstruiert werden könne. Schuld sei ein Programmierer, der in einem vollständig experimentellen Projekt eine Funktion ge-

schrieben hat, die alle Daten aufzeichnet. Leider sei sein Code nicht entfernt worden. Das Dementi und das halbherzige Update rief in den Vereinigten Staaten die Federal Communications Commission (FCC) als zuständige Kontrollbehörde auf den Plan. Sie forschte nach und verurteilte Google in diesem Jahr zu einer Strafzahlung von 25 000 Dollar wegen Behinderung der Ermittlungen. Das tatsächlich über sechshundert Gigabyte WLAN-Kommunikationsdaten mitgeschlüsselt wurden, beanstandeten die Prüfer nicht, weil es in Amerika kein Gesetz oder einen Präzedenzfall gibt, nach dem das Abhören von WLANs verboten ist. Das Urteil wertete

abgestellt, die den Angeboten der Verlage nicht entsprechen sollten, war auf die nachgeschobene Intervention der Sender hin von „Telemedienangeboten“ inklusive Text die Rede gewesen. Damit können die Verlage nichts anfangen. Dass sie mit ihrer Klage Erfolg haben, ist unwahrscheinlich, dass eine Einigung im avisierten Sinne kommt, ebenfalls. Diejenigen, welche, wie der einstige ZDF-Intendant Schächer, die gemeinsame Erklärung torpediert haben, zeigen, dass ihnen an Ausgleich nichts liegt. Sie wissen, dass ihre Position im Internet dank der Rundfunkgebühren sicher ist. Etwas anderes interessiert sie nicht. (Siehe Wirtschaft, Seite 9.) mlha.

In medias res

Die Gespräche zwischen den Verlagen, ARD und ZDF über die „Tageschau“-App sind gescheitert. Der Bundesverband Deutscher Zeitungsverleger kündigte an, dass die Klage gegen die App (an welcher der Verlag dieser Zeitung beteiligt ist) fortgesetzt wird. Schaut man auf die Genese der Verhandlungen, muss man sagen: So muss es kommen. ARD und ZDF sind von dem im Februar unterschriebenen Papier in dem entscheidenden Punkt abgerückt. Wurde zunächst auf die „Textteile“ des Internetangebots der Öffentlich-Rechtlichen

Er ist ungeeignet

Das Urteil über Rupert Murdoch im Abhörskandal

LONDON, 1. Mai Der parlamentarische Ausschuss für Kultur, Medien und Sport hat am Dienstag seinen lange erwarteten dritten Bericht vorgelegt, der von dem Abhörskandal bei „News of the World“ und der Frage handelt, ob es Beweise dafür gebe, dass Zeugen das Gremium in die Irre geführt hätten. Darin wird Rupert Murdoch unter anderem beschuldigt, er sei nicht tauglich, ein internationales Unternehmen zu führen. Er habe sich mutwillig blind gestellt gegenüber den Missetaten bei News International, dem für die britischen Zeitungstitel zuständigen Arm seines Medienkonzerns News Corp.

Diesem Urteil pflichteten jedoch nicht alle Mitglieder des Ausschusses bei. Die vier konservativen Mitglieder sahen sich deswegen nicht in der Lage, dem Parlament den „parteiischen“ Bericht zu empfehlen. Der konservative Vorsitzende John Whittingdale bedauerte in einer Pressekonferenz, bei der die Differenzen offen zutage traten, dass dieser Zustand die schwerwiegende Kritik an News International verwässern könne. Er hob jedoch hervor, dass sich der Ausschuss über große Teile des Berichtes einig sei, insbesondere darüber, dass die Abgeordneten getäuscht worden seien von den ranghohen News-International-Angestellten, Les Hinton, einst Geschäftsführer, Tom Crone, dem ehemaligen Justiziar, und Colin Myler, Chefredakteur der eingestellten „News of the World“. Sie hätten das Ausmaß des Abhörskandals verschleierte und sich der Missachtung des Parlaments schuldig gemacht.

Auch bezichtigten die Abgeordneten James Murdoch, damals Vorsitzender von News International, eines „erstaunlichen Mangels an Wissbegier“, da er wesentliche elektronische Mitteilungen nicht richtig gelesen habe, aus denen er schon 2008 hätte schließen können, dass der unbefugte Zugriff auf Telefone kein Einzelfall gewesen sei. „Einfach erstaunlich“ nennt der Bericht die Behauptung, Rupert und James Murdoch hätten erst im Dezember 2010 erkannt, dass die „Einzelgänger“-These nicht tragbar sei.

Die Sorge, dass der Zwiist im Ausschuss die Wirkung des Berichtes beeinträchtigen werde, erwies sich schon gleich nach der Veröffentlichung als überflüssig. Die Einschätzung, dass Rupert Murdoch als Konzernchef ungeeignet sei, beherrscht die Schlagzeilen und nährt nicht nur Spekulationen über seine Zukunft an der Spitze von News Corp, sondern auch die Vermutung, dass die Medienaufsichtsbehörde dem von Murdoch kontrollierten Satelliten-sender BSkyB die Lizenz entziehen könnte. GINA THOMAS

Elisabeth von Metzler

geb. Kunze

geboren am 13. April 1915

gestorben am 26. April 2012

Friedrich und Sylvia von Metzler
Franz und Elena
Renate von Metzler
Leonhard und Ivana von Metzler
Peter von Metzler
Hilde Wirth, Sybille Wirth
Jacqueline Arens

60311 Frankfurt am Main • Große Gallusstraße 18

Die Trauerfeier mit anschließender Beerdigung findet am Montag, dem 7. Mai 2012, um 13.00 Uhr auf dem Hauptfriedhof in Frankfurt am Main, Eckenheimer Landstr., statt.

Anstelle von Blumenspenden bitten wir um Unterstützung der Albert und Barbara von Metzler-Stiftung, B. Metzler seel. Sohn & Co. KGaA, Konto 2753-0005, BLZ 502 307 00.

Traueranzeigen und Nachrufe

Auskünfte und Beratung unter: Telefon (069) 75 91-15 95 • Telefax (069) 75 91-80 95 23

Frankfurter Allgemeine
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Das einzig Wichtige im Leben
sind die Spuren von Liebe, die wir hinterlassen, wenn wir weggehen.
(Albert Schweitzer)

Gisela Falke

geb. Ermecke

* 13. März 1917 † 28. April 2012

Sie hat ihr Leben liebevoll gemeistert und ihre lange Krankheit würdevoll ertragen.

In Liebe und Dankbarkeit nehmen wir Abschied:

Anne Falke
Paul und Kristina Falke mit Paulina und Max
Peter, Dina und Donald von Eupen
Ulrich und Erika Ermecke
Lisa Helmes und alle weiteren treuen Helfer

57392 Schmallenberg, Kirchplatz 2, 28. April 2012

Der Trauergottesdienst findet am Freitag, 4. Mai 2012, 15:00 Uhr, in der Pfarrkirche St. Alexander, statt. Wir nehmen anschließend Abschied, ausgehend von der Kapelle des Friedhofs am Stern, Schmallenberg.
(Es stehen Busse für die Strecke zwischen Pfarrkirche und Friedhof bereit)

Von Beileidsbekundungen am Grab bitten wir Abstand zu nehmen.

Anstelle freundlich zugelegter Blumen oder Kränze bitten wir im Sinne der Verstorbenen um eine Spende an die Stiftung Deutsche Schlaganfall-Hilfe, Kto.-Nr.: 3263670 bei der Deutschen Bank Gütersloh, BLZ 480 700 40, Kennwort: Gisela Falke.

Wir beten für die Verstorbene am Donnerstag, 3. Mai 2012, 19:00 Uhr, in der Pfarrkirche.

Aktualisiertes und ausgewähltes Programm

Radio am Mittwoch

20.00 SAT.1 Nachrichten
20.15 Nach 7 Tagen – Ausgefliert
 Amerik. Romantikkomödie mit Ben Stiller. Regie: Bobby Farrelly, Peter Farrelly, 2007
 Eddie Cantor scheint sich mit seinem Schicksal als ewigen Single abgefunden zu haben, als ihm die zufällige Begegnung mit der quirligen Blondine Lila wie eine vom Schicksal bestellte Offenbarung vorkommt. Nur sechs Wochen später schließen Eddie und Lila tatsächlich den Bogen des Lebens. Wie sieht es auf der Fahrt ins Flitterwochen-domizil keimen in dem just getrauten Gatten erste Zweifel.
22.30 Die dreisten drei – Die Comedie WG
23.15 Die Harald Schmidt Show
 Moderiert von Katharina Schüttler, Charles Bradley
0.15 Nach 7 Tagen – Ausgefliert
 Amerik. Romantikkomödie, 2007

BR-alpha

8.15 Haustiere und ihre wilden Verwandten 8.30 Strom aus Kraftwerken 8.45 Vom Kraftwerk zum Verbraucher 9.00 Ich mach's! 9.15 GRIPS Englisch 9.30 Cross-over 10.15 Klassiker der Weltliteratur 10.30 Schätze der Welt 10.45 Great Moments in Science and Technology 11.00 Menschen hautnah 11.45 Ich mach's! 12.05 Tagesgespräch 13.00 alpha-Forum: Thomas Goppel 13.45 Alm ade! 14.00 60 x Deutschland – Die Jahres-

Sehen statt Hören 15.30 nano 16.00 alpha-Campus Doku 16.30 on3-südwild 17.30 W wie Wissen 18.00 Grundkurs Mathematik 18.30 Die Tagesschau vor 25 Jahren 18.45 Rundschau 19.00 Kunst-

Unbeachtetes Waldviertel – Eine Kulturlandschaft in Gefahr 20.00 Ethik im Gespräch 20.15 Heike hilft helfen 21.00 alpha-Forum: Anton Steiner 21.45 Planet Wissen 22.45 alpha-Centauri 23.00 Von Bäumen im Hochgebirge 23.45 Euroblick 0.15 alpha-Forum: Nicky Sitaram Sabnis 1.00 Unbeachtetes Waldviertel – Eine Kulturlandschaft in Gefahr 1.30 Ethik im Gespräch

Stündlich Nachrichten 12.45 Börse am
Mittag 13.05 N24 Zeitreise 14.05 Mayday
15.05 Wissen 16.05 Dead or Alive 17.05
Dead or Alive 18.15 Börse am Abend
18.25 Wissen 19.05 Ausgemustert 20.15
Codename „Geronimo“ – Killing Bin La-
den 21.15 9/11 – Die Verschwörungsthe-
orien 23.10 Deutschland akut 23.40
Codename „Geronimo“ 0.35 Kampf ge-
gen „Krokodil“ 1.25 Crips

n-tv

8.00 World Report 9.00 World Sport 9.30 Inside Africa 10.00 World Business Today 11.00 Amanpour 11.30 Inside the Middle East 12.00 World One 13.00 Piers Morgan Tonight 14.00 News Stream 15.00 World Business Today 16.00 International

Sport 18.30 Inside the Middle East 19.00
International Desk 20.00 Quest Means
Business 21.00 Amanpour 21.30 CNN
NewsCenter 22.00 Connect the World
23.00 Amanpour 23.30 World Sport 0.00
Piers Morgan Tonight 1.00 World Report
2.00 Anderson Cooper 360

9.30 **Lesung – HR 2**
Friedrich Nietzsche: „Also sprach Zarathustra“ (1), ca. 20 Min.

14.30 **Lesung – RBB Kulturradio**
James Joyce: Ulysses VI. Hades (2), ca. 30 Min.

15.05 **Fortsetzung folgt – SR 2**
Joseph Conrad: „Ein Vorposten des Fortschritts“ (1/2), ca. 25 Min.

15.10 **FigarotheK – MDR Figaro**
Arthur Schnitzler: „Frau im Elise und andere

20.30 Lesezeit – DLF Köln
Hans Joachim Schädlich: „Sire, ich eile“ (1/2)
ca. 30 Min.

Von Amsel zu Amsel und von Mensch zu Mensch

Ausbruch in Deutschland: Das Usutu-Virus tötet Vögel und ist auch für immungeschwächte Menschen gefährlich. *Von Christina Hucklenbroich*

Von einem plötzlichen Amselsterben in Deutschland, vor allem in der Rheinebene bei Heidelberg und Mannheim, war erstmals im vergangenen Sommer die Rede. Wissenschaftler um Jonas Schmidt-Chanasi vom Bernhard-Nocht-Institut für Tropenmedizin in Hamburg wiesen jetzt in 86 von 223 toten Vögeln, die in der zweiten Jahreshälfte 2011 gesammelt worden waren, Usutu-Viren nach. Die Viren, die zur Gattung Flavivirus gehören, stammen ursprünglich aus Afrika, wo sie vor allem südlich der Sahara auftreten. Ihre bevorzugten Wirte sind Vögel. Usutu-Viren werden durch Stechmücken übertragen und können auch Menschen infizieren, ähnlich wie ihre Verwandten, das West-Nile-Virus oder das japanische Enzephalitis-Virus. Die Wissenschaftler schreiben im Magazin „PLoS One“, dass 72 der 86 infizierten Vögel Amseln waren, die offenbar besonders anfällig sind; zudem waren Stare, Kanarienvögel, Bartkäuze, Eisvögel und ein Spatz betroffen (doi:10.1371/journal.pone.0032604).

Kaum ist der Fachartikel veröffentlicht, können die Autoren noch mehr Informationen liefern: Die Viren sind in der Lage, in Mücken zu überwintern. Der Mediziner Schmidt-Chanasi und seine Kollegen haben die Usutu-Virus-RNA aus Nördlichen Hausmücken (*Culex pipiens*) isoliert, die erst im Herbst geschlüpft sind. „Die Mücken haben in Wein- und Kartoffelfeldern überwintert“, erklärt Schmidt-Chanasi. Mit speziellen Staubsaugern wurden die Wände in solchen Kellern abgesaugt. Anschließend wurden die Insekten eingefroren, zu jeweils 25 Individuen gepoolt und zerkleinert. Mittels PCR-Verfahren wiesen die Wissenschaftler am Bernhard-Nocht-Institut schließlich das Virus nach. „Das beweist, dass die Mücken auch Virusüberträger sein können, wenn sie noch kein Blut gesaugt haben“, sagt

Schmidt-Chanasi. „Das Virus wird also auch über die Eier weitergegeben.“

Mehr als die Hälfte aller Pools waren positiv. Bei den Poolproben aus Heidelberg waren sogar nahezu hundert Prozent positiv“, sagt Schmidt-Chanasi, der schon zu vor 70 000 in den Jahren 2009 und 2010 gefangene Mücken untersuchte – aber nur in einem einzigen Pool das Usutu-Virus entdeckte. Mit Recht kann der Wissenschaftler also jetzt sagen: „Wir befinden uns in einer Ausbruchssituation. Wenn so viele Vögel infiziert sind, ist das wie ein Perpetuum mobile – das puscht sich gegenseitig hoch. Die Vögel werden Immunität erlangen, aber noch ist ihr Abwehrsystem unvorbereitet.“

In diesem Jahr ist also durchaus auch mit Infektionen beim Menschen zu rechnen; das Virus kann über Mückenstiche von Vogel zu Mensch und zurück übertragen werden und zwischen Menschen zirkulieren. Während die Amseln an Multiorbitalversagen sterben, verläuft die Infektion bei gesunden Menschen meist ohne Symptome oder wird höchstens als leichte Sommergrippe wahrgenommen. „Bei immungeschwächten Personen, etwa Krebspatienten, kann es aber zu schwerwiegenden Verläufen kommen, unter Umständen bis hin zu einer Gehirnentzündung, was auch tödlich enden kann“, sagt Schmidt-Chanasi. Zuletzt entwickelten im Jahr 2009 zwei immungeschwächte Menschen in Italien eine Gehirnentzündung nach einer Infektion mit dem Usutu-Virus; es handelte sich um einen Krebspatienten und einen Patienten nach einer Transplantation.

Das Virus war erstmalig im Jahr 2001 in Europa registriert worden; damals verursachte es in Wien ein Amselsterben. In den Folgejahren kam es zu kleineren Ausbrüchen in Ungarn, der Schweiz und Italien. Die Forscher am Bernhard-Nocht-Institut befassen sich derzeit mit der Frage, wie groß die medi-

zinische Relevanz für die Menschen in Deutschland sein könnte. „Die Nördliche Hausmücke ist eine gängige Mückenart, meist ist sie es, wenn man abends im Garten sitzt und gestochen wird“, erklärt Schmidt-Chanasi, der Mückenbekämpfung für die wichtigste Strategie gegen das Virus hält.

Wer die Forscher unterstützen will, kann Amseln, die tot aufgefunden werden, an die örtlichen Veterinärämter oder das Bernhard-Nocht-Institut in Hamburg weiterleiten. Man sollte die Vögel mit Handschuhen anfassen, eine Gefahr besteht jedoch nur, wenn das Virus direkt in die Blutbahn gerät wie durch einen Mückenstich.



Eine männliche Amsel: Seit fast einem Jahr wird oft über tote Artgenossen berichtet, aber auch über Amseln, die apathisch wirken, keinen Fluchimpuls zeigen, zerzaust sind und toterk – offenbar Zeichen einer Infektion.

Foto: Dörfling-Kinderley

+++ Klimaticker +++

+++ 23. April. Die 45-Minuten-Dokumentation „Himalayan Meltdown“ hat den Filmmittelwettbewerb auf dem 45. Worldfest International Film Festival in Houston gewonnen. „Mehr als 50 000 Gletscher schmelzen schnell dahin und gefährden die Wasserversorgung von 1,3 Milliarden Menschen“, heißt es in der hervorragenden Dokumentation, die von einem Filmteam im Auftrag der UN-Umweltorganisation UNDP aufgenommen wurde. Genau drei Tage davor sind die Ergebnisse einer internationalen Studie von Glaziologen bekanntgeworden, wonach man eine „Teilwarnung“ für die Himalaya-Gletscher veröffentlichen könne. Die Mehrheit der Himalaya-Gletscher nimmt seit Mitte des vergangenen Jahrhunderts zwar ab, aber deutlich weniger schnell als bisher prognostiziert. Die aus allen verfügbaren Mess- und Satellitenarchiven gewonnenen Daten ergeben Änderungen der Gletscherlängen und -volumen, die im „globalen Mittel“ lägen. Was die Gletschermassen betrifft, verfiere man nicht über die Zehn-Jahres-Messreihen. Langfristig erforscht wurden zudem lediglich etwa hundert Gletscher. Auf längere Sicht gesehen, schreiben die Autoren in der Zeitschrift „Science“, müsse man allerdings trotzdem Vorsorge treffen, weil Schmelzwasser und Geröll, das sich in Gletscherseen anhäuft, ausbrechen und viele Opfer fordern könne. Das gilt vor allem für die mindestens 80 900 Gletscher, über die nur der WWF und das UNDP-Filmteam etwas sagen kann. +++

+++ 26. April. Der globale Wasserkreislauf hat sich in den vergangenen fünfzig Jahren doppelt so stark beschleunigt, ein Ergebnis das aus Klimamodellen hervorgeht. Starkregen und Dürren nahmen zudem zu. Von dieser beunruhigenden Entwicklung sind australische Ozeanographen überzeugt. Grundlage ihrer Äußerungen sind die Salzgehaltmessungen von mittlerweile 3500 Messbojen in den Weltmeeren. In trockenen Gebieten wurde weniger, in feuchten mehr Niederschlag fallen. Pro ein Grad Erwärmung geht es um eine Zu- beziehungsweise Abnahme der Wassermassen um acht Prozent. Das berichten Paul Durack und seine Kollegen in „Science“. Will man handeln, dann müsse man es jetzt tun. In hundert Jahren könne nicht mehr damit gerechnet werden, die wachsende hydrologische Ungleichheit auf dem Globus durch interkontinentale Drainagesysteme zu kompensieren. +++ (joms)

Zwischen Fortschritt und Patientensicherheit

Chirurgen fordern europaweite Register für Implantate, um Fehlerquellen schneller zu entdecken

Jeder will sie, doch nicht um jeden Preis: Fortschrittliche therapeutische und diagnostische Verfahren sind für die Patienten zweifellos von Vorteil. Längst nicht alles, was unter dem Etikett Innovation daherkommt, verdient gleichwohl diese oft überstrapazierte Bezeichnung. Mitunter stellt das Neue sogar einen Rückschritt dar. Ein Beispiel sind einige Modelle jener Hüftprothesentypen, bei denen sowohl der Kopf als auch die Platte des Gelenks aus Metall bestehen. Dass solche Metall-Metall-Kunststoffpaare viele hunderte Jahre im Körper verbleiben, bevor ihre Mängel ans Licht kommen, beruht auf Schwachstellen im System. Welche das sind und wie man sie angehen sollte, waren wichtige Themen auf der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie in der vergangenen Woche in Berlin.

Wie führende Vertreter der chirurgischen Fachgesellschaft einräumen, sind in Europa die Zulassungshürden für Medizinprodukte deutlich niedriger als für Medikamente. Das gelte unter anderem für jene Geräte und Ersatzgewebe, die dauerhaft im Körper verbleiben und daher ein erhebliches Risikopotential bergen. Hierzu zählen etwa Ersatzkniegelenke, künstliche Herzklappen, Schrittmacher und Gefäßprothesen. Denn während die Vermarktung von Arzneimitteln meist aufwendige Patiententests voraussetzt, reiche für die Zulassung von Medizinprodukten ein CE-Zertifikat. Darauf verwies der Generalsekretär der Chirurgen, Hartwig Bauer. Um das CE-Kennzeichen zu erhalten, müssen Medizinprodukte vornehmlich einigen technischen Sicherheitsanforderungen genügen, etwa bruchfest sein, keine Kurzschluss auslösen und eine ausreichende Lebensdauer aufweisen. Nicht oder nur bedingt

Berücksichtigung finde demgegenüber, welche Art von Komplikationen das Implantat im Körper hervorrufen kann und welche Patienten unter welchen Umständen hiervon am ehesten betroffen sind.

Kritik übten die Chirurgen darüber hinaus an der CE-Zertifizierung und den dafür zuständigen Stellen. So würden die rund 80 europäischen Prüfzentren zwar von staatlicher Seite ernannt und kontrolliert, befänden sich aber alle in privater Hand. Dies sei an sich zwar kein Nachteil, räumte Bauer ein, doch fehle eine übergeordnete europäische Aufsicht. Wie verschiedenen Kommentaren zu entnehmen war, sind manche Prüfzentren offenbar „wohlwollender“ als andere und vergeben das begehrte CE-Zertifikat entsprechend bereitwilliger. Als einen Fehler bezeichnete Bauer es zudem, dass die Kontrollen nicht unangemeldet erfolgen. So habe die vorzeitige Ankündigung einer Prüfung der französischen Firma PIP die Gelegenheit verschafft, ihre mit billigen Industriestrukturen gefüllten Brustimplantate zu besichtigen und den Kontrollleuten hochwertige Produkte vorzulegen. Solche kriminellen Machenschaften seien zwar selten, doch müsse alles unternommen werden, um sie von vornherein zu verhindern.

Eine weitere Schwachstelle des Systems besteht darin, dass über den Nutzen und die Risiken einmal eingeführter Medizinprodukte nicht konsequent Buch geführt wird. Sicherheitsmängel treten daher vielfach erst zutage, wenn sie bereits bei öffentlichen Patienten Schaden angerichtet haben. Um diesem Dilemma zu begegnen, fordert die Deutsche Gesellschaft für Chirurgie die Einrichtung von europaweiten Registern, in denen die in der klinischen Praxis eingesetzten Implantate systematisch

erfasst und alle relevanten Behandlungsergebnisse dokumentiert werden.

Auf nationaler Ebene gibt es solche Datenbanken teilweise schon länger. So verfügt etwa Schweden seit Jahren über ein zentrales Register für Gelenkprothesen – eine Einrichtung, die schon sehr viel Leid verhindern konnte. Bei uns ist ein solches Projekt seit Jahren in der Planung und soll nun endlich, nach jahrzehntelangem Geangel um Zuständigkeiten und Kosten-

Auf nationaler Ebene gibt es Datenbanken für Implantate schon länger – etwa in Schweden.

übernahme, anlaufen. Vorgesehen ist unter anderem, den produktspezifischen Strichcode eines jeden Implantats einzuscannen. Damit hat man die Möglichkeit, beim Auftreten von Komplikationen die Fehlerquelle bis zum Hersteller zurückverfolgen. Vergleichbar einem elektronischen Fingerabdruck, erlaubt es der Strichcode zudem, Fälschungen aufzudecken. Jede Art von Register, ob nun auf nationalem oder internationalem Niveau, kann die Versorgungsqualität freilich nur erhöhen, wenn sich alle an der Datensammlung beteiligen und keine Schlupflöcher verbleiben. Die meisten medizinischen Innovationen, so es sich um echte handelt, bringen nur minimale Verbesserungen. Durchbrüche sind eher die Ausnahme. Ein solcher Sonderfall könnte die Übergewichtschirurgie zur Behandlung von Patienten mit Typ-2-Diabetes, einem „Alters-

zucker“, sein. Das Verfahren selbst ist zwar nicht neu, wohl aber seine spezifische Anwendungsart. Wie der Präsident der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie, Markus Bülchler vom Universitätsklinikum in Heidelberg, auf dem Kongress erläuterte, besitzen die gängigen bariatrischen – gewichtschirurgischen – Maßnahmen einen seit vielen Jahren beobachteten, erfreulichen Nebeneffekt. So führten sie nicht nur zu einem massiven Verlust überflüssiger Pfunde, sondern seien darüber hinaus vielfach in der Lage, Patienten mit Typ-2-Diabetes von der Zuckerkrankheit zu befreien.

Das Erstaunliche daran: Meist verschwindet die Stoffwechselerkrankung schon kurz nach dem Eingriff und damit, noch bevor der dramatische Gewichtsverlust einsetzt. Auf welche Mechanismen die Heilung genau zurückgeht, ob und wie gut sich die bariatrische Chirurgie zur Behandlung von Übergewichtigen, aber nicht adipösen Diabetikern eignet. Bislang kommen solche Operationen nur für extrem dickleibige Personen – mit oder ohne Diabetes – in Betracht, bei denen alle Abnehmversuche gescheitert sind. Von diesen leidet freiwillig viele an Diabetes.

Als besonders geeignete Eingriffsart gilt laut Bülchler dabei der Magenbypass. Bei diesem Verfahren wird der Magen verkleinert und darüber hinaus ein Teil des Dünndarms von der Verdauung ausgespart. Wie die Erfahrungen zeigen, führt der Magenbypass bei rund achtzig Prozent der Diabetiker zu einer mittelfristigen und bei vierzig Prozent zu einer langfristigen Heilung. Dies setzt allerdings voraus, dass die Krankheit nicht länger als zwei bis drei Jahre bestanden hat. NICOLA VON LUTTEROTTI

Kamera läuft

Stockkonservativ, wie die Wissenschaften meistens gelten, ist sie ja gar nicht mehr. Nehmen wir nur ihr publizistisches Wirken in die Öffentlichkeit. Zugegeben, das überschlagen sich zwar auch nicht unbedingt die Ereignisse, und das Bloggen von Forschungsbefunden oder die Auftritte vor einem größeren Publikum werden fatalerweise immer noch nicht als akademischer Mehrwert anerkannt. Aber der Wettstreit um Aufmerksamkeit – und damit auch um einen Lopenplatz an den öffentlichen und privaten Hologrammen – hat das Aufklärungsbedürfnis nach außen mächtig angestachelt. Das liegt natürlich in erster Linie am Internet. Und dort sind gerade Videoclips der große Renner. Bewegte Bilder haben etwas Magisches, wer weiß das nicht, und vor der laufenden Kamera wird aus manchem scheuen Reh ein Zirkusstar. So kann man jetzt also beobachten, wie Forscher und die Redakteure hochkarätiger Journale selbst sprödeste Forschungsgegenstände mit laufenden Bildern aus dem Labor oder mit einem Interview vor der Bücherwand des Institutschefs aufwerten. Jede Woche geschieht das zigfach. YouTube vernetzt sie alle, und unsere Filmarchive platzen allmählich aus den Nähten. Was als massenwirksame gilt, wird multimediale inszeniert. Und gerne auch mit ordentlich Tiefgang. Dagegen ist schwer etwas einzuwenden, zumal nicht von denen, die das Prinzip der Transparenz und Offenheit als Aushängeschild, ja als Urprinzip wissenschaftlichen Publizierens, vor sich hertragen. Interessant wird es, wenn das Aufklärungsbedürfnis der akademischen Nerds auf die Binnenkommunikation zurückschlägt. Die Astronomen der Ohio State University zum Beispiel haben sich offenbar vorgenommen, jedes Paper aus dem eigenen Haus in einer Art Astro-Tagebuch darzubieten. Da sitzen junge Forscher, frisch frisiert und den Ansagetext sorgfältig eingeübt, vor laufender Kamera und erläutern in drei Minuten die Kernpunkte ihres tausendseitigen Papers. Nach lustvollem Filmemachen sieht das dann zwar nicht aus. Aber offenkundig soll damit ja auch die Überzeugungskraft der Forschungsergebnisse unterstrichen werden und nicht etwa die eigenen medienpädagogischen Ambitionen. Das kann man überflüssig finden oder als ungeliebte Antwort auf die multimediale Herausforderungen der Gegenwart. In solchen Augenblicken jedenfalls begreifen wir, warum man im Zirkus so selten dressierte Rehe sieht.

jom

Monogamie behindert nicht unsere Evolution

Weder Sesshaftigkeit noch eine monogame Lebensweise haben offenkundig verhindern können, dass die biologische Evolution des Menschen im Darwin'schen Sinne weiterläuft. Selektion spielt demnach für das Überleben und den Fortpflanzungserfolg weiter eine entscheidende Rolle. Das legt jedenfalls eine Studie von Alexandre Courtiol vom Wissenschaftskolleg und vom Leibniz-Institut für Zoo- und Wildtierforschung in Berlin nahe, die er zusammen mit finnischen Kollegen in den „Proceedings“ der amerikanischen Nationalen Akademie der Wissenschaften (doi/10.1073/pnas.1118174109) veröffentlicht hat. Untersucht wurden die in Kirchenbüchern aufgeschriebenen Lebensdaten von gut sechstausend Finnen, die zwischen 1760 und 1849 in vier streng lutherischen Regionen lebten. Darunter waren reiche Landbesitzer ebenso wie besitzlose Bauern. Das Überleben der Kindheit und der Reproduktionserfolg, so haben die Forscher zeigen können, sowie zu einem Gutteil auch die Auswahl gesunder, attraktiver Partner haben die Zusammensetzung der Population über viele Generationen geprägt – und zwar in der wohlhabenden Bevölkerung genauso wie in der armen. F.A.Z.

Heute

Kunsthaut von der Stange

Der Bedarf an synthetisch hergestellter Haut ist groß. Mit raffinierten Verfahren versucht man, künstliches Gewebe in großen Mengen zu züchten, das mit dem natürlichen Vorbild konkurrieren kann. **Seite N2**

Was bringt der Streit?

Strukturauf Auflösung des Gesprächs: Ein Text aus dem Nachlass Niklas Luhmanns geht der Frage nach, ob sich politische Veränderungen, zum Beispiel Revolutionen, herbeireden lassen. **Seite N3**

Lob des Lehrauftrags

Die gängige Kritik der universitären Ausbeutung von schlecht bezahltem Lehrpersonal geht an der Wirklichkeit der befristeten Verträge vorbei, die vor allem ein Instrument beruflicher Freiheit sind. **Seite N5**

Werft die Netze aus

Ministerin on Tour: Wie Schavan in der Fremde fischit

WINDHUK, im Mai Es hat nicht viel gefehlt und sie hätte den Tintenfisch von Windhuk mit dem Titel Heldin verlassen. Bundesforschungsministerin Annette Schavan erlebte im früheren Parlamentsstich der namibischen Hauptstadt jünger etwas, das sie im politischen Berlin selten erlebt: Sie wurde gefeiert, staatsmännisch geholt und in jeder Rede auf einen Schild gehoben. Zu Hause hat sie, sofern auch der kleine Haushaltswurf durchkommt, 82 Prozent Steigerung des Forschungsbudgets seiner Amtsübernahme 2005 auf der Habenseite – das ist historisch. Doch die Lorbeeren sammelt sie im Ausland. Der südafrikanische Vize-

Wissenschaftsminister Derek Hanekom, nannte sie „mutig“ und lobte „ihre Entschlossenheit, etwas anzupacken und zu sagen: Jawohl, das machen wir zusammen.“ Kein Zweifel: Das war eine andere Ministerin, nicht die Schavan, die Talkshows meidet und die von einem gelangweilten „Spiegel“-Korrespondenten als langweiligste Ministerin Deutschlands bezeichnet worden ist. Nein, dies hier war die routinierte Kultur-, Forschungs- und Bildungsministerin, die das Highest-Researchland Deutschland geradezu präsidial in der Welt zu vertreten versucht.

„Überall, wo ich hinkomme“, sagt sie, „spüre ich, dass wir als große Wissen-

schaftsnation geachtet werden.“ Forschungsaußenpolitik, das zeigt auch ihr Umgang mit den etablierten Einrichtungen, dem Deutschen Akademischen Austauschdienst und der Alexander-von-Humboldt-Stiftung, ist mehr als eine Pflicht für sie, „Internationalisierung“ einer ihrer Lieblingsbegriffe. Die bilateralen Wissenschaftsjahre, die sie einführt, nutzt sie zum Netzwerken. Wenige Tage vor dem Termin in Windhuk war sie zur Eröffnung des deutsch-südafrikanischen Wissenschaftsjahres nach Kapstadt geflogen. Ihr Entschluss, Südafrika als Standort für das größte Teleskop-Projekt der Welt, das „Square Kilometer Array“ (SKA) zu favorisieren und dafür eine Million Euro als SKA-Mitgliedsbeitrag in die Hand zu nehmen, hat nicht nur das politische Südafrika bewegt. Ähnlich erfolgreich hat sie ihre Netze schon mit deutsch-russischen Wissenschaftsjahr mit Moskau ausgewor-

fen, hier mit Schwerpunkt auf der Teilchenphysik, und davor Dutzende Projekte mit China und Brasilien angehängt. Dass sie bislang Schnellläufer bevorzugt, ist Teil ihrer Strategie. Wachstumsstarke Volkswirtschaften reißen sich um deutsches Knowhow. Auch in Windhuk ging es um Einfluss und Geld – um hundert Millionen Euro. Die Summe hat das Berliner Ministerium vor vier Jahren für den Aufbau zweier afrikanischer „Kompetenzzentren für Klimawandel und angepasstes Landmanagement“ zugesagt und damit verhindert, dass eines der erfolgreichsten Forschungskooperationen mit afrikanischen Ländern – „Biota“ – wie andere Entwicklungsprojekte im Sande verläuft. Im Tintenfisch fand die Unterzeichnung der Joint Declaration für das Fünf-Länder-Projekt „Sasacal“ statt. 82 Unterschriften waren abzuleisten, und Schavan genoss jede Minute. JOACHIM MÜLLER-JUNG

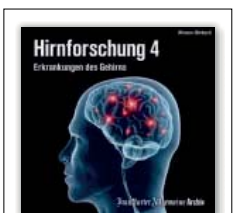
Frühe Erde unter Dauerbeschuss

Das große Bombardement – die Epoche in der frühen Phase unseres Sonnensystems, in der die inneren Planeten und damit auch Erde und Mond von heftigen Asteroideneinschlägen ausgesetzt waren – ist offenkundig heftiger gewesen und hat länger andauert als angenommen. Bislang glaubte man, dass die heftigsten Einschläge vor rund 3,8 Milliarden Jahren endeten und damit vor der Entstehung des Lebens. Untersuchungen von zwei amerikanischen Forschergruppen zeigen nun, dass die Erde wahrscheinlich noch zwischen 3,8 und 1,8 Milliarden Jahren von mehreren Dutzend bis zu vierzig Kilometer großen Asteroidenbrocken getroffen wurde. Spuren dieser Einschläge fanden sich in einer Reihe irdischer Sedimentproben unterschiedlichen Alters und Herkunft in Gestalt millimetergroßer Einschlüsse aus geschmolzenem Gestein. Diese Sphärolite waren einst entstanden, als bei den Einschlägen recht großer Asteroidenbrocken gewaltige Mengen erhitztes Material aus der Erdkruste verdampfte, dann abkühlte und kondensierte und in Form kleiner Kügelchen auf die Erdoberfläche herabregnete. Brandon Johnson und Jay Melosh von der Purdue University in West Lafayette konnten anhand der Einschlüsse auf die Größe, die Zahl und das mittlere Alter der Einschläge schließen („Nature“, doi: 10.1038/nature10982). Forscher vom Southwest Research Institute in Boulder haben berechnet, dass für das Bombardement vermutlich die Objekte des heute fast verschwundenen Ausläufers des Asteroidengürtels zwischen Mars und Jupiter – des E-Gürtels – verantwortlich waren. F.A.Z.

Kam der Ackerbau mit den Zugereisten?

Archäologen, Paläo- und Evolutionsbiologen sind seit langem unschlüssig: Breiteten sich Ackerbau und Viehzucht „kulturell“ aus, also etwa durch sprachliche Weitergabe und Kommunikation, oder eroberte der bäuerliche Lebensstil, der vor 11 000 Jahren im Nahen Osten aufkam, Europa durch Migration, die ihre Lebensweise mitbrachten? Für letztere Sichtweise liefern jetzt schwedische Genforscher am Pontus Skoglund von der Universität in Uppsala in „Science“ neue Argumente (doi: 10.1126/science.1216304). Die Evolutionsbiologen sequenzierten fast 250 Millionen Basenpaare aus Skelettresten von vier Menschen, die vor etwa fünftausend Jahren in Schweden gelebt hatten. Eine Frau, die bäuerlich gekleidet war, wie dabei eine hohe genetische Ähnlichkeit zu heutigen Menschen aus dem Mittelmeerraum auf. Drei Jäger und Sammler hingegen glichen heutigen Finnen. In „Nature“ kritisierten andere Wissenschaftler, dass ein einziger untersuchter Bauer aus dem Neolithikum nicht ausreichte und dass, über Europa verteilt, weitere Überreste genetisch analysiert werden müssten. F.A.Z.

ANZEIGE



Hirnforschung 4
Entwicklungen des Gehirns

ISBN 978-3-89843-187-3

Unfallfolgen, Alzheimer, Hirntumore: Ursachenforschung, aktueller Stand der Wissenschaft, Therapie- und Erfahrungsberichte. Ein Wissens-Hörbuch aus dem F.A.Z.-Archiv.

Doppel-CD, ca. 2 Stunden Spielzeit, 19,90 €
Bestellen Sie telefonisch (069) 7591-10 oder
auf www.faz-hoerbuch.de im Buchhandel.

* Normale Festpreiskategorie

Frankfurter Allgemeine Archiv

Wenn Salmonellen Kraft sammeln

Ein wichtiger Schritt, um Salmonellen bei Zimmertemperatur auf Lebensmitteln gefahren, ist jetzt von britischen Wissenschaftlern aufgeklart worden. Dabei geht es um die sogenannte Lag-Phase, über die man bisher am wenigsten wusste. Es handelt sich um die Verzögerungsphase, in der Bakterien sich nicht teilen, bevor schließlich das exponentielle Wachstum einer Kultur beginnt. Britische und irische Wissenschaftler um Jay Hinton vom Institute of Food Research in Norwich gewannen jetzt mittels eines Experimentalsystems, das Bakterien der Art *Salmonella typhimurium* bei 25 Grad Celsius in einem speziellen Nährmedium etwa zwei Stunden in der Lag-Phase hielt. Einblicke in die Physiologie während dieser Zeitspanne („Journal of Bacteriology“, doi: 10.1128/JB.06112-11). Demnach begannen die Salmonellen in der Lag-Phase zunächst, Gene zu exprimieren, die für die Aufnahme von Phosphat die Rolle spielen, das für viele zelluläre Prozesse gebraucht wird. Die Bakterienzellen akkumulieren zudem Eisen, Kalzium und Mangan. Während Eisen in der Zelle gesammelt wird, reagiert sie vorübergehend besonders empfindlich auf oxidativen Stress. F.A.Z.

An der Haut beißen sich die Ingenieure die Zähne aus

Eine „Hautfabrik“ gibt es schon, und einige Firmen versuchen die Massenproduktion. Tatsächlich ist der Bedarf an synthetischer Haut als Gewebe-Ersatz für Brandopfer oder für Chemikaliens tests groß. Doch ihre Herstellung erweist sich als gewaltige Herausforderung. Von Monika Etspüler



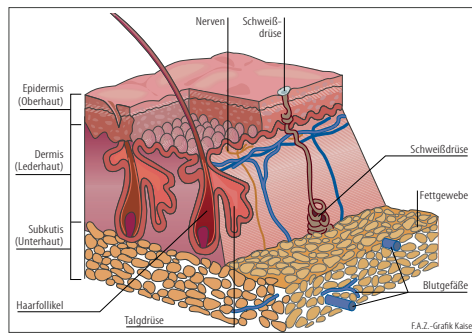
Roboterarbeit hinter Glas: Die Hautfabrik am Fraunhofer-Institut für Grenzflächen- und Bioverfahrenstechnik Foto Fraunhofer IGB

nik (IGB). Wände aus Glas und Stahl gewähren Einblick in ihr Innenleben, wo auf einer Fläche von zwanzig Quadratmetern Roboterarme und computergesteuerte Apparaturen ihre Arbeit verrichten. In einem mehrstufigen Prozess werden briefmarkengroße Stückchen aus einer Probe menschlicher Haut zunächst sterilisiert, mit einem Messer zerschneidet und die Zellen mit Hilfe von Enzymen herausgelöst. Die zwei Zellfraktionen – sie setzen sich zusammen aus den epidermalen Keratinozyten und den Fibroblasten, aus denen sich die darunterliegende Hautschicht, die Dermis, entwickelt – werden getrennt und vermehrt. Ein optisches Bilderkennungs system überprüft regelmäßig das Wachstum und die Dichte der Zellen sowie deren Morphologie und Vitalität. Im nächsten Arbeitsschritt werden die beiden Zelltypen zu einem zweischichtigen Hautmodell zusammengesetzt. Den Fibroblasten wird noch etwas Kollagen beige mischt, um dem Bindegewebe die natürliche Elastizität zu verleihen. In einem Inkubator verbinden sich die beiden Zellfraktionen bei 37 Grad Celsius dann zu einer zweischichtigen künstlichen Haut.

Zurzeit läuft noch das Zulassungsverfahren für die Stuttgarter „Hautfabrik“. Nach erfolgreichem Abschluss können die ersten Anwender mit der Produktion beginnen. Eine Patentierung ist nicht vorgesehen, so dass jedes Unternehmen diese Technik nutzen kann. Interessant ist das Stuttgarter Projekt nicht nur für die

Kosmetik, die Chemie- und die Pharmaindustrie. Auch die Transplantationsmedizin könnte eines Tages davon profitieren. Noch sind die zweischichtigen Hautmodelle nicht geeignet, um zerstörtes Gewebe zu ersetzen. Denn der Dermis fehlen die Blutgefäße, die das Gewebe mit Sauerstoff und Nährstoffen versorgen, so dass es nach kurzer Zeit abstirbt („Advanced Drug Delivery Reviews“, Bd. 63, S. 352). Ziel ist deshalb, Blutgefäße aufzubauen, die so elastisch und flexibel sind, dass sie mit dem biologischen Material interagieren können.

Forscher um Günter Tovar vom Stuttgarter Fraunhofer-Institut IGB haben sich dieses Themas angenommen. Zum Aufbau künstlicher Gefäße nutzen sie ein Verfahren aus der Produktionstechnik, das sogenannte Rapid Prototyping. Mit einer Tintenstrahlendrucker werden zunächst Partikel aus Polyacrylat in feine Schichten auf eine spezielle Unterlage aufgetragen. Anschließend wird das Material durch Lichtstrahlung an definierten Stellen chemisch miteinander verbunden und das nicht vernetzte Material abgetragen. Um auch die hauchfeine Röhrenstruktur der kleinen Kapillargefäße nachbilden zu können, beschließen die Forscher das gedruckte Material mit kurzen Laserpulsen, wobei nur die getroffenen Moleküle miteinander reagieren. „Diese Reaktion lässt sich derart gezielt steuern, dass der Aufbau von feinsten Strukturen nach einem dreidimensionalen Bauplan möglich ist“, erklärt Projektleiter Günter Tovar. Erste Versuche, dieses Gerüst mit Endothelzellen, die normalerweise die natürlichen Gefäße auskleiden und zu besiedeln, waren erfolgreich („Advanced Engineering Materials“, Bd. 13, S. B467). In etwa drei Jah-



F.A.Z.-Grafik/Katzen

ren, so schätzt Günter Tovar, wird es möglich sein, aus diesen Strukturen Blutgefäße zu bauen, die dann auch das Gewebe aus der Hautfabrik ausreichend mit Nährstoffen versorgen können.

Einen anderen Weg, um zu künstlicher Haut zu gelangen, verfolgen Wissenschaftler am Institut für Stammzell-Therapie und der Erforschung von Erbkrankheiten, kurz i-Stem, in Evry im Süden von Paris. Christine Baldeschi und ihrer Arbeitsgruppe ist es gelungen, aus menschlichen embryonalen Stammzellen (hESCs) Keratinozyten zu züchten und daraus eine funktionsfähige Epidermis zu entwickeln („Lancet“, Bd. 374, S. 1745). Das Gewebe soll als Transplantat bei Verbrennung und offenen Wunden verwendet werden. Zunächst jedoch ist geplant, es zur Abdeckung von Brandwunden zu verwenden, um lebensbedrohlichen Infektionen und Kreislaufzusammenbrüchen aufgrund des hohen Flüssigkeitsverlusts vorzubeugen.

Die Forscher aus Evry regten zu nächst die Differenzierung der embryonalen Stammzellen an, indem sie das Nährmedium mit Fibroblasten anreicherten und den Prozess durch verschiedene Wachstumsfaktoren stimulierten. Fluoreszenzanalysen zeigten, dass bereits nach fünf Tagen den Kulturen eine Abnahme embryonaler Stammzell-Marker zu erkennen war. Dagegen verzeichneten die Wissenschaftler einen kontinuierlichen Anstieg der Keratinozyten-Marker, unter anderem von Keratin 5 und 14, der nach 40 Tagen sein Maximum erreichte. Durch Entzug der Wachstumsfaktoren wurde dieser Vorgang gestoppt. Unter dem Mikroskop waren jetzt Zellen mit der für Keratinozyten typischen pfistersteinartige Form zu erkennen, die sich spontan zu Kolonien zusammenschlossen und zu teilen begannen.

Weitere Untersuchungen müssen nun genaue Auskunft über die immunologische Verträglichkeit der Ersatz-Epidermis geben. Im Gegensatz zum Tissue Engineering, bei dem der Patient durch Gewebe aus körpereigenen Zellen versorgt wird, haben die embryonalen Stammzellen ein anderes Erbgut als der potenzielle Empfänger und werden deshalb vom Immunsystem als fremd erkannt. Bis jetzt gehen die französischen Forscher von einer geringen Antigen-Ausprägung ihrer Epidermis aus, was bedeuten würde, dass eine Abstoßungsreaktion eher unwahrscheinlich ist. Das Projekt hat inzwischen die vorläufige Phase erreicht. In einem Großlabor werden bereits Zellchips für Brandopfer produziert. „In einem Jahr können die ersten Patienten mit einer Epidermis versorgt“, ist Sebastian Duprat, Wissenschaftler am i-Stem, überzeugt.

Bisher ist es nicht gelungen, eine Dermis aus menschlichen embryonalen Stammzellen herzustellen. Diese Gewebeschicht wird bei starken Verbrennungen ebenfalls zerstört. Die Haut verliert dadurch ihre Elastizität und die Fähigkeit zur Temperaturregulierung. Unter den schmerzhaften Narben leiden die Patienten meist ein Leben lang. Hinweise, dass der Aufbau einer solchen Unterhaut möglich ist, haben unlängst Christelle Coraux und ihre Kollegen von der Universität Nizza gefunden („Current Biology“, Bd. 13, S. 849). Den Wissenschaftlern ist es gelungen, aus embryonalen Mäusestammzellen neben den Keratinozyten auch Fibroblasten zu züchten. Aus den ausdifferenzierten Keratinozyten konnten sie gezielt eine funktionsfähige Epidermis aufbauen, während die Fibroblasten sich in einer Selbstorganisationsprozess unterhalb der Epidermischicht ansiedelten. Inwieweit diese Ergebnisse auf den Menschen übertragbar sind, muss die weitere Untersuchung zeigen.

Rätselhafte Leuchttürme im Universum

Extrem energiereiche Strahlung eines Pulsars im Zentrum des Krebsnebels bringt die Forscher in Erklärungsnot

dem heute noch gültigen Erklärungsansatz. Danach handelt es sich bei den Pulsaren um rasch rotierende Neutronensterne, die mit ihrem schräg zur Rotationsachse stehenden extrem starken Magnetfeld eng gebündelte Strahlungskegel der unterschiedlichsten Wellenlängen aussenden. Der mutmaßlich nur etwa 25 Kilometer große Pulsar des Krebsnebels rotiert rund dreißigmal pro Sekunde. Die Forschergruppe, darunter Wissenschaftler vom Max-Planck-Institut für Physik in München, haben nun auch überraschend energiereiche Gammastrahlung nachgewiesen. Für ihre Messungen nutzte sie die beiden MAGIC-Teleskope auf der Kanareninsel La Palma. Die „Major Atmospheric Gamma-Ray Imaging Cherenkov Telescopes“ können die auf die Erde treffende Gammastrahlung anhand der von ihr in der Atmosphäre ausgelösten Tscherenkov-Strahlung nachweisen. Solche Tscherenkov-Strahlung entsteht, wenn etwa hochenergetische Gammastrahlen mit Luftmolekülen kollidieren und dabei ein offengelegte Zusammenhang zwischen Sternexplosion und Pulsar schon kurz nach seiner Entdeckung 1968 zu

rophysics“ (doi: 10.1051/0004-6361/20118166) berichten die Forscher, dass auch die besonders kurzweilige Gammastrahlung bis zu einer Energie von 400 Gigaelektronenvolt (GeV) – medizinische Röntgenstrahlung arbeiten im Energiebereich von einigen Dutzend Kilo-elektronenvolt – ebenso gepulst ankommt wie die übrige Strahlung des Pulsars. Bislang waren die meisten Pulsarforscher von einer deutlich niedrigeren Energiegrenze ausgegangen, denn eigentlich sollte das äußerst starke Magnetfeld eines Pulsars diese Strahlung abschirmen. Beim Krebsnebel-Pulsar werden die Magnetfeldstärken von 100 Millionen Tesla gemessen, was dem Billionenfachen des Erdmagnetfelds entspricht. Das Auftreten von derart energiereichen Gammapulsen bringe, so Razmik Mirzoyan, Magic-Projektleiter am MPI für Physik, die Astrophysiker in Erklärungsnot. „Dahinter muss ein Prozess stecken, den wir noch nicht kennen.“ Dabei gibt es durchaus neue Ansätze, wie sich die kurzweilige Pulsarstrahlung verstehen lässt. So versucht Kouichi Hirotani vom Institute of Astronomy und Astrophysics der Academia Sinica in Taiwan, die energiereiche

Gammastrahlung mit einem kaskadenartigen Vorgang zu erklären. Danach reicht die hohen Energien in der Umgebung des Pulsars dazu aus, sekundäre Teilchen zu produzieren, welche die von der Magnetosphäre des Pulsars gebildete Barriere überwinden können. Eine andere mögliche Erklärung von Felix Aharonian vom Dublin Institute for Advanced Studies und weiteren Forschern verbindet dieses Emissionsmerkmal mit der ebenso rätselhaften Physik des dunklen Pulsarwinds – einem Strom aus Elektronen und Positronen sowie elektromagnetischer Strahlung, der letztlich im Krebsnebel aufsteht und den gesamten Supernova-Überrest zum Leuchten bringt. Allerdings können auch diese Lösungsvorschläge weder die extrem hohe Energie noch die gemessene Kürze der Gammapulse befriedigend erklären. Die Forscher hoffen aber, durch weitere Beobachtungen die Qualität der Messungen noch verbessern zu können, um so das Rätsel zu lösen. Es bleibt abzuwarten, wie stark sich dadurch auch das aktuelle theoretische Modell des Pulsars und das Bild vom Krebsnebel selbst verändern. HERMANN-MICHAEL HAHN

Zur Rolle des Arztes

Eine Sammlung von Vorträgen

Was bedeutet es, Medizin zu studieren? Was versteht man unter dem „diagnostischen Blick“? Was sagt der Begriff „ärztliche Verantwortung“ aus? Der Chirurg Manfred Gekrukenmeyer beschäftigt sich in den vergangenen Jahren in vielen Vorträgen und Aufsätzen mit solchen Fragen, deren Antworten, zusammengekommen, einen Überblick über die „Kultur der Medizin“ geben. Unter diesem Titel hat der Schattauer Verlag jetzt eine Auswahl von Gekrukenmeyers Texten veröffentlicht. Der Autor, geboren 1961, widmet sich darin ausführlich dem Verhältnis zwischen Arzt und Patient und den verschiedenen Varianten, es auszugestalten. Dabei geht er etwa auf das ärztliche Gespräch ein, aber schlägt auch einen größeren Bogen und skizziert beispielsweise das „Krebsproblem“ und seine gesellschaftliche Relevanz. Gekrukenmeyer lässt viel historisches und auch praktisches Detailwissen aus dem Klinikalltag einfließen, um seine Themen zu veranschaulichen. Enthalten sind zudem autobiographische Berichte, etwa im Kapitel „Als Arzt in Afrika“, in dem der Autor auf die Rolle von Ärzten zwischen verschiedenen Kulturen eingeht.

Manfred Gekrukenmeyer, „Die Kultur der Medizin. Spuren, Wege und Ziele“, Schattauer Verlag, Stuttgart 2011, 245 S., 29,95 Euro.

Wir brauchen jetzt dringend eine Krise

Gesellschaftswandel durch Diskussion: Ein Text aus dem Nachlass von Niklas Luhmann geht der Frage nach, wie man sich das vorstellen soll.

Gespräche können sich selbst ändern. Jedes neue Thema, das eingeführt wird, und jeder neue Gast, den die Runde willkommen heißt, bietet ein Beispiel dafür: Spätestens nach der Begrüßung des Gastes wird aufgehört, über ihn zu reden. Soziologen würden solche Kleinänderungen in der lokalen Gesprächsführung als einen „Strukturwandel der Interaktion“ beschreiben.

Können Gespräche nicht nur sich selbst, können sie auch andere Systeme ändern? Ein Gesetzgeber, der in das Familienecht eingreift, mag sich vorstellen, dass er durch eigene Dispositionen diejenigen Bedingungen ändert, unter denen in anderen sozialen Situationen disponent wird. Aber kann man sich eine ähnliche Breitenwirkung auch von bloßen Gesprächen erwarten, etwa von Zusammenkünften unter politisch einflusslosen Personen – nicht? Darf man hoffen oder muss man fürchten, dass die Erfindung einer neuen Gesprächsform, die ungewöhnliche Themen oder ungewöhnlichen Beträgen mit lokalen Achtungserfolgen belohnt, nicht nur in die Selbstisolierung einer Subkultur führt, sondern kulturell produktiv wird?

An der Studentenbewegung der sechziger Jahre imponiert im Rückblick der Mut, so etwas für möglich zu halten. Ihre Zusammenkünfte beruhten ganz offensichtlich auf der Hoffnung, es lasse sich hier und jetzt etwas in Bewegung setzen, was auch später und auch anderswo noch gebraucht wird. Zunächst natürlich: die politischen Meinungen und die persönlichen Reaktionsgewohnheiten der jeweils Anwesenden, ihre unbewussten Vorurteile keineswegs ausgenommen. Von den Teilnehmern wurden Diskussionen gepflegt, man sogenannte Lernprozesse zu erwarten, nicht selten mit therapeutischem Nachdruck.

Aber auch die Beteiligung an offiziellen Interaktionen, an Vorlesungen zum Beispiel oder bei Auftritten vor Gericht, wurde von den Prominenten der Bewegung mitunter verachtet, die Besseren, die von gesellschaftlichen Institutionen durch ein druckvolles Verhalten zu irritieren, um auf diese Weise die Institutionen selbst herauszufordern, und wie man es damals gern nannte, „in Frage zu stellen“. Es gab also ein erhebliches Vertrauen in die sei es tiefen, sei es breiten Strukturänderungen, die man durch bloße Gespräche auslösen konnte, sei es in den Beteiligten, sei es in dem, wofür sie gesellschaftlich einstehen. Bedenkt man die Lage der Studenten: jung, ökonomisch noch unselbständig, ohne nennenswerten Einfluss in Organisation oder Gesellschaft, versteht man ganz



1969: Revoluzzer KD Wolff (mit Argumentverstärker) und ein lokaler Gerichtspräsident im ungleichen Diskurs

Foto Archiv

gut, warum so viele Hoffnungen auf Interaktion gesetzt wurden.

In der soziologischen Theoriebildung jener Jahre entsprach dieser Hoffnung eine eigene Denkkrichtung, der sogenannte „Interaktionsismus“, der zunächst einmal nur darauf aufmerksam machte, dass man gesellschaftliche Normen in den sozialen Situationen, die sie ordnen sollen, immer auch unterlaufen kann. So kann man in einer Vorlesung statt über Lyrik, so wie angekündigt, auch über die „Bild“-Zeitung reden. Aus der Sicht der Gesellschaft ergibt das aber nur abweichendes Verhalten.

Radikalere Vertreter jener Richtung verstiegen sich zu der These, dass die gesellschaftlichen Normen gar keinen interaktionsabhängigen Sinn hätten. Wäre das richtig, würde sie allein schon der wiederholte Verstoß gegen sie auflösen. Die Juristen dürften das schon damals nicht recht überzeugt haben. Aber selbst wenn man es gelten ließe: Die Strukturen, gegen die

sich die Studentenbewegung richtete, zum Beispiel die amerikanische Außenpolitik jener Jahre, waren ja gar nicht zur Ordnung ihrer eigenen Interaktionen bestimmt. Die Studenten waren gar nicht die Adressaten dessen, wogegen sie aufbegehrt, und die Normen, von denen sie abweichen konnten, man denke nur an die Kleiderordnung, waren nicht identisch mit denen, die sie angriffen. Dieses Modell des gesellschaftlichen Wandels durch Interaktion ist also nicht überzeugend.

Auch in einem unlängst veröffentlichten Text aus dem Nachlass von Niklas Luhmann wird die Frage gestellt, wie man durch Gespräche die Strukturen anderer Systeme verändern kann („Strukturauflösung durch Interaktion: Ein analytischer Bezugsrahmen“, in: Soziale Systeme 17, 2011). Der Bielefelder Soziologe behandelt das Thema im Rahmen einer vergleichenden Lerntheorie, die Krisen als lern günstigste Voraussetzung. Personen oder soziale

Systeme sind demnach normalerweise durchaus nicht bereit, bewährte Strukturen durch Anpassung an vorübergehende Situationen oder an Wünsche einzelner Umweltpartner einfach zu ändern. Erst ein Versagen dieser Strukturen, erst ihre Entwertung angesichts einer Realität, die in überraschender Weise anders ist als erwartet, bringt das System in eine Lage, in der es Bestimmungsvorsuchen anderer von sich aus entgegenkommt.

Die Frage, wie das Gespräch als kurzfristiges Unternehmen langfristige Bindungen in seinen Teilnehmern ändern kann, führt bei Luhmann daher zu der Vorfrage, wie es diese Bindungen zunächst einmal lockern und auflösen kann. Wie kann die endogamatisierende Wirkung von Krisen gesellschaftsweide nicht nur genutzt, sondern vielschichtig hergestellt werden?

Mit dem Fall der Nutzung haben Luhmann zufolge vor allem Ärzte und Geist-

liche, Juristen und Psychotherapeuten ihre Erfahrungen. Denn die Klienten dieser Professionen befinden sich bereits in einer Krisensituation, ihr Leidensdruck macht sie für Strukturänderungen empfänglich. Der professionell praktizierende Orientierungslösung seiner Partner nicht herbeiführen. Er kann seine Aufgaben positiver umschreiben und als freundlich und hilfreich auftreten.

Auf diesen Vorzug der anderen Professionen müssen aber bereits die Lehrer verzichten, da den Schülern, die sie mit neuen Strukturen versorgen sollen, ihre eigenen Verständnis nach nichts fehlt, wenn sie eingeschult werden. Aber auch Lehrer neigen ja dazu, an ihrer Berufsrolle nur das Positive und nicht auch das Negative zu sehen, nämlich das Lernen zu betonen und das dazu notwendige Verlernen wegzulassen. Luhmann zufolge können sie dies, weil die Krisensituation hier einfach durch die strukturellen Merkmale des Schulunterrichts hergestellt wird. Als thematisch konzentrierte Befassung mit Themen, die den Schülern ganz fernliegen, und als Großgruppe, die jedem von ihnen ein hohes Maß an Passivität zumutet, unterscheidet sich der Unterricht so deutlich von der Welt der Familien, an denen die Kinder ihre Gewohnheiten erlernt haben, dass der Sicherheitswert dieser Gewohnheiten in den Schulen gleichsam von selbst verlorengeht – also ohne dass der Lehrer diesen Verlust zu verantworten hätte.

Neben diesen beiden Fällen von Krise, der entgegenkommenden und der unverantwortlicherweise selbsterzeugten, gibt es noch den Fall der historisch einmaligen und damit unwiederholbaren Krise. Luhmann sieht ihn in der Geburtsstunde der modernen Öffentlichkeit realisiert. Diese richtete sich vor allem gegen politische Praktiken, die sich nur unter der Bedingung von Geheimhaltung pflegen ließen. Die Herstellung von Öffentlichkeit war hier schon die Strukturauflösung selbst.

Luhmanns Aufsatz, der im Jahre 1975 entstand, ist nicht als Kommentierung der Erfolgschancen einer Protestbewegung geschrieben, die ihren Höhepunkt damals bereits überschritten hatte. Aber er macht doch mit der Wahl seiner eigenen Themen die politischen Schwierigkeiten dieser Bewegung sehr deutlich: Weder konnten die Studenten sich auf eine Krise der Gesellschaft stützen, die ihnen von außen entgegenkam. Noch gab es eine allgemeine Schulpolitik zur Teilnahme an ihren Interaktionen, denen man sich vielmehr außerhalb von Universitäten ganz leicht entziehen konnte. Allenfalls einzelne Professoren, denen diese Mobilität fehlte, wurden aus ihren Routinen geschubst.

Die Studenten konnten die für ihre Absichten benötigte Krise demnach nicht voraussetzen noch auf geräuschlose Weise selbst erzeugen. Daher mussten sie ihre Absicht, gesellschaftliche Strukturen aufzulösen, offen als solche kommunizieren – und sich dadurch erst einmal unbelieblich machen. Und dann fehlte ihnen Aufklärung, die sie von der Notwendigkeit aus auch noch eine Politik wie dafür ausschlaggebend (Lichtseht) Der von ihnen angestrebte Wandel sollte sich öffentlich, interaktiv und politisch vollziehen. Das war zu viel verlangt. ANDRÉ KIESERLING

Weisheit der Menge

Krawall

Wenn etwas Erfolg hat, dann neigen wir dazu, diesen Erfolg auf die Eigenschaften des Erfolgreichen zurückzuführen. Man mag sagen: „Wie denn auch anders?“ Mit dieser Frage aber qualifiziert man sich nur zum Leser der soziologischen Bestsellerforschung. Sie ist ein Ableger von Forschungen über Epidemien, Gewaltbereitschaft und öffentliche Meinung.

Der Reihe nach: Vor gut dreißig Jahren entwickelte der amerikanische Soziologe Mark Granovetter ein Modell zum Studium öffentlicher Ausschreitungen („Threshold Models of Collective Behavior“, American Journal of Sociology, Vol. 83 No. 6, 1978). Darin hing die Bereitschaft eines unzufriedenen Bürgers zum Krawall von seiner Unzufriedenheit, seinem Hang zu zivilem Verhalten – und entscheidend – von der Bereitschaft anderer Bürger zum Krawall ab. Je mehr sich zu Gewalt greifen, war die Annahme, desto mehr schloßen sich ihnen zusätzliche Einzelne an.

Granovetter unterschied nun zwei Gruppen in zwei verschiedenen Städten. In der einen unterschiedlich die einzelnen Akteure, darin, wie schnell sie zum Mitmachen bei Ausschreitungen bereit waren. Einer sollte sofort gewaltbereit sein, egal, ob es Mitläufer geben würde, der Nächste brauchte nur einen anderen beim Steinwerfen zu sehen, um sich ihm anzuschließen, ein weiterer zwei, der Nächste drei und so weiter, bis zu dem Bürger, der sich dem Krawall erst anschloß, wenn schon alle anderen randalierten. Es ist leicht zu sehen, dass für diese Gruppe ein einziger Steinwurf ausreicht, um das ganze Kollektiv wie eine Reihe Dominosteine in Richtung Gewalt kippen zu lassen.

Die zweite Modellgruppe unterschied sich nur in einem einzigen Aspekt von der ersten: Es sollte in ihr niemand einen Schwellenwert von drei Mitläufern, dafür aber zwei Personen ein von vier Mitläufern haben. Kein außenstehender Beobachter würde diese minimale Differenz der Gewaltbereitschaft erkennen – aber es würde in dieser Gruppe nur drei Randaliere geben und der Krawall danach aufhören, sich fortzupflanzen.

Der in New York lehrende australische Physiker und Soziologe Duncan Watts, der in seinem Buch „Everything is Obvious Once You Know the Answer“ (New York 2011) zum Krawall von Urmodell erinnert hat, findet in ihm ein – zugegeben: simples und mechanistisches – Beispiel dafür, dass kollektives Verhalten sich nicht durch repräsentatives, durchschnittliches, normales individuelles Verhalten erklären lässt.

Watts hat zusammen mit Kollegen soziologische Experimente durchgeführt, die er auch für das Verhalten von Konsumenten bestätigt. Ihren etwa 14.000 Teilnehmern wurden Musiktitel unbekannter Bands zum Anhören – und falls gewünscht – zum Herunterladen angeboten. Manche Teilnehmer sahen dabei nur die Namen der Lieder und Bands, andere zusätzlich, wie oft sie von früheren Teilnehmern an Experiment heruntergeladen worden waren. Die letztere Gruppe der „sozial Beeinflussten“ wurde zusätzlich aufgeleitet, so dass sie nicht das gesamte Download-Verhalten sahen, sondern nur das ihrer Untergruppe. Bei manchen nahm also ein Lied den Spitzenplatz ein, das nur nach dem „Welt“-vielleicht nur auf Platz zwölf lag.

Das Ergebnis war, dass in den „Einflusswelten“ die populären Lieder nach populärer waren als ohnehin; und die unbeliebten noch unbeliebter. Zugleich waren aber je nach Untergruppe ganz andere Lieder an der Spitze zu finden. Zwar schnitten die nach Maßgabe der unbeflügelten Kontrollgruppe – „guten“ Lieder im Durchschnitt auch in den Einflusswelten besser ab als die „schlechten“. Doch der Einfluss des Zufalls darauf, wie genau ein Lied abschnitt, war beträchtlich. Watts' Folgerung: Sozialer Einfluss macht das Verhalten nicht ungleichlicher, sondern auch unvorhersagbarer.

Der Münchner Soziologe Marc Keuschning hat gerade eine ähnliche Deutung der Entstehung von Bestellern vorgelegt („Konformität durch Herdenverhalten. Theorie und Empirie zur Entstehung von Bestellern“, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 64. Jg., Heft 1, 2012). Seinen Tests zufolge konkurrierten die Informationsquellen zur Qualität von Büchern. Das Kaufverhalten anderer – die Bestellliste – wird nur dann stärker herangezogen, wenn keine alternativen Informationen vorliegen, also bei neuen Autoren. Bekannte Schriftsteller haben weder viel von Werbung noch von Kaufempfehlungen im Internet. Wer sich auf private Signale verlässt, ist wiederum weniger für Empfehlungen aus dem Fernsehen empfänglich.

Watts schließt aus seinen Studien wie aus der von Granovetter, dass sehr ähnliche Kollektive in sehr ähnlichen Situationen zu vollkommen unterschiedlichen Entscheidungen kommen, je nachdem, ob und wie sehr die Einzelnen aufeinander achten. Die bloße Reihenfolge des Entscheidens, der bloße Zeitpunkt des öffentlichen Erwahntwerdens kann aus einem Buch oder Lied werden. Wie sieht es mit Watts zitiert einen Verleger mit der unüberbärtigen Erfolgserklärung: „Es hat sich so gut verkauft, weil so viele dafür bezahlt haben.“ JÜRGEN KAUBE

Der katholische Protestant, dessen Himmel leer war

Altersunfrömmigkeit: Die Shakespeare-Tage in Bochum stellten dem Werk des Dramatikers die Gretchenfrage

Das Programm der Shakespeare-Tage in Bochum schmückt ein Bild von Königin Elisabeth I. aus dem Jahr 1569, das sie im Gebet zeigt, vor ihr das „Book of Common Prayer“. Grundlage des Glaubens, aufgeklimmt auf einem kleinen Tisch liegend. Doch wie sie die Knie beugt, die Hände zusammenführt und, womöglich auf ein Kreuz oder sogar Andachtsbild schauend, den Blick heft, „lässt sich Elisabeth“, so Tobias Döring, Münchner Anglist und neuer Präsident der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft, in seiner Eröffnungsansprache, „hier in einer Pose zeichnen, die deutlich die Erinnerung an hergebrachte, katholische Rituale wachholt oder weckt, an Gebetspraktiken jedenfalls, die von entscheidenden Reformatoren schon längst ausgemustert worden sind: ein spannungsvolles Patchwork ganz unterschiedlicher Religionsmuster“.

Aber kann das sein? Wo sich Elisabeth doch jahrelang bis zum Tod ihrer Vorgängerin und Halbschwester, der blutigen Mary, 1558 als Katholikin hatte ausgeben müssen, um zu überleben. Wo doch erst ihr Vater, Heinrich VIII., mit der katholischen Tradition des Landes gebrochen und es, als Elisabeth, die er für illegitim erklärte, dann doch noch Königin geworden war, zu ihren ersten Amtshandlungen gehört hatte, die protestantische Konfession wieder einzusetzen und die öffentlichen Ketzerverbrennungen zu beenden. Wo Papst Pius V. sie doch nur ein Jahr später, 1570, exkommuniziert hatte, und sein Nachfolger Gregor XIII. sie als „elende Ketzlerin“ am liebsten hingerichtet gesehen hätte: Elisabeth, die dem Zeitalter, das als goldenes in die englische Geschichte einging, wie auch seinem Theater den Namen gab, soll noch 1569, da war sie schon zehn Jahre auf dem Thron, eine (heimliche) Katholikin gewesen sein?

Viele Fragezeichen, aber gerade deshalb ein treffendes Bild. Denn mit Shakespeare und seinen Stücken verhält es sich ähnlich. Über seinen persönlichen Glauben zu spekulieren ist nicht nur wegen seiner ungeklärten Identität, ziemlich müßig. Sehr viel spannender jedoch, welche religiösen Positionen seine Figuren (von dem Protestantismus des Königs Johann, der

sich gegen den Papst wendet, über den Juden Shylock im „Kaufmann von Venedig“ bis zur katholischen Nonne Isabella in „Maß für Maß“) einnehmen, wie das Theater mit ihnen umgeht und was für die Zuschauer daraus folgt. Insofern stelle die Tagung in Bochum nicht dem Autor, sondern seinem Werk die Gretchenfrage: „Glaube und Zweifel bei Shakespeare“ lautete ihr Thema.

Auch der Schriftsteller Navid Kermani setzte in seiner „Rede zum Shakespeare-Tage“ voraus, dass der Schwan von Venedig eine katholische Familie von Rekasuten hineingeboren wurde, wie das zuletzt vor allem Stephen Greenblatt in seiner den religiösen Subtext der Dramen entscheidenden Studie „Hamlet im Fegefeuer“ (2008) herausgearbeitet hat. Seine detaillierte Beschreibung des Auftritts von König Lear in der sechsten Szene der vierten Akts lief darauf hinaus, an der „Verleumdung, Vervallung und Überanstrengung eines ohnehin erschwächten Körpers“ die Qual des Erlösers in der erschütternden Drastik von Kreuzifixen des 14. und 15. Jahrhunderts aufzuzeigen (und damit auch die Grenzen einer realistischen Darstellung auszumachen). Doch als Märtyrer sieht Kermani die Doppelhelden der Tragödie, auch wenn sie „mit allen Insinuationen einer christlichen Hagiographie ausgestattet sind, gerade nicht. Lear und Gloucester opfern sich nicht für Gott auf, nicht für ihren Glauben, für keine Gemeinschaft. „Im Gegenteil: Sie selbst sind es, die aus bloßem Macht- und Geltungsdrang andere aufopfern – und zwar die einzigen, die glaubhaft ihren Zuneigung zeigten, die Tochter Cordelia, den Sohn Edgar“.

Kermani ließ an Lear kaum ein gutes Haar, der von Shakespeare gerade nicht als gerecht und gottesfürchtig eingeführt werde, sondern als abschreckendes Beispiel höchster Willkür und Selbstgefälligkeit. In dem Drama werde, beispielhaft für das ganze Werk, Gott „ignoriert, als abwesend oder sogar irrelevant behandelt“. Nirgends sonst habe Shakespeare seine eigene Welt so dicht an die Welt der Bibel herangeführt, gerade deshalb aber trete der Unterschied zwischen beiden Welten so deutlich hervor. Bedingtheiten des Le-

bens, Freiheiten des Theaters: In diesem Spannungsfeld bewegen sich mehrere Beiträge dieser Shakespeare-Tage. Jean-Christophe Mayer (Montpellier) etwa fächerte auf, wie weit jüngste Publikationen zu Shakespeares Religion, von der „langen gottlosen Karriere“ (Eric Scott Mallin, 2007) bis zu einem klandestinen Katholizismus (Richard Wilson, 2004) nach Montaignes Vorbild, in ihren Ergebnissen auseinanderliegen, um nach einer Durchsicht zumal der Historien auf ihr religiöses Anspielungspotential darauf abzuheben, dass der wie immer geartete Glaube des

Protagonisten – erst die Schauspieler Ernst Deutsch und Fritz Kortner, dann die Regisseure Peter Zadek und George Tabori, der drei verschiedene freie Zugänge (1966, 1978, 1989) zu dem Stück entwickelt hat. Für die heutigen Theatermacher spielen Glaubensfragen hingegen, so Anselm Weber, der Intendant des Schauspielhauses Bochum, in der Podiumsdiskussion, definitiv keine Rolle.

Viele Beiträge, Fragen wie Antworten, gingen über wohlfeile Meinungen nicht hinaus: So ist für Feridun Zaimoglu, der gerade noch die abgenutzten Formen der Ge-



Das neuseeländische Ngakau-Toa-Theater beim Welt-Shakespeare-Fest 2012

Foto AFP

Autors und der Gehalt seiner Stücke nicht in eins zu setzen seien: Shakespeare opfert, so Mayers Conclusio, „die theologische Kohärenz auf dem Altar der Phantasie“.

Wenn die Freiheiten der Phantasie im Theater nicht so ohne weiteres genutzt werden, so liegt das, wie Anat Feinberg (Heidelberg) beispielhaft darlegte, in der Schwierigkeiten mit der Wirklichkeit begründet. Nach Auschwitz habe es in Deutschland lange gedauert, bevor „Der Kaufmann von Venedig“ wieder aufgeführt wurde, die Theater in West Ost spielten lieber Lessings „Nathan“, und wenn es doch dazu kam, waren Juden die

waltdarstellung beklagt hatte, Kindesmissbrauch, wie er bekannte – anders als Mord, Vergewaltigung, Folter? – auf der Bühne tabu, als sei das eine Frage des Inhalts und nicht der Mittel. Die Theologen argumentierten genauer. Doch während Joachim von Soosten (Münster) betonte, dass Shakespeare mit Zweifeln, die den Glauben konstitutiv sind, das Regelhafte der Liturgie, die nicht verändert werden darf und immer – Kitschgefahr! – gut ausgeht, zerstört, bestand sein katholischer Kollege Thomas Söding (Bochum) auf der Unterscheidung: Die Liturgie ist etwas Theatralisches, sie ist aber nicht Thea-

Die zinslose Ökonomie – eine sichere Bank?

Auf dem festen Boden der Realwirtschaft: Die „islamische Finanz“ bewirbt sich als ethische Alternative

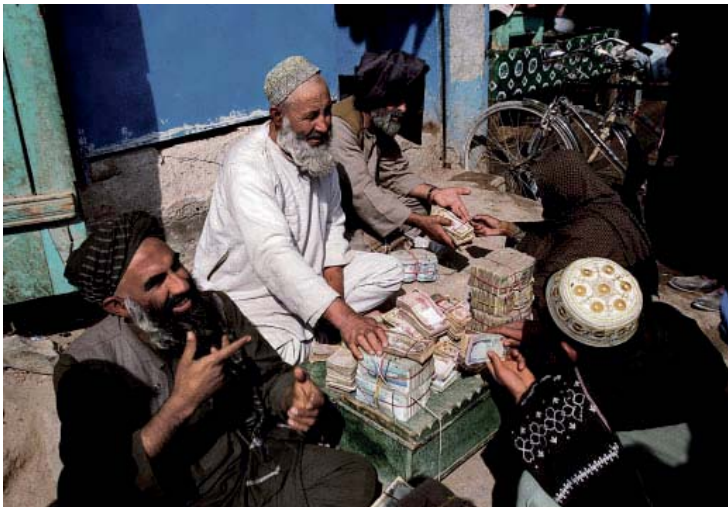
Der Aufstieg des Kapitalismus, so die gängige Lesart, lief parallel zur Befreiung von religiöser Moral. Die Emanzipation einer ökonomischen Binneneht nahm dem produktiven Eigentum den Mangel, Kredit und Zins, vom Christentum zunächst geächtet, setzten die Gegenwart unter Druck und mobilisierte die wirtschaftlichen Energien. Die Frage, ob eine Ökonomie, die auf den Zins verzichtet und ihre Finanz religiösen Vorschriften unterstellt, eine Chance im globalen Wettbewerb hätte, scheint theoretischer Natur.

Zunächst: Es gibt diese Wirtschaftsform, und sie wächst seit Jahrzehnten. Das islamische Bankensystem, das seine Geschäfte der Scharia unterwirft, hat sich seit Mitte der Achtziger formiert und auch im Westen Fuß gefasst. Es ist ein boomender Sektor mit Wachstumsraten von fünfzehn Prozent. Rund achthundert Milliarden Dollar werden weltweit nach islamischen Prinzipien angelegt. Europäische Banken haben islamkonforme Fonds in ihr Portfolio aufgenommen oder öffnen Tochterbanken für Muslime.

Die islamische Finanz wirbt mit dem Versprechen, auf dem Boden der islamischen Ethik eine gerechte und solide Alternative zum westlichen Kapitalismus aufzubauen. Die Bindung aller Finanzgeschäfte an feste Güter soll die ungedeckten Höhenflüge des Finanzsektors über die Realwirtschaft begrenzen, halten die in den Abgründen der Krise rissen. Mancher sieht in ihr ein überlegenes System, auf bestem Weg, den krisenanfälligen und aggressiven westlichen Finanzkapitalismus abzulösen. Ihr sozialreformistischer Ansatz wurde von den Vertretern des arabischen Frühlings begeistert aufgegriffen, als Integrationsfaktor für den europäischen Muslim findet sie Beachtung.

Die Hoffnungen sind verfrüht. Trotz seiner Blüte ist das islamische Bankensystem bisher nicht mehr als ein Nebenschauplatz der Finanz. Selbst in den islamischen Ländern kommt es auf kaum mehr als zehn Prozent des Marktanteils. Die drei Länder, die ihr Finanzsystem komplett dem Islam unterstellen – Pakistan, Iran und der Sudan –, sind womöglich auch deshalb auf Entwicklungsniveau.

Im Kern der islamischen Finanz steht das Verbot des Zinses, der Riba. Im Unterschied zu Christen und Juden ist der Islam, zumindest der Form nach, dem religiösen Grundsatz treu geblieben, dass das Profitstreben keine Eigendynamik gewinnen darf. Jede Geschäft soll durch Realwerte gedeckt sein. „Die nun vom Wucher leben, werden einst mit Krämpfen auferstehen als vom Satan Besessene; deshalb, weil sie sagen: Handel ist mit Wucher gleich“, heißt es im Koran. „Aber Allah hat den Handel mit Wucher und Wucher verboten.“ Offen bleibt, ob der Riba ein generelles Verbot beinhaltet oder sich nur gegen ausbeuterisch hohe Zinsen wendet. Gegen Handel hat der Islam keine Einwände. Von seinen Anfängen an verstand sich das islamische Bankgewerbe auch als politisches Programm. Die



Schwundwährung: Afghanischer Geldhandel auf dem Basar von Kandahar

Foto Getty Images

Idee stammt aus den vierziger Jahren, als bei der Gründung Pakistans der Versuch unternommen wurde, ein eigenes Finanzsystem einzurichten, das, der politisch-geographischen Position des Landes entsprechend, in der Mitte zwischen dem Zinskapitalismus der ehemaligen britischen Kolonialherren und der kommunistischen Kollektivwirtschaft der benachbarten Sowjetunion lag. Das Wirtschaftskonzept des neuen muslimischen Staates baute auf der Idee des geteilten Risikos auf.

Statt fest vereinbarte Zinsen zu zahlen, soll die islamische Bank mit ihrem Kunden Erfolg und Verlust teilen. Kapitalgewinn aus Aktien ist nicht verboten, steht aber unter dem Gebot einer Risikoabwägung und dem Verzicht auf Extreme. Tabu sind also die krisenbeschleunigenden Instrumente wie Derivate und Leerverkäufe, auch Geschäfte mit Unternehmen, die zu wenig Eigenkapital mitbringen. Die Scharia schließt zudem alle Anlagen aus, die mit Glücksspiel, Alkohol oder Schweinefleisch zu tun haben.

So viel zur Idee. Die Realität sieht anders aus, wie Volker Nienhaus in einem Vortrag über das islamische Zinsverbot und die Entwicklung Shariah-konformer Finanztechniken jetzt erläutert hat. Das pakistanische Projekt scheiterte. Die islamischen Banken, die seit den siebziger Jahren mit dem Aufkommen des politischen Islam entstanden und die islami-

sche Finanz zur stabilen Größe machten, führen den Bezug zur Ursprungsidee nur als Attrappe mit sich. Die Realität ist weitgehend eine Kultur der Replikate. Im Wettbewerb mit der konventionellen Finanzwirtschaft erliegt man der Versuchung, deren wesentlich lukrativere Instrumente zu imitieren und ethisch zu be-mänteln.

Bei der zweiten, erfolgreichen Institutionalisierung der islamischen Finanz führen nicht mehr Ökonomen, sondern Praktiker die Regie. Das übergeordnete Ziel einer fairen Wirtschaftsordnung geriet aus dem Blick. Nach außen wurde die religiöse Forderung beibehalten. Man orientierte sich jetzt aber an ihrer gesetzlichen Form. Derzeit meist „schariakonformes Banking“, die rein formale Übertragung eines islamischen Handelsrechts, das sich in den Jahren sechshundert bis neunhundert gebildet hat, auf die moderne Wirtschaft. Schariaexperten und Rechtsfirmen arbeiten oft mit erheblichem Knirschen an diesem Transfer. Das Handelsrecht der Scharia kennt etwa nicht die juristische Person, hat es aber überall damit zu tun: Schon die Bank ist eine solche.

Den größten Eifer verwendet man darauf, die religiös inkriminierten Darlehensgeschäfte in Handelsgeschäfte umzuwandeln. Das klassische Beispiel ist der Hauskauf: Wenn eine islamische Bank die vom Kunden gewünschte Immobilie zunächst kauft, um sie später teurer an ihn weiter-

zuveräußern, wird aus verbotenem Zinsgewinn ein rein formal zulässiger Handelsgewinn. In der Substanz bleibt es aber ein Zinsgeschäft. Krasse Auslegung öffnet viele Hintertüren, in der Praxis wird so auch die Finanzierung unproduktiver Staatsausgaben möglich.

Dem europäischen Muslim, der sich in seiner säkularen Umwelt gefangen fühlt, genügt meist der Schein religiöser Konformität. Die Islamfonds westlicher Banken beschränken sich auf rein formale Kriterien. Solange der Anteil der Fremdfinanzierung nicht zu hoch ist und weder Alkohol noch Schweinefleisch im Spiel sind, darf auch mit Waffen- und Ölfirmen spekuliert werden. Im Prinzip, so Nienhaus, könne man mit schariakonformen Konstruktionen selbst Derivate nachbilden. Auch von der Idee des geteilten Risikos ist in der Praxis wenig zu sehen. Es würde wenig zur Attraktivität beitragen, den Kunden Verluste aufzubürden.

Bisher hat das islamische Bankwesen die Kluft zur Idee nicht schließen können, was seinem Aufschwung aber keinen Abbruch tut. Die Führer des arabischen Frühlings haben die Gründung neuer islamischer Banken bereits angekündigt. Der ökonomische Umbau der nordafrikanischen Staaten wird zum Testfall für die soziale Idee der islamischen Finanz. Man erwartet hier Antwort auf die Frage, ob religiöse Moral und Zinsverbot auch der Substanz nach im Wirtschaftsleben existieren können.

THOMAS THIEL

Vor-, Nach- und Mitläufer

Die Vergangenheit des Justizministeriums im NS

„Was soll hier eigentlich erforscht werden?“ Wie ein roter Faden zog sich diese Frage durch Vorträge und Diskussionen des langen Konferenztages im Berliner Kammergericht, mit dem die Unabhängige Wissenschaftliche Kommission beim Bundesministerium der Justiz zur Aufarbeitung der NS-Vergangenheit am vergangenen Donnerstag ihre Arbeit aufnahm. Ist nicht längst bekannt, wie schnell gerade in der Justiz der frühen Bundesrepublik die alten Funktionseliten wieder in ihre Führungspositionen zurückkehrten? Wissen wir nicht längst, was der Freiburger Historiker Ulrich Herbert in Berlin noch einmal betonte: dass das deutsche Justizsystem in den ersten drei Jahrzehnten nach dem Krieg in überdurchschnittlichem Maße von früheren Parteigängern des nationalsozialistischen Regimes bestimmt wurde? Und ist das Wissen um die, in ihrer Aggressivität bemerkenswert erfolgreiche Selbstbehauptung der Juristen“ nicht bereits zeit-historisches Allgemeingut?

Die Arbeit in den Aktenbeständen des Bundesministeriums der Justiz (BMJ) könnte nun dazu beitragen, hinter dem bereits etablierten Forschungsstand jene Fragen sichtbar zu machen, die Michael Stolleis im gerade erschienenen abschließenden Teil seiner vierbändigen „Geschichte des öffentlichen Rechts in Deutschland“ (1945 bis 1990) als „wichtige Fragen“ charakterisiert: „Wie war die Gesellschaft insgesamt gestimmt, ihre eigene kulturelle Vergangenheit wahrzunehmen? Wie war ein Neuanfang mit so vielen belasteten Führungspersonlichkeiten möglich?“

Dies sind Fragen, die unmittelbar verbunden sind mit der Frage nach dem Zusammenhang personeller und inhaltlicher Kontinuitäten, die die Justizministerin den Wissenschaftlern in ihrer Einführung aufgab, bevor sie einen ganzen Tag lang aufmerksam lauschte. Und sie zu jener Frage führen, die Ulrich Herbert auf den Punkt brachte: „Wie konnte es gelingen, in der ersten und zweiten Stunde nach der sechziger Jahre auch liberales Rechtssystem etabliert wurde?“

Bis zur für 2015 geplanten Vorlage ihres Abschlussberichts soll die Kommission den Umgang des BMJ mit der nationalsozialistischen Vergangenheit in den 1950er und 1960er Jahren untersuchen. Die Arbeitsgruppe ist klein, ihre Finanzierung noch unsicher: Im Januar hat Justizministerin Sabine Leutheusser-Schnarrenberger den Potsdamer Historiker Manfred Görtmaker und den Marburger Strafrechtler Christoph Safferling stellvertretend für die Untersuchung und Dokumentationszentrums Kriegsverbrecherprozesse, so Kommissionsmitgliedern bestellt. Den beiden Wissenschaftlern wird umfassender Zugang zu den einschlägigen Aktenbeständen des Ministeriums gewährt, die anschließend der Bundesarchiv zur Verfügung gestellt werden sollen. Das von Görtmaker und Safferling konzipierte Auftaktgespräch soll helfen, die Forschungsfragen der Kommission zu präzisieren und ein Arbeitsprogramm zu entwickeln.

Der Blick auf den Forschungsstand machte vor allem eines klar: Die Arbeit der Kommission verspricht im Idealfall ein Experiment disziplinverbindender Rechtsforschung zu werden, von dem nicht nur für die öffentliche Diskussion, sondern auch für die schwächelnden juristischen Grundlagenfächer wichtige neue Impulse ausgehen könnten.

Der Konstanzer Zivilrechtler Bernd Rühders, der in seinem Vortrag Kontinuitäten der Gesetzgebung vom „Dritten Reich“ zur Bundesrepublik beleuchtete, unterstrich nachdrücklich die Bedeutung zeitlicher Reflexion im Umgang mit juristischer Methode und Methodenlehre: „Die Funktionseliten behielten nach einer kurzen Warteschleife auch nach 1945 ihre Position und wendeten genau die Instrumente und Methoden an, die sie auch nach 1933 angewendet hatten. Es herrschte – in den Gerichten wie an den juristischen Fakultäten – großes Schweigen. In Festschriften und Nachrufen führte die alte Sozialisationskohorte die Regie.“ Eine vorbelastete Wahrnehmung der Rechtsgeschichte diene einer sensiblen Wahrnehmung der auch heute gegebenen Risiken eines Wandels vom Gesetzgebungs- zum Rechtsprechungsstaat. Rechtsgeschichte und Rechtsphilosophie, die Fächer, die das verdrückliche können, seien indes in den meisten Bundesländern in der juristischen Ausbildung zu Wahlfächern geworden.

Der Frankfurter Strafrechtler und Rechtshistoriker Joachim Rückert griff bei seinen „Bemerkungen über Mitläufer, Wetterläufer und andere Läufer im Bundesministerium der Justiz nach 1949“ bereits auf erste Forschungen in den Personalakten des BMJ zurück, eben so wie der Würzburger Staatsrechtslehrer Horst Dreier, der den Einfluss des Ministeriums auf die Verfassungsentwicklung der frühen Bundesrepublik in den Blick nahm. Rückert hatte bei seiner Analyse der Personalakten ermittelt, dass im BMJ erst 1966 der Höchstanteil „belasteter“ Mitarbeiter der Leitungsebene erreicht war. Alle vier Abteilungsleiter und die Hälfte der Referatsleiter waren ehemalige Mitglieder der NSDAP oder ihrer Parteigangorganisationen. Solche Zahlen sagten aber wenig über die Art der Belastung, der politischen und ideologischen Kontinuitäten, räumte Rückert ein. Er stimmte dem Historiker Raphael Gross zu, als dieser Aufmerksamkeit für Kontinuitäten im Bereich des moralischen Urteils einforderte.

Ulrich Herbert hatte diese Perspektive vehement zurückgewiesen. Man müsse sich stärker auf Taten beziehen, so Herbert. Dann sei auch der Aspekt der Parteimitgliedschaft weniger relevant. Wenn man sich auf die Handlungen fokussieren würde, würde auch die Diskussion eines Verfalls von moralischen Standards von Herbert bestritten werden. In der Diskussion auf die Spur kommen, die sie hätten selbst weismachen, sie hätten stets nur dem Recht gedient, dann dürfte sich solche Vereinfachung verbieten. ALEXANDRA KEMMERER

Die unaufhaltsame, die jahrelange Schlacht der Weltseele

Napoleon und die Weltgeschichte im Singular: neue Pariser Blicke auf das französische Kaiserreich und dessen Einfluss auf Europa sowie in Übersee.

Am Anfang war Napoleon – dieser erste Satz in Thomas Nipperdeys Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert fasst zusammen, welchen Einschnitt die napoleonische Ära in Deutschland bedeutete: Ohne den Auftritt des französischen Kaisers hätte es wohl kaum die deutsche Einigung gegeben. Die ersten Jahre der 19. Jahrhunderts brachten tiefgreifende territoriale Neuordnungen, die zur Konsolidierung von einer Reihe deutscher Staaten, zur Annexion der linksrheinischen Gebiete und schließlich zur Auflösung des Alten Reiches führten. Mochten zeitgenössische Publizisten wie Fichte und Jahn die französische Präsenz als Besatzung verurteilen und die gemeinsame Anstrengung aller Deutschen einfordern, um das ausländische Joch abzuwerfen, so bedeutete der napoleonische Einfluss den Beginn umfangreicher Reformen. Der von Napoleon eingeführte „Code Civil“ ist nur das prominenteste Beispiel für jene Anstrengungen, die im Lichte der Aufklärung die Rationalisierung von Herrschaft und die Sicherung der gesellschaftlichen Ordnung herbeiführen sollten.

Doch waren die deutschen Einzelstaaten nicht die einzigen, die in die Einfluss-sphäre des französischen Kaisers gerieten. Vor ziemlich genau zweihundert Jahren erstreckten sich das napoleonische Reich und die von ihm abhängigen Staaten von Westeuropa bis weit in den Osten und Süden, auf heute Polen hinaus, nach Italien und bis auf den Balkan. Die Fokussierung auf Europa verschleierte aber zugleich die Auswirkungen, die die Politik und die Kriege Napoleons weltweit hatten und die zu tiefgreifenden Umwälzungen auf verschiedenen Kontinenten und in

den entlegensten Gebieten führten. Hatte Russland zunächst als Verbündeter, dann als Gegner Frankreichs genauso mit seinem napoleonischen Erbe umzugehen, so stellte die Figur des Kaisers in den Unabhängigkeitsbewegungen in Südamerika ebenfalls einen ambivalenten Bezugspunkt dar.

Jenseits der kollektiven Erinnerung stellt sich für die Zukunft der Historiker damit die dringende Frage, welche Geschichte der napoleonischen Ära sie schreiben möchte. Das Ausgreifen des napoleonischen Kaiserreichs scheint eine globale Perspektive auf die Geschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zwingend zu machen. Doch was bedeutet dies für die Geschichtsschreibung, auf welchen Ebenen zwischen Makro- und Mikrohistorie sollen sich Analysen bewegen, wo ist eine Transferegeschichte besonders wünschenswert, und welche Chancen bietet sie?

Diese Fragen widmete sich eine von Ute Planert (Vuppertal) organisierte Fachtagung am Deutschen Historischen Institut in Paris (DHI), die Historiker aus fast 20 Ländern versammelte: „Napoleon's Empire: European Politics in Global Perspective“. Eingebettet war die Konferenz in dem thematischen Schwerpunkt der scheidenden Direktorin des DHI, Gudrun Gersmann, die sich mit der Transformation der europäischen Geschichte zwischen Revolution und Restauration in der sogenannten Sattelzeit beschäftigt. Drei Tage lang wurde in geographischen Blöcken die Geschichtsschreibung der Länder in Europa, dem Mittelmeer und dem iberisch-atlantischen Raum dargestellt und diskutiert.

Nirgendwo wird die Aufgabe, Napoleon aus den Verengungen nationaler Historiographie zu lösen, deutlicher als in dem Land, in dem sein Aufstieg begann. Erst die Arbeiten ausländischer Historiker hätten, so die in Amsterdam arbeitende Historikerin Annie Jourdain, einen Perspektivwechsel in der bis dahin von der Faszination für den Korsen dominierten französischen Geschichtsschreibung bewirkt. Der Abschied von der Geschichte des großen Mannes und die Hinwendung zu über-individuellen Entwicklungen, wie sie mit der Revolution ihren Anfang nahmen, brachte Nathalie Petiteau aus Avignon



Napoleon schreibt am „Code Civil“, von Jean-Baptiste Mauzeisse, 1833.

Foto AGX

auch mit Veränderungen in der französischen Forschungslandschaft in Zusammenhang, zu denen die Einrichtung eines Lehrstuhls für die Geschichte der Französischen Revolution an der Pariser Sorbonne gehörte. Für viele Historiker ist die „Geschichte von unten“ noch Zukunft. Entgegen der weiterverbreiteten Annahme beispielsweise, dass nur kleine Bevölkerungskreise politisiert waren, vertrat Petiteau die Ansicht, dass genauso außerhalb der städtischen Zentren ein breiter politischer Meinungsbildungsprozess während des Kaiserreichs seinen Anfang genommen habe.

Die Untersuchung der politischen Einstellung gegenüber der napoleonischen Expansion und Herrschaft gehöre zu den

dringendsten Aufgaben der deutschen Geschichtsschreibung, so der Freiburger Historiker Armin Othmar. Tatsächlich standen

deutsche Historiker seit jeher in einem höchst ambivalenten Verhältnis zum napoleonischen Erbe, das sich mal in einer positiven Bewertung der napoleonischen Reformen unmittelbar nach dem Sieg über Frankreich im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71, mal in einer negativen Sicht auf die französische Besatzung etwa kurz nach dem Ersten Weltkrieg äußerte. Die Beförderung des nationalen Selbstverständnisses ex negativo stellt einen breiten Trend auch in anderen Ländern dar, in denen die Historiographie spürbar von patriotischen Einflüssen dominiert wurde und wird. Im heutigen Belgien wird

die napoleonische Ära oft in die sogenannte „französische Periode“ eingegliedert, die mit der Invasion durch französische Truppen 1794 begann und der Geschichte des Landes grundsätzlich fremd sei. Daraus folge, so Bericht Deleuze aus Leuven, dass die Geschichte Belgiens unter Napoleon nur unzureichend und fragmentarisch erforscht sei, ein Befund, den auch Johann Joor aus Amsterdam mit Blick auf die Niederlande stellte. Das lange vorherrschende Bild einer in den Worten Joor „extremen Passivität“ der Bevölkerung während des Königsreichs unter Napoleon von Louis Napoleon während der Integration der heutigen Niederlande in das französische Kaiserreich, wurde erst in jüngster Zeit einer kritischen Revision unterzogen.

Geschichte und Geschichtsschreibung bilden zwei Seiten einer Medaille. Der Konflikt zwischen Russland und Frankreich wurde erst durch die stalinistische Lesart des Krieges von 1912 und der Niederlage Napoleons 1814 zu einem Ausweis des Gegensatzes zwischen russischer und westlicher Zivilisation. Die jüngere russische Geschichtsschreibung der 1990er Jahre, so legte Denis Szidvico vom Deutschen Historischen Institut in Moskau dar, eröffne demgegenüber den Blick auf zahlreiche Gemeinsamkeiten, die weit über die interessenpolitischen Vereinbarungen im Frieden von Tilsit (1807) hinausgingen. Der russische Zar hatte früh erkannt, dass ein Sieg über Napoleon nur durch die Nachahmung von dessen militärischer Taktik und Politik möglich war.

Beiträge zu den skandinavischen Monarchien, die in der Interessensphäre der drei Großmächte Großbritannien, Russland und Frankreich lagen, machten die ungeheure Strahlkraft des napoleonischen Reiches genauso deutlich, wie die Untersuchungen zu den südamerikanischen Unabhängigkeitsbewegungen, die sich durch Ablehnung der Figur Napoleons als auch durch Übernahme monarchisch-herischer Züge auszeichneten. Die Schweiz, Österreich und Italien hatten ihre jeweils ganz eigene Beziehung zu Napoleon und insbesondere dem Erbe der Aufklärung, während die „Illyrischen Provinzen“ an der Adriaküste unmittelbar in

den Bankreiß der napoleonischen Herrschaft gerieten, die Donaustudenten dagegen nur einem indirekten Einfluss ausgesetzt waren.

Schließlich wurde auch die Frage thematisiert, inwieweit die nationalstaatlichen Entwicklungen und Modernisierungsprozesse am Mittelmeer auf das napoleonische Erbe zurückgeführt werden können. Im Fokus stand hier Ägypten, in dem der Feldzug Napoleons von 1798 bis 1801 oft als entscheidender Faktor für die Unabhängigkeitsbestrebungen Muhammad Alis angesehen wurde – eine These, die nach den Worten Jean-Marie Humberts aus Paris durchaus umstritten ist.

Für viele ist Napoleon nicht weiter als ein Diktator, der einen ganzen Kontinent mit Krieg und Leid überzog. Andere sehen in ihm den Verteidiger der Revolution und ihrer Ideale. Für Michael Broers (Oxford) stand Napoleon zwischen den Extremen. Nicht die Errichtung einer Militärdiktatur von 1804 und 1815, sondern eine rationale Administration und die Vereinheitlichung des Rechts. Hierin sei die Weltanschauung Napoleons, der aufklärerische Universalismus, zum Ausdruck gekommen. AXEL DRÖBER

Copyculture

Anträge, die auch Endberichte sind

„Nahzu die erste Hälfte seines Aufsatzes über *Ein neues Paradigma der Kulturswissenschaften* sowie etwa zwei Drittel von Koschorkes zweitem Aufsatz aus demselben Band sind identisch mit dem, im Internet einsehbaren, Forschungsprogramm für die erste und zweite Laufzeit des Konstanzer Graduiertenkollegs. Offenbar handelt es sich hierbei um Ausschnitte aus dem erfolgreichen DFG-(Forschungs-)Antrag. Neu mag also die epistemologische Umdeutung sein, die Koschorko in seinem Aufsatz über *Ein neues Paradigma* konstatiert. „Doch neu ist keinesfalls der Text, in dem dies festgestellt wird.“ (Michael Kaupert, Rezension von Eva Ellinger u.a. (Hrsg.): Die Figur des Dritten. Ein kulturwissenschaftliches Paradigma, Berlin 2010, in: Kölner Ztschr. f. Soziologie und Sozialpsychologie, 1/2012.) F.A.Z.

Schelskys Prinzipien

Wie konnte eine Person eine ganze Universität gründen?

Die Gründung der Universität Bielefeld im Jahre 1969 gilt als das Werk eines Mannes, des Soziologen Helmut Schelsky. Schelsky hatte die eigene Rolle im Gründungsprozess so definiert, dass aller Einfluss bei ihm lag. Wie dem Soziologen dieses Wunder gelang, war das Thema eines Vortrags des Philosophen Hermann Lübbe im Rahmen einer Konferenz im Zentrum für interdisziplinäre Forschung (FA.Z. vom 18. April), der ersten von mehreren wissenschaftlichen Veranstaltungen, mit denen die Universität Bielefeld des 100. Geburtstages ihres Gründers gedenkt.

Lübbe, seit 1963 Professor an der neu gegründeten Ruhruniversität Bochum und seit 1966 gleichzeitig Staatssekretär im Kultusministerium von Nordrhein-Westfalen, sprach als Schelskys Kollege und Ansprechpartner im Ministerium in dieser Zeit des Umbruchs im deutschen Hochschulsystem. Mit der 1963 publizierten Studie „Einsamkeit und Freiheit. Idee und Gestalt der deutschen Universität und ihrer Reformen“ war Schelsky, zu der Zeit Professor an der Universität Münster, als Kenner der Universitätentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert bekannt geworden. Außerdem hatte er, anders als andere einschlägig qualifizierte, die Mitte der 1960er Jahre bereits in mehreren Gründungsausschüssen saßen, noch kein solches Amt inne. Schließlich wurde Schelsky für uneingeschränkt „öffentlichkeitsfähig“ befunden, Widerspruch schien ihn nicht zu verdrängen, sondern er begegnete ihm geradezu mit Freude und Enthusiasmus.

Lübbe führte aus, dass Schelsky aus diesen Gründen dem damaligen nordrhein-westfälischen Kultusminister Paul Mikat für das Amt des Gründungsausschussvorsitzenden geeignet erschien, und erinnerte an die bekannte Tatsache, dass Schelsky seine Zusage unter anderem an die Bedingung knüpfte, die Mitglieder des Gründungsausschusses selbst bestimmen zu können. Mikat sagte dies zu und erteilte im März 1965 an Schelsky einen „Planungsauftrag für eine Universität im ost-westfälischen Raum“.

So viel personalpolitische Autonomie war äußerst ungewöhnlich, normalerweise mussten in der Gründungsgruppe parteipolitische und fachliche Proporz eingehalten werden. „Man lädt sich die eigenen Leute ein, kann doch nichts anderes als einen Klüngel geben.“ Wie Lübbe unter Bezugnahme auf die Arbeiten des verstorbenen Kölner Forschers Erwin Scheuch zur „Soziologie des Klüngels“ begründete, wurde das Risiko einer partikularistischen Besetzung des Gründungsausschusses aus der Sicht des Kultusministeriums jedoch durch zwei Prinzipien variiert, nach denen Schelsky seine Auswahl traf.

Zum einen gehörte er, Lübbe zufolge, zu den Leuten, die „Kraft ihrer Persönlichkeitsprägung so frei sind, die Nähe von Leuten zu suchen, die sie als noch kompetenter und besser als sich selbst einschätzen.“ Schelsky hatte also keine Angst davor, sich im Gründungsausschuss mit sehr guten Wissenschaftlern zu umgeben. Dem Ausschuss gehörten u. a. an der Historiker Conze, der Theologe Metz, der Literaturwissenschaftler Weinrich und der Mathematiker Hirzbruch.

Zum anderen mussten sich alle Mitglieder der Gründungsgruppe verpflichten, ihre Lehre und Forschung in Zukunft selbst an der neuen Universität abzuhalten. Schelsky hatte dies bereits 1961 in dieser Zeitung so beschrieben: „Eine wirklich inhaltlich reformierte Konzeption einer neuen Hochschule kann ihr nicht von außen auferlegt werden, weder von den gemeinteten Planungen der Hochschulverwaltungen oder der Kultusministerien noch von irgendwelchen Kommissionen, deren Mitglieder nicht ihre eigene geistige und personale Existenz in die Gründung einer neuen Hochschule einzubringen bereit sind.“ (F.A.Z. vom 14. Oktober 1961).

Wenigleich dieses Prinzip zu Schelskys Bedauern nicht formalisiert werden konnte, sondern nur moralisch bindend war, beteiligten sich tatsächlich die meisten Mitglieder der Gründungsgruppe daran, die „Suppe auszufleiden, die sie gekocht hatten“. Diesen beiden Prinzipien ist es Lübbe zufolge zu verdanken, dass die hohe Selbstbewusstseins der Eitelkeit der Mitglieder den anstehenden Aufgaben nicht allzu abträglich war.

Es ist eine Ironie der Geschichte, dass ausgerechnet der Gründer Schelsky, der mit einer elitären Personalpolitik und einem moralischen Verpflichtung des Gründungsausschusses an die Universität band, es selbst nur wenige Jahre nach seiner Reformuniversität ausschalt. Im Streit mit den Gremien der Universität resignierte er bereits Anfang der 1970er Jahre, trat von allen Ämtern zurück und zog mit samt seines Lehrstuhles an die alte-neue Universität Münster um. Doch nicht dieser neuerliche Triumph über die Verwaltung, prägt am Ende seines Lebens Lübbe von seinem Freund Schelsky zeichnend: „Schwer und unglücklich“ sei Schelsky fern von Bielefeld im Jahre 1984 gestorben.

SIMONE RÖDDER



Zwei berühmte Lehrbeauftragte: Sokrates und Aspasia, im 1801 entstandenen Gemälde von Nicolas Monsiau aus dem Puschkin-Museum Moskau

Foto AKG

Lob des Lehrauftrags

In der Fernsehsendung „Frontal21“ ging es am 27. März 2012 um das Thema „Ausbeutung in der Bundesrepublik“. Im Fokus standen „Lehrknechte und Betteldozenten“. Gemeint waren damit vor allem Lehrbeauftragte an deutschen Hochschulen und Universitäten. Zugeschritten war der Beitrag auf eine Lehrbeauftragte, „die aus Angst vor persönlichen Nachteilen nicht erkannt werden will“. Die Anonymisierte fühlte sich, so der Kommentar, als „Tageelöhner“. Sie selbst sprach von starkem psychischen Druck bei ihrer Tätigkeit und wusste von einem Kollegen zu berichten, der „als freiberuflicher Lehrender ein Burnout erlebt hat und am Abgrund steht“.

Seit einigen Jahren ist es üblich geworden, Lehrbeauftragte als Null-Euro-Jobber und moderne Sklaven mit Doktorhut und ihre Situation als generell prekär und skandalös zu deuten. Vergleicht man die Medienberichterstattungen zum Thema „Lehrauftrag“ der letzten Jahre, fällt auf, dass permanent dieselben Dozenten auf den Plan treten. Sie haben sich darauf spezialisiert, aus tragisch verkorkten Berufs- und Lebenswegen Indizien für universitäre Ausbeutung und gezielte Verarmung des akademischen Personals abzuleiten. Als Lehrbeauftragte der Universitäten fühlen sie sich zugleich als Wehrbeauftragte der Moral. Sie wollen verteidigen, was ihnen ein vermeintlich entfreundendes Bildungssystem versagen möchte.

Zu den Fakten: Die Vergütung von Lehraufträgen variiert von Bundesland zu Bundesland, Vor- und Nachbereitungen des Unterrichts werden nicht bezahlt, zusätzliche Prüfungsbeiträge gehen meist schon, doch Kosten für Fahrt und Unterkunft sind nicht überall erstattungsfähig. Generell gehen Hochschulen kein Angestelltenverhältnis mit ihren Lehrbeauftragten ein. Diese sind demnach im juristischen Sinne keine Mitglieder der Hochschulen, verfügen also über kein Wahlrecht für Gremien und müssen sich den Zugang zur Infrastruktur der Beschäftigungsstätte genehmigen lassen. Lehraufträge werden in der Regel semesterweise und nur von Seiten der Hochschulen vergeben, können ohne Begründung zurückgenommen oder nicht verlängert werden. Zudem haben Hochschulen das Recht, Lehraufträge ohne Vergütung zu erteilen.

Man mag in diesen Rahmenbedingungen eine Voraussetzung zur Ausbeutung sehen. Wie überall wird es auch im Lehrauftragwesen Fälle geben, die himmelstreichend ungerecht verlaufen und sich zu einseitiger Vorteilsnahme auswirken. Und unbestritten ist, dass die durchschnittliche Lehrauftragsvergütung mit Honoraren aus der freien Wirtschaft nicht konkurrieren kann. Wer als Lehrbeauftragter die Fahrt nicht erstattet bekommt, die abgehaltene Veranstaltung und nachbereitet, für Fragen der Studierende ansprechbar bleibt, im Hausarbeiten und Klausuren korrigiert, wird einen Stundenlohn im unteren einstelligen Bereich verbuchen müssen – von dem neben Lebenshaltungskosten

Sie werden als universitäre Sklaven bezeichnet und als akademisches Prekariat: die Lehrbeauftragten.

Doch darin drückt sich oft nur die Larmoyanz jener aus, die sich selbst von der Universität ganz und gar abhängig gemacht haben.

nach Kranken- und Sozialversicherungsbeiträge abgehen. Hinzu kommt, dass die Beschäftigungsformen von Lehrbeauftragten qua Bestimmung langfristig nicht planbar sind und folglich von Ungewissheit begleitet werden. Kurzum: Kein Mensch kann in Deutschland von einem Lehrauftrag leben.

Muss er aber auch nicht. Lehraufträge sind wie alle anderen Aufträge abzulehnen, durch andere zu ersetzen oder zu ergänzen. Im Gegensatz zu Privatdozenten sind nichthabilitierte Wissenschaftler zur Abhaltung von Lehrveranstaltungen nicht gezwungen. Die Situation von Lehrbeauftragten im Allgemeinen mit denen von Privatdozenten im Speziellen gleichzusetzen läuft auf einen schiefen Vergleich hinaus: Schließlich behält das „PD“ vor dem Namen nur, wer – im Zweifelsfall über Jahre hinweg unentgeltlich – Lehrveranstaltungen abhält.

Selbstfesselung am Elfenbeinturm

Tatsächlich nutzen viele Hochschulen die schwierige Übergangsphase habilitierter Wissenschaftler auf ihrem Weg zur Professur, um Lücken im Lehrbedarf kostengünstig zu schließen. Nichthabilitierte Lehrbeauftragte, die ihre Lage mit Verve betauern, besitzen hingegen eine andere Kategorie: Es liegt eine Doppelmoral darin, wenn ein Auftrag zur Lehre, dessen Bedingungen transparent sind, erst angenommen und dann wegen seiner Bedingungen beklagt wird. So wird die öffentliche Finanzierung der eigenen Tätigkeit zum öffentlichen Jammern genutzt.

Die massivere Kritik am akademischen Lehrauftrag verdeckt seine Vorteile und Chancen. Schließlich sind die meisten Argumente, die gegen ihn in Stellung gebracht werden, geeignet, zu seinen Gunsten zu sprechen. Seine zeitliche Befristung etwa bringt dem Dozenten nicht nur Unsicherheit, sondern gestattet ihm ebenso große Flexibilität, ist es ihm doch möglich, innerhalb kürzester Zeit an vielen verschiedenen Hochschulen zu unterrichten, sein „Lehrportfolio“ aufzustocken und eine durch eigene Erfahrungen gestützte Kenntnis der akademischen Landschaft zu gewinnen. Zudem ist er nicht an ein spezielles Fach gebunden, sondern kann versuchen, seine Fähigkeiten in unterschiedliche Fachbereiche einzubringen und folglich im besten Sinne interdisziplinär zu arbeiten.

Die fehlende Eingliederung in die jeweiligen Institute entlastet den Dozenten vom akademischen Tagesgeschäft, entbindet ihn von nahezu allen Verwaltungsaufgaben, nicht zuletzt von internen Querelen. Und bewahrt ihn vor lästigen Aufgaben, die manch Professor auf seine Mitarbeiter abwälzt. Mit nur ein

wenig Raffinesse wird er seine Unabhängigkeit als Souveränitätsvorteil geltend machen. Und den Studierenden Perspektiven anbieten, die ihnen festgestellte Mitarbeiter nicht offerieren könnten oder dürfen.

Gerade Nachwuchswissenschaftlern ohne breitere Lehrerfahrung öffnen Lehraufträge ein einmaliges Übungsfeld, in dem eine eigene Lehrcharakteristik einzubringen und mit wechselnden Studentengruppen zu verfeinern ist. Unbestritten, ein solcher Trainingsprozess setzt inhaltliche, methodische und didaktische Geschicklichkeit voraus – eine Anpassungsfähigkeit an variierende Anforderungen und Bedürfnisse –, doch sind diese Grundveranlagungen, die jedem beruflichen Werdegang zum Vorteil reichen können.

Man mag die durchschnittliche Vergütung für zu gering halten, vor allem dann, wenn man sein ganzes Heil in einem Lehrauftrag sieht. Besonders Geisteswissenschaftler neigen zu einer Scheuklappenpolitik und meinen, nur durch eine akademische Finanzierung ihr Aufgabenspektrum angemessen erfüllen zu können. Dabei stellt es gerade für sie einen vornehmlichen Anreiz, ihre Fähigkeiten auch außerhalb der Hochschulen so ausrichten zu können, dass sich ihnen weitere Förder- und Finanzierungsmöglichkeiten erschließen.

Die Kritik am Lehrauftrag kommt entsprechend fast ausschließlich von Geisteswissenschaftlern, die eine gewisse Bequemlichkeit an den Elfenbeinturm bindet, die also nie ein gesteigertes Interesse an einer breiten Vermittlung ihrer Arbeit entwickeln wollten und somit sich selbst abhängig von Lehrauftragsbewilligungen gemacht haben. Sie sehen sich als Objekte der systemischen Verhältnisse, sie weil sie verpasst haben, sich als Verantwortliche ihrer eigenen Lebenslage zu begreifen.

Diesseits akademischer Ambition

Lehraufträge bieten aber nicht nur den Auftragnehmern, sondern ebenso den Auftraggebern Chancen. Etwa die wunderbare Möglichkeit der Nachwuchsförderung. Wie Einzelstipendien oftmals den Nachteil einer völligen Herauslösung aus allen akademischen Bezügen zur Folge haben – und nicht selten eine intellektuelle Vereinsamung nach sich ziehen –, kann über Lehraufträge besonders talentierten Wissenschaftlern Unterstützung durch eine Beteiligung am Lehrbetrieb gesichert werden. Neben ein finanzieller Grundsicherung tritt dann eine wertvolle ideale Entfaltungsmöglichkeit, von denen nicht nur Einzelne, sondern ganze Fakultäten, Institute, ja letztlich die Studierenden profitieren. Mit der Vergabe von Lehraufträgen ist

besonders leistungsbereiten Nachwuchskräften ein Signal ihrer Wertschätzung zu senden, wird ihnen doch eine Einladung zum Verbleib an der jeweiligen Einrichtung ausgesprochen. Zudem wirkt sich das ausübende Anstellungsverhältnis auf die Dozenten nicht beschränkend aus, im Gegenteil: Die verbleibende ippige Zeit ist gänzlich unbürokratisch für weitere Betätigungs- und Beschäftigungsformen zu nutzen. Was als Ausbeutungsmittel gebrandmarkt wird, erweist sich bei genauerer Betrachtung als Geschäft, aus dem zwei Parteien gleichsam Vorteil ziehen, Lehraufträge schaffen gerade keine Versklavung.

Gänzlich aus dem Blick fallen der selbstgerechten Lehrauftragskritik all jene Lehrauftragten, die keine akademischen Ambitionen verfolgen. Dabei liegt ein Hauptgedanke des Lehrauftrags gerade in der Einbeziehung außeruniversitärer Personen, die einen Brückenschlag zur Praxis leisten können. Es sind vor allem Vertreter aus Wirtschaft, Kultur, Medien und Politik, die wesentlich zur Öffnung der Universitäten beitragen. Sie werten Lehraufträge nicht als Einkommensquelle, sondern als besondere Auszeichnung, freuen sich also über die Möglichkeit, ihr Wissen einer nachwachsenden Generation übermitteln zu können. Zudem werden nicht selten durch solche Unterrichtsrunden erste Kontakte zwischen Unternehmen und Studierenden geknüpft, so dass auch hier der Lehrauftrag im besten Fall beiderseitigen Gewinn ermöglicht.

Es ist also höchste Zeit, der Kritik am Lehrauftrag ein Lob des Lehrauftrags an die Seite zu stellen. Wer als Lehrbeauftragter Lehraufträge kritisiert, überieht, dass das Bildungssystem im Idealfall nicht nur Chancengleichheit garantiert, sondern ebenso Wettbewerb stiftet. Wie soll ein lehrender Wissenschaftler jemals eine Vorbildfunktion erfüllen, wenn er noch immer nicht begriffen hat, dass das Prinzip der Selbstverantwortung zum akademischen Leben gehört? Die Sozialarmut der Lehrauftragskritik, die sich allzu gerne in die beschützende Arme der Alma Mater wirft, muss einem erwachsenen Blick auf die tatsächlichen Gegebenheiten weichen.

Lehraufträge sind im besten Sinne unabhängige Geister. Sie bereichern, frei von Sach-, Verwaltungs- und Inhaltszwängen, die Hochschullandschaft. Lehraufträge sind keine vorsorgenden Wohlfühlprogramme für schutzbedürftige Wissenschaftler, sondern Instrumente zur Auffächerung des akademischen Betriebs. Die Unabhängigkeit des Lehrauftrags wird als Gefahr begriffen, die die Unabhängigkeit mangelt. Sie bietet hingegen all jenen eine Chance, die in ihr eine Möglichkeit zur Entfaltung eigener Vorstellungen entdecken. Es wäre allen Studierenden zu wünschen, vor allem auf letztgenannte Lehrbeauftragte zu treffen. Den öffentlich alimentierten Angklägern des Lehrauftrags hingegen sei die Einsicht in ihre privilegierte Stellung empfohlen. DANIEL HORNURF

Der Autor leht am Institut für Historische der Staatlichen Hochschule für Gestaltung Karlsruhe.

Gleichwertig, ungleichartig

Die Abendgymnasien befürchten ihre Abschaffung

Der Direktor persönlich holt sämtliche Schüler aus den umliegenden Kneipen und führte sie dem Unterricht zu. Einen Abiturienten, der mitten in den Prüfungen aufgeben wollte, sperrte er so lange ein, bis dieser die Aufgaben gelöst hatte. Es gibt viele Anekdoten aus der Zeit, als der Mathematiklehrer Wilhelm Haas das Abendgymnasium Darmstadt gründete und zu einer soliden Bildungseinrichtung ausbaute. Haas war Bewährungshelfer für den damals populären Darmstädter Jugendstrafrichter Karl Holzschuh, der straffällig gewordene Jugendliche mit originalen Bußen bedachte, die weniger Strafe als vielmehr Denksport und Akt der Wiedergutmachung sein sollten.

Haas war überzeugt, dass nicht nur für seine Bewährungsschützlinge eine bessere Bildung die beste Lebenshilfe sei. Aus dieser Idee ist 1955 das Abendgymnasium Darmstadt entstanden. Zunächst wurde es als privater Verein geführt, seit 1963 ist es eine staatliche Schule. Es hat alle Stürme überstanden und bis heute etwa 4500 Absolventen zur Hochschule geführt: Kasserier und Druckern, Holzbildhauerinnen und Blumenverkäuferinnen, Rettungsassistenten und Fachinformatikern. Das Abitur erlaubt es ihnen, entweder ihre beruflichen Erfahrungen in einem Studium zu erweitern oder einen ganz neuen Beruf mit akademischen Weihen anzustreben. Seit den Anfängen hat sich manches geändert, es gibt vor allem einige Erleichterungen für die Kursteilnehmer: Unterricht nicht nur am Abend, sondern auch schon am Nachmittag oder einen Kinderhort, den vor allem eine immer größere Zahl von Alleinerziehenden nutzt. Die harten Bedingungen haben zwangsläufig eine größere Fluktuation in den Schülerzahlen zur Folge als an gewöhnlichen Tagesgymnasien. Der hundertste Kurs in Darmstadt spiegelt das Auf und Ab, wie es auch an anderen Abendgymnasien und -kollegs zu beobachten ist. Vor dreieinhalb Jahren hatten sich 101 Studierende in den Vorbereitungskurs eingeschrieben, im ersten Hauptkursesemester waren es nur noch 90, im zweiten kamen sechs Quereinsteiger hinzu, in der zweiten Qualifikationsphase verblieben 77 und in der dritten, zum Abitur führenden Qualifikationsstufe nur noch 36, der Reifeprüfung haben sich am Ende 29 Studierende gestellt.

Rechnet man Abiturienten und Absolventen des Fachhochschulstudiums hinzu, ergibt sich im Darmstädter Beispiel immerhin eine Quote von fast 75 Prozent, bezogen auf die 101 Teilnehmer im Vorbereitungskurs. Selbst über einen längeren Zeitraum von fünfzehn Lehrgängen hinweg lag in Darmstadt die „Erfolgskquote“ durchschnittlich bei etwa 60 Prozent.

Die Institution Abendgymnasium wird von vielen Seiten bedrängt, schon allein deshalb, weil sie zusätzlich zu den auf längere Sicht abituristischer Jahrgänge noch mehr Studienanfänger in die Universitäten schleust. Vergessen wird dabei allerdings gern, dass es sich durchaus um besonders qualifizierte und motivierte Studenten handelt, die sehr praktische Erfahrungen in einem Beruf gesammelt haben und die schon deshalb bei vielen Unternehmen einen Bonus genießen. Die Abendgymnasien sind voll dem Sparzwang im Bildungswesen ausgesetzt. In Hessen soll demnächst der „Zweitschichtfaktor“ für Lehrstellen an Abendgymnasien im Vergleich zum Hauptstudium eine erhebliche Einsparungen. Außerdem würde der Rückgang der Schülerzahlen in den Berufsschulen zumindest teilweise ausgeglichen, und der Mangel in den Berufsschulen an Lehrern in allgemeinbildenden Fächern würde abgemildert.

Die Abendgymnasien wehren sich jedoch heftig dagegen, mit den Berufsschulen in einen Topf geworfen zu werden. Sie fürchten, ihre Erfahrungen und ihre Professionalität in der Erwachsenenbildung zu verlieren und im Berufsschulwesen unterzugehen. Als „Angebotsschulen“ nähmen sie frühzeitig gesellschaftliche Veränderungen auf und reagierten darauf mit innovativen Konzepten, die in den Berufsschulen verabschiedeten „Ministerien Erklärungen“ des Bundesrings der deutschen Abendgymnasien. Zu den Innovationen, die an den Abendgymnasien erprobt werden, zählt etwa der Versuch, gewöhnlichen Unterricht und Fernstudium in „Präsenz- und Selbstlernphasen“ miteinander zu verknüpfen.

Die Abendgymnasien haben im Lauf der Zeit eigene Organisationsstrukturen entwickelt, eigene Curricula und eigene Fächer, eigene Aufnahmebestimmungen und Zulassungsregeln, halten sich also für eine ganz eigene Gattung im deutschen Bildungssystem, die man nicht einfach mit etwas anderem zusammenwerfen könne, argumentieren die Vertreter der Abendgymnasien. Eine Entscheidung über die Zusammenlegung mit den Berufsschulen ist noch nicht gefallen, vieles deutet jedoch auf eine Integration in das Berufsschulsystem hin. „Wir werden uns wehren“, sagt der Landesringsprekator des Bundesrings der deutschen Abendgymnasien, der in den größeren Standorten wollen die Abendgymnasien ihre Eigenständigkeit mit Zähnen und Klauen verteidigen. JOSEF OEHRLICH

Das vierte Element

Mit dem Seeigel per du: Tauchschüler an der spanischen Küste.

Zum Abschied „Alle meine Entchen“: Touristen am Titicacasee.

Ruhe und fettreiches Futter: Heuler in der Auffangstation.

Braungebrannte Männer und Frauen sitzen um einen kleinen Tisch neben einer blauen Baracke und unterhalten sich ausgelassen auf Spanisch. In einem kleinen Tauchcenter in Moraira an der spanischen Costa Blanca herrscht reger Betrieb. Andere sind dabei, Flossen, Taucherbrillen und Sauerstoffflaschen samt Westen zu kontrollieren und auf eine Karre zu verladen. Zwei Jugendliche zwingen sich mühevoll in enge Ganzkörper-Neoprenanzüge. Eine junge Frau mit blonden Haaren und Sommersprossen blöddelt mit einem Mann herum, dann kommt sie mit einem verlegenen Lächeln in die Baracke. „Das ist David“, erklärt sie in perfektem Englisch, „unser Bootführer.“

Rewa Lennon ist Tauchlehrerin im Buceo La Galera. Seit einem Jahr arbeitet sie bei schönem Wetter unternimmt sie bis zu drei Tauchgänge am Tag. „Tauchen ist schön. Es aber als Beruf zu haben ist das Beste, was man sich vorstellen kann“, meint sie, und ihre blauen Augen strahlen. Vor acht Jahren hat Rewa in den Sommerferien in Frankreich ihren ersten Tauchkurs gemacht, den Padi Open Water Diver. Sie sei sofort begeistert gewesen, tauchte danach entweder zu Hause in Paghman an der Küste Süßlands, oder reiste in den Ferien mit einer Freundin ins Mittelmeer, um die Unterwasserwelt zu erforschen. Nachdem Rewa ihre Lehre als Malerin abgeschlossen hatte, flog sie für fünf Monate nach Australien. Dort habe sie sich während eines Tauchgangs im Great Barrier Reef vorgenommen, das Tauchen zu ihrem Beruf zu machen. „Die Unterwasserwelt dort mit dem Korallenriff und den Fischen ist schlichtweg einzigartig, einfach amazing.“ Drei Jahre lang jobbte sie in verschiedenen Tauchschulen und ließ sich zur Lehrerin ausbilden. Jetzt unterrichtet die 25-Jährige im Ferienort Moraira eine Autostunde nördlich von Alicante.

Die Besitzerin der Tauchschule, eine molli-ge Spanierin, gibt das Zeichen zum Aufbruch. Mittlerweile stecken alle Teilnehmer des Tauchgangs bis zu den Hüften in einem hautengen Tauchanzug. Ihn bereits vollständig anzuziehen, würde bei diesen Temperaturen schnell

Anfänger brauchen mehr Sauerstoff

Der beste Aufenthaltsort ist das Wasser, erklärt die Britin Rewa ihren beiden Schweizer Tauchschülern an der spanischen Küste. Nach einer halben Stunde ist der Tauchgang an der Costa Blanca beendet.

zur Überhitzung führen. Die Karre wird am Hafen entlang von den kräftigen Männern gezogen, an einem Motorboot wird verladen. Da alle mit anpacken, geht es schnell. Dann werden die Leinen gelöst und der Motor gestartet. Zwölf Menschen sind auf dem Boot: David, der sich einen Strohhut aufgesetzt hat, sechs Hobbytaucher und ihre zwei Tauchlehrer, die sie nach Vorschrift zu jedem Tauchgang begleiten müssen, und Rewa mit den beiden Jugendlichen, die unter ihrer Anleitung lernen wollen.

Der Horizont ist verschwommen. Das Boot springt geradezu über die hohen Wellen. David fährt an der felsigen Küste in Richtung Norden. Währenddessen beraten sich die Tauchlehrer und beobachten die Wetterlage. Rewa erklärt den Jugendlichen, je mehr Sonne und je weniger Wellen es gebe, desto mehr könne man unter Wasser sehen. Denn die Wellen würden feine Partikel aufwirbeln, und wenn sie zu stark seien, würde man unter Wasser zudem richtig herumgeschaukelt. Auch auf dem Boot könne es ziemlich ungemütlich werden, erzählt Rewa munter weiter, schon mancher sei seekrank geworden. Der beste Ort, wo man sich dann aufhalten könne, sei im Wasser. Nach einer Viertelstunde lenkt David das Boot vorsichtig in die Nähe des Ufers, dann lässt ei-

ner der Taucher den Anker herunter. Das Wasser glitzert türkis, man kann bis an den Grund sehen. Die erfahrenen sechs Taucher kontrollieren noch einmal ihre Flaschen, zwingen ihren Oberkörper in die Neoprenanzüge und lassen sich den Reißverschluss am Rücken zuziehen. Die Flossen werden angezogen und die Taucherbrille mit Spucke und anschließend mit Meerwasser gereinigt, um das Anlaufen der Gläser zu verhindern. Die Westen, woran die Sauerstoffflaschen befestigt sind, werden umständlich angezogen und ein wenig mit Sauerstoff gefüllt, die Taucherbrille wird montiert und der Lungenautomat in den Mund genommen. Dann lassen sich der Reihe nach, wie man es aus Filmen kennt, rückwärts ins Wasser fallen.

Unterdessen erklärt Rewa den Jugendlichen die weiteren Schritte. „Es ist erst ihr zweiter Tauchgang, sie sind dementsprechend nervös“, sagt sie mit einem Lächeln. Immer wieder kämen Touristen, die in ihren Ferien tauchen lernen wollen. Immerhin halten sich in Moraira im Sommer mehr als doppelt so viele Feriengäste wie Einheimische auf. Die Jugendlichen aus der Schweiz haben

sich für den Kurs auf Englisch entschieden, obwohl Rewa fließend Deutsch spricht. „Es ist sicher eine gute Lösung für die beiden. Hat man erst mal die englischen Sachausdrücke für die Ausrüstung und bestimmte Aktionen wie zum Beispiel emergency ascend gelernt, hat man es auch an anderen Tauchschulen leichter.“ Als auch Rewa im Wasser ist, winkt sie David zu, gibt ihren Lehrlingen eine kurze Anweisung, dann tauchen sie unter. Von oben sieht man nur noch drei Stellen, wo die Luftblasen aufsteigen. David bleibt allein auf dem Boot zurück, kontrolliert vorsichtshalber den Benzinstand. „I love the sea“, schwärmt er in gebrochenem Englisch. Er sei an der spanischen Küste aufgewachsen. Dann stellt er ein rotes Funkradio an und hört Nachrichten. Nach einer halben Stunde tauchen die Schweizer wieder auf. „Eine halbe Stunde ist relativ kurz für einen Tauchgang, aber sobald sich nur noch etwa 50 Bar Druck in der Flasche befinden, müssen wir nach Vorschrift auftauchen“, erklärt sie. Für Anfänger sei es normal, mehr Sauerstoff zu veratmen, sei es wegen der Aufregung oder wegen der noch fehlenden Technik. Auf die Frage von David, was sie denn so alles gesehen hätten, antwortet ihm Rewa auf Spanisch: „El orco – viele Seeigel, Seesterne, einen Skorpionfisch, der sich in einer kleinen Höhle versteckt hat, viele andere Fische und zwei kleine Quallen.“ Nach zweieinhalb Stunden kommt die Truppe wieder am Hafen an. Das nasse Material wird gereinigt, dem Salzwasser macht die Ausrüstung schnell kaputt.

jasmin frey, urdorf, kantonschule limmatthal

Auf den See bauen

Leben am Titicacasee / Inseln, Häuser und Boote aus Schilf

Die letzten Nebelschwaden liegen über dem Titicacasee. Gegen sieben Uhr hat das kleine Touristenboot im Hafen von Puno in Peru abgelegt.

Es ist ein kalter, sonniger Morgen. Plötzlich teilt sich das Schilf und die Insel des Uros tauchen auf. Der Anblick ist atemberaubend. Die acht 16 Jahre alten Jugendlichen aus Deutschland und die anderen Touristen werden auf der Isla Sol y Luna, Insel von Sonne und Mond, abgesetzt. Die Insel ist eine von 85 schwimmenden Inseln auf dem Titicacasee.

„Kamisaraksi“ begrüßen Frauen in bunten Röcken die Ankömmlinge. Sie sind kleiner als Europäer. Ihre Haare haben sie zu bis zur Hüfte reichenden Zöpfen gebunden. „Kamisaraksi“ bedeutet so viel wie „Wie geht es euch?“, „Waliki – uns geht es gut“, antworten die Touristen, wie es ihnen vorher der Reiseführer erklärt hat. Quechua, die Sprache der Inka, wird auch jetzt noch von der Uribewohner gesprochen. So auch bei den Uros, genauer gesagt, ihren Nachfahren. Heute gibt es keinen neibitiglichen Inselbewohner mehr. Sie sind eine Mischung aus Uro, Aymara und Inka-Nachfahren. Spanisch lernen sie in der Schule, um an Land und mit den Touristen kommunizieren zu können. Auf den Inseln gibt es nur „la Primera“, gleich mit unserer Grundschele. Um dann in die „Segunda“ gehen zu können, müssen die Kinder mit den Booten aus Festland fahren. Doch mehr als zehn Prozent der Bewohner haben keine fortlaufende Schulausbildung. „Bildung ist teuer und so viel Geld haben wir nicht“, erklärt Juan del Puerto, Präsident der Isla Sol y Luna, ein kleiner Mann mit einer bunten Mütze, die seine dunklen, kräftigen Haare fast komplett verdeckt. Er war auch nur in der „Primera“.

Wenn er Spanisch redet, stottert er, die Wörter kassieren ihm nur mit Mühe aus dem Mund. „Das Leben auf den Inseln ist viel schwerer geworden. Deshalb ist die Bildung sehr wichtig.“ Inzwischen arbeiten einige Inselbewohner auf dem Festland. Ursprünglich lebten die Uros nur vom See. „Ich bin Fischer, Chef, Vater und baue Schiffe. Aber es gibt kaum noch Fische im See. Deshalb ist es wichtig, eine Arbeit zu haben. Doch dafür brauchen wir die Bildung.“ Wäre ein Leben ohne Touristen für die Uros heute überhaupt möglich? „Natürlich wäre es möglich. Aber das Leben wäre ein kleines bisschen trauriger.“ Der kompakt gebaute Mann mit der wettergegerbten Haut und den kräftigen Händen zeigt, wie die Inseln aus dem Totota-Schiff gebaut werden. Es muss immer wieder neues Schilf auf den Boden ge-

legt werden, damit man nicht plötzlich im Wasser steht. „Von unten fällt das Schilf weg“, übersetzt der Reiseführer, ein Mann vom Festland. Im Gegensatz zu den Inselbewohnern friert er trotz seiner dicken Daunenjacke. „Aus diesem Grund wird etwa alle drei Jahre die Insel neu gebaut“, fügt er hinzu. Das Schilf ist der wichtigste Rohstoff für die Bewohner. Nicht nur die Inseln werden hieraus gebaut. Auch die kleinen Boote und Häuser bestehen daraus. Die Boote haben die Form von Kajaks und werden mit einem langen Holzruder bewegt. „Wir essen auch das Schilf“, erklärt der Präsident stolz und gibt ein Schilfrohr in die Runde der Touristen. „Einfach abbeissen und die Schale natürlich wieder ausspucken“, erklärt der Reiseführer. Das Totota-Schilf ist stärkehaltig. So schmeckt es auch: etwas stöblich und trocken.

Dann wird der Gruppe der Stolz der 20 Quadratmeter großen Insel gezeigt. „Unser Mercedes“, lachend zeigt Juan auf ein großes doppelstöckiges Schiff aus Schilf. Es sieht jedoch nicht wie ein gewöhnliches Schiff aus. Es gibt zwei Balken, die im Wasser liegen. Unten ist eine tragende Fläche, von wo aus zwei Personen steuern. Eine kurze Leiter führt zur nächsten Etage. Diese ist etwas kleiner als die untere etwa zehn Quadratmeter große Tragfläche. Für zehn Soles, etwa 2,50 Euro, kann man eine halbe Stunde vom Präsidenten selbst über den See geschifft werden. Zuvor verkaufen Frauen Handarbeiten. „Keine Sorge, das Geld dient guten Zwecken“, beruhigt der Präsident einen Touristen, der sich zögernd die Miniaturlaurenscheibe eines Schilfbootes anschaut.

Alles, was die Uros einnehmen, wird für die Schulausbildung der Kinder verwendet. „Außerdem brauchen wir das Geld, wenn jemand schwer krank ist und auf dem Festland zum Arzt muss.“

Wer möchte, kann nun mit dem „Mercedes“ fahren. Einige trauen dem Schiff nicht, haben Angst vor den starken Schwankungen. Am Ende kommen sie doch mit. Während der Fahrt auf dem wider Erwarten wenig schaukelnden Boot fängt Juan zögernd an, seine Deutschkenntnisse zu präsentieren: „Guten Tag“ sagt er schüchtern. „Juan del Puerto heißt auf Deutsch Johannes vom Hafen.“ Dann sagt er auf Spanisch: „Hier kommen jeden Tag so viele Touristen, da lernt man viele Sprachen.“ Wenn er lacht, bekommen seine Augen viele kleine Fältchen. „Besonders im Juli und August besuchen uns viele Menschen aus der ganzen Welt.“ Schnell ist die Fahrt vorbei. Juan fragt verschnitz: „Soll ich dir meine E-Mail-Adresse geben?“ Zwar reicht der Strom gerade für den Fernseher in der Hütte, aber auf dem Festland habe er die Möglichkeit, ins Internet zu gehen. „Wir haben sogar eine richtig offizielle Adresse“, erklärt der Präsident. Die Briefe werden uns mit den Touristenbooten gebracht, oder wir holen sie uns ab.“ Schnell schreibt er seine E-Mail-Adresse auf. Dann stimmen die Frauen zum Abschied ein Lied an. Mitten auf dem großen Lago de Titicaca wird „Alle meine Entchen“ gesungen.

anna-sophia schmidt
Romain-Rolland-Gymnasium, Dresden

Energiesparprogramm für verwaiste Heuler

Auf der ostfriesischen Seehundstation werden Gestrandete aufgepäppelt / Besucher stehen hinter verspiegelten Scheiben

In kleiner Kopf mit schwarzen, glänzenden Augen taucht auf und ist nach wenigen Augenblicken wieder verschwunden. Ganz in der Nähe ganz sich zwei seiner Artgenossen spielerisch im Wasser. Die verwaisenen Heuler mit dem dunkel gefleckten Fell wurden vor einigen Monaten in die Seehundstation Nationalpark-Haus nach Norddeich, einem Dorf im Nordwesten Ostfrieslands, gebracht. Sie sind in den Sommermonaten Mai bis Juni, der Wurfzeit der Seehunde, geboren. Aufgrund von Stürmen, Krankheiten oder Störungen durch den Menschen verloren die Jungtiere ihre Mutter und warteten am Strand vergeblich auf deren Rückkehr.

In den Becken der Station tummeln sich 98 Heuler. Verwaiste Jungtiere werden zunächst in das Waloseum, eine Zweistelle der Aufzuchtstation, gebracht. Neben einer Ausstellung über Wale und Vögel gibt es hier auch Quarantänebecken und ein Untersuchungs-zimmer, sozusagen eine Krankenstation für Meeressäuger. Den Neuan-kömmlingen wird Blut abgenommen sowie der Zustand von Flossen, Haut und Bauch kontrolliert. Sind die Tiere gesund, werden sie nach sieben Tagen zur

Aufzuchtstation gebracht und dürfen dort mit anderen im Becken schwimmen. Die kleinen, aufgeweckten Seehunde haben nun ein neues Zuhause: die Becken der Seehundstation. Sie sind zwischen zwei und zehn Tage alt, wenn sie eingeliefert werden. „Wir versuchen, die Aufzuchtphase so kurz wie möglich zu halten. Ein möglicher Gewöhnungseffekt an die Tierpfleger wird so minimiert“, erklärt Peter Lienau, der seit 13 Jahren Leiter der Seehundstation ist. Lienau wurde 1966 geboren und wuchs in Eckernförde auf. Später studierte er Forstwissenschaften mit dem Schwerpunkt Wildbiologie in Göttingen. Promoviert hat er „Über die Entstehung von Heulern im Nationalpark Niedersächsisches Wattenmeer“. Auf der Station arbeiten 12 Festangestellte, 20 geringfügig Beschäftigte und 15 Praktikanten. Auch 50 Ehrenamtliche helfen mit.

Die jungen Meeressäuger schwimmen in mehreren großen Becken, die sich im Freien befinden. Auf einer „Sandbank“ aus Stein können sich die Tiere ausruhen. Die Außenbecken gren-

zen an das Gebäude der Station, das für Besucher zugänglich ist. Sie können die Tiere durch verspiegelte Glasscheiben aus der Nähe beobachten. Höhepunkt des Tages ist die Fütterung mit Fischen. Die Besucherzahl ist witterungs- und ferienabhängig, an manchen Tagen kommen bis zu 3500 Gäste, während eines Jahres kommen bis zu 250.000. Mit den Eintrittsgeldern und auch Spenden finanziert sich die Station.

„Für die Aufzucht ist besonders wichtig, dass die Tiere viel Ruhe haben, so wie im Wattenmeer“, sagt Lienau. „Sie verbrauchen weniger Energie und können in kurzer Zeit groß genug werden. Deswegen dürfen Gäste nur durch verspiegelte Scheiben an der Aufzuchtart teilhaben.“ Die kleinen Meeressäuger bekommen zunächst eine Ersatzmilch, die aus

Milchersatzpulver, Heringsbrei und Schmelzlocken besteht. Die Jungtiere müssen in ihren ersten Lebenswochen schnell an Gewicht zunehmen. Die Muttermilch der Seehunde enthält 50 Prozent Fett. Die Ersatzmilch wird mithilfe einer Magensonde gefüttert, da die Tiere keinen Saugreflex haben. Säugt ein Jungtier in der freien Natur ihr Junges, wird die Milch nämlich in den Mund der Jungtiere gespritzt. In der zweiten Fütterungsphase werden die Tiere mit Heringsstücken gefüttert. In der letzten Phase schließlich können die Seehunde selbstständig ganze Heringe fressen.

Wenn die Tiere ein Gewicht von 25 Kilogramm erreicht haben, werden sie in die Nordsee ausgesetzt. „Im Durchschnitt wurden die Tiere im vergangenen Jahr bereits nach etwa 70 Tagen wieder ausgewildert“, sagt Lienau. Danach bekommt die Station noch einmal Zuwachs: in den Wintermonaten, Dezember bis Januar bekommen die Kegelrobben ihre Jungen. Bei ihnen gibt es Jungtiere, die vor allem durch Winterstürme ihre Mutter verlieren. Schon bald werden aber die ersten Heuler hier eintreffen, während sich ihre Vorgänger bereits wieder auf den Sandbänken des Wattenmeeres ausruhen.

alena röscher
Zinzendorf-Tosse, Butjadingen

Frankfurter Allgemeine ZEITUNG IN DER SCHULE	
Verantwortlich: Dr. Udo Kusla, Sebastian Balzer	
Pädagogische Betreuung: IZOP-Institut zur Objektiverung von Lern- und Prüfungsverfahren, Aachen	
Ansprechpartner: Norbert Delhey	
An dem Projekt „Jugend schreibt“ nehmen teil:	
Aachen, Inda-Gymnasium, St. Paulus-Reuter-Berufsschule	Aalen, Justus-von-Liebig-Schule
Arnsberg, Gymnasium Laurentianum	Aschaffenburg, Friedrich-Desauer-Gymnasium
Bad Bederkesa, Niedersächsisches Internat	Bad Berge, Gymnasium im Alfred-Grosser-Schulzentrum
Bad Homburg, Kaiser-Friedrich-Gymnasium	Bad Kissingen, Saint-Steinberger-Gymnasium
Bad Mergentheim, Dietrich-Bonhoeffer-Gymnasium	Bad Segeberg, Städtisches Gymnasium
Barsinghausen, Hannah-Arendt-Gymnasium	Berlin, Anna-Freud-Oberschule, Friedrich-Engels-Gymnasium
Billenthal, Gymnasium Wilma-Rudolph-Oberschule	Bielefeld, Brackwede-Gymnasium
Braunschweig, Wilhelm-Gymnasium	Bremen, Oberschule Carl-Goschius
Buchholz, Gymnasium Wilma-Rudolph-Oberschule	Buchholz, Städtisches Gymnasium
Burgwedel, Gymnasium Großburgwedel	Butzbach, Weidgischule
Cottbus, Humboldt-Gymnasium	Pickering-Gymnasium
Darmstadt, Konrad-Adenauer-Berufsschule (Wirtschaftsgymnasium)	Dresden, Romain-Rolland-Gymnasium
Duisburg, Eberhard-Knobel-Gymnasium	Duisburg, Eberhard-Knobel-Gymnasium
Düsseldorf, Städtisches Gymnasium	Uetersen, Ludwig-Meyn-Gymnasium
Ulm, Gymnasium St. Hildegard	Unterschleißheim, Carl-Orff-Gymnasium
Viernheim, Alexander-von-Humboldt-Schule	Waldshut-Tiengen, Kfm. Schulen Waldshut
Werra-Gymnasium, Otto-Hahn-Schule	Wiesbaden, Friedrich-Lit-Schule, Gutenberg-Schule
Zagreb, Kroatien, XVII. Gimnazija	

Junge Androiden

Vier Prozessorkerne und eine tolle Kamera: Das neue Top-Smartphone One X von HTC. **Seite 2**

Ein Beispiel des Erfolgs

Hyundai hat sich fest auf dem Markt etabliert. Mit Autos wie dem ix35 2.0 CRDi Style 4WD. **Fahrtbericht. Seite 3**

Reicht noch nicht

Organische LED sind eine Option für die Zukunft. Zur Beleuchtung wie die LED taugen sie noch nicht. **Seite 5**

**Aus Alt mach Neu**

Ein frankophiler Ingenieur verleiht verschrotteten Bettgestellen mehr Glanz, als sie je hatten. **Seite 6**

Grüezi. Immer wenn Rolf Lüthi, der Schweizer in unserer Gruppe, die Führungsarbeit übernimmt, wird's unterhaltsam. Mit dem Riecher des routinierten Enduro-Fahrers spürt er in noch so fremder Umgebung die abenteuerlichsten Strecken auf. Empfehlungen des Navigationsystems für eine offene Weggestaltung ignoriert er beharrlich, biegt von engen Sträßchen auf noch engere ab, bis einem der Asphalt abhanden kommt und man sich jenem Punkt nahe wähnt, an dem die westliche Zivilisation ein Ende hat.

Hat sie aber nicht, schließlich sind wir im Süden Frankreichs. Dorthin fährt man im Frühjahr wegen des warmen, trockenen Motorradwetters. Nach 800 Kilometern kalter, regnerischer Anfahrt ist es dort an diesem verlängerten Wochenende – regnerisch und kalt. Sogleich machen sich BMW und Triumph durch Heizgriffe beliebt, Honda und Yamaha nicht. Angeboten wird das als Zubehör für alle vier Maschinen, bloß ist es bei den Japanerinnen nicht verbaut, was bedeutet: frostige Finger. Die Triumph sammelt fleißig weitere Sympathiepunkte: Hinter ihrem mächtigen Vorbau und der großen optionalen Tourenscheibe fühlt man sich geborgen. Die Honda dagegen mit ihrer schmalen Verkleidung und der kleinen Serien-scheibe bietet den geringsten Schutz. Es zieht um die Beine und tost um den Helm. Andererseits ist sie im Kreise dieser wichtigen Allzweckwaffen die eleganteste Erscheinung. Alles hat seinen Preis.

Die Geschwaderfahrt der geländegängigen Wollmilchsäue hat kein bestimmtes Ziel. Die Routenplanung richtet sich im Groben danach, wo Regenwolken hängen und wo nicht, im Feinen nach Rolfs Riecher. Er hat sich warmgeföhrt, fliegt vorweg durch entlegene Hügellandschaften, entdeckt zeitlos in ihrer Abgeschiedenheit dahindüsende Dörferchen, zweigt auch mal auf einen betonierten Schwallwasserkanal ab, um zu erkunden, wo der wohl hinführen mag. Er endet vor einem Pfuhl im Nichts. Das ist der Punkt, an dem es wirklich nicht mehr weitergeht, selbst für diese vier Maschinen. Und das will was heißen. Alle Mann umkehren.

In unserer Sammlung von Wogen aller Art hatte das noch gefügt. Sie besteht aus Landstraßen mit makellosem Belag, löchrigen Nebenstrecken, Schotterpisten, die sich an Bergflanken entlang winden, vielen hundert Kilometern Autobahn mit und ohne Geschwindigkeitsbegrenzung. BMW R 1200 GS, Honda Crosstourer, Triumph Tiger Explorer und Yamaha Super Ténéré haben, bepackt wie Karawanenka-mele, Serpentinien erklimmen. Offroad-Pässe genommen, sich durch Regen und Gischt gebohrt, über die Schneefallgrenze geschraubt, durch Schlammflöcher gewühlt, sind zum Café au lait flaniert. Ihre Vielseitigkeit ist phänomenal – eine nicht ganz überraschende Erkenntnis unseres gemeinsamen Ausflugs mit der Fachzeitschrift „Tourenfahrer“ und der „Moto Sport Schweiz“. Erstunlich aber, wie unterschiedlich Motorräder sein können, die ein und derselben Grundidee folgen. Das liegt nicht allein an den ungleichen Motorkonzepten von Zweizylinder-Boxer (BMW) über Reihen-Twin (Yamaha) und Reihen-Dreizylinder (Triumph) bis zum V4 der Honda.

Wer gerüstet sein will für Nahverkehr und Ferne, für Alltag und Abenteuer, wer ein Krafttrad sucht, das vor so gut wie nichts kapitulieren muss, landet wahrscheinlich bei einer großen Reiseenduro der 1,2-Liter-Klasse, vorzugsweise mit Kardanantrieb, nicht ganz billig. Diese Gattung ist momentan die interessanteste der Motorradwelt, ein Segment, das hart umkämpft ist und steigende Marktentwicklungen verzeichnet. Andere schrumpfen, und sich durch Neuzugänge belebt. Der anhaltende Erfolg der BMW – in Deutschland vergangenes Jahr mit 6123 Neuzulassungen einmal mehr mit weitem Abstand die Nummer eins unter allen Motorrädern – hat auf breiter Front Begehren geweckt. Die Jagd auf das Original ist eröffnet, alle orientieren sich mehr oder weniger genau an der Vorbild- und ist der Maßstab. Längst macht der Begriff der „GS-Klasse“ die Runde. Im weiteren Sinne gehören Ducati Multistrada, KTM 990 Adventure und Kawasaki Versys 1000 dazu, die mit Kettenantrieb arbeiten. Die Moto Guzzi Stellato als fünfte Kardan-Maschine hätten wir gern noch mitgenommen auf unsere Tour, doch stünde keine Testmaschine zur Verfügung.

Woher kommt die Beliebtheit der Klasse? Man sitzt aufrecht und bequem, hat exzellenten Überblick, verspürt Robustheit und Souveränität, begegnet den Unannehmlichkeiten der Wildnis und des Wegs zur Arbeit mit langen Federwegen. Der martialische Anblick lässt sich durch Anbauten wie Zusatzscheinwerfer oder Schutzbleche noch verschärfen. Die Fähigkeit zu leichten Offroad-Ausflügen wird mit Touring-Qualitäten verknüpft. Dank voluminöser Spritzfässer und maßgeschneiderter Gepäcksysteme dürfen Etap-penziele ruhig ein gutes Stück hinterm Horizont liegen, denn man auf Rädern im Format 19 (vorn) und 17 Zoll mit vernünftig schmaler Bereifung entgegnenrollt.

Der Erfolg der Reiseenduros erinnert an den Trend zum SUV im Autobau. Jedermanns Sache sind sie nicht. Stattdessen Sitzhöhen und vor allem viele Pfunde fließen von vornherein zu einer natürlichen

Einige für alles, alle gegen eine

Im Motorradmarkt, speziell im Segment der vielseitigen Reise-Enduros, geht es rund. Alle nehmen die äußerst erfolgreiche BMW R 1200 GS ins Visier. Auf Tour mit den Jägern und der Gejagten.

Von Walter Wille



Der weite Weg zur Wüste: Yamaha XT 1200 Z Super Ténéré
Zweizylinder-Reihenmotor, 1199 Kubikzentimeter Hubraum, Nennleistung 81 kW (110 PS) bei 7250/min, maximales Drehmoment 114 Nm bei 6000/min, Gewicht vollgetankt 266 kg, Tankvolumen 23 l, Sitzhöhe 845/870 mm, Radstand 1540 mm, Federweg vorn/hinten 190/190 mm, Grundpreis 14 210 Euro (inkl. ABS-Bremsanlage mit Kombifunktion, dreistufige Traktionskontrolle, zwei wählbare Motor-Kennfelder, Hauptständer, Speicherriemen).



All inclusive: Triumph Tiger Explorer
Zweizylinder-Reihenmotor, 1215 Kubikzentimeter Hubraum, Nennleistung 101 kW (137 PS) bei 9000/min, maximales Drehmoment 121 Nm bei 6400/min, Gewicht vollgetankt 273 kg, Tankvolumen 20 l, Sitzhöhe 840/860 mm, Radstand 1530 mm, Federweg vorn/hinten 190/194 mm, Grundpreis 14 140 Euro (inkl. ABS-Bremsanlage, zweistufige Traktionskontrolle, Tempomat, Hauptständer, automatische Blinkerabschaltung, Gepäckbrücke).

Foto Wille

Auslese unter den Interessenten. Rangieren kann in einen Stresszustand ausarten, wer beim Parken nicht vorausplant, bringt sich unter Umständen in eine Situation, aus der er allein nicht mehr herauskommt. Setzt der Seitenständer dabei zufällig in einer Mulde auf, benötigt man zum Aufrichten Hilfe. Und Gnade, wenn die Kolosse ins Kippen geraten.

Mit 242 Kilo vollgetankt ist die BMW die leichteste des Quartetts – ein Riesensprungpunkt. Zudem liegt ihr Schwerpunkt fühlbar niedrig, was die Handhabung deutlich vereinfacht. Die vor zwei Jahren vorgestellte Yamaha bringt gut 20 Kilo mehr auf die Waage, doch kommt sie ein wenig vor wie ein Dicker, der auf schlank macht, indem er permanent den Bauch einzieht und die Luft anhält, sie fühlt sich aber auf wundersame Weise ausbalanciert an. Das tut gut, beim Schieben vor der Garage, im dichten Stadtverkehr, im Gelände. Dort können Honda (276 Kilo) und Triumph (273) ihr Gewicht nicht verstecken. Dass diese beiden brandneuen Modelle so massig geworden sind, hat in der Branche Verwunderung ausgelöst. Doch einmal in Fahrt, sind auch sie folgsam und leichtfüßig.

Wie all die SUV-Karosseren werden wohl auch Groß-Enduros nur selten abseits des Asphaltbelags bewegt, in Hochwasserkanäle geführt oder zum Punkt, an dem die Zivilisation endet. Sie sollen je-

doch so aussehen, als könnten sie. Genau daran hat sich Honda bei der Konzeption seiner Crosstourer orientiert, die gar nicht erst versucht, es direkt mit dem Platzhirsch von BMW aufzunehmen. Der Fokus liegt klar auf Straßeneinsatz, trotz Offroad-Designs einschließlich wunderschöner serienmäßiger Drahtspeichenräder. Sie hat die kürzesten Federwege, den längsten Radstand, ungeschützt unter dem Motor liegende Auspuffrohre, ihr ABS lässt sich nicht abschalten. Stehend im Gelände zu fahren ist kein wahres Vergnügen wegen der Position der Fußrasten (mit fester Gummiauflage statt Metallzacken), der breiten Teller, die nach hinten gezogenen Lenkers – ganz anders als bei der Yamaha und der BMW, zu denen man auf Anhieb Vertrauen fasst. Auch die nicht ganz so handliche Triumph schlägt sich hier wacker.

Auf der Straße trumpft die Honda auf. So spektakulär wie ihr Motor geht kaum zu Werke. Der Vierzylinderling mit nominell 95 kW (129 PS) entfacht mit einem unauffällig knurrigen Bass schon bei niedrigen Drehzahlen enormen Druck und distanziernd bei Durchzugsübungen auf der Autobahn die anderen klar, sobald die Geschwindigkeitsanzeige dreistellig wird. Beeindruckend ist, wie stabil die Crosstourer mit beladenen Sei-



Der springende Punkt: BMW R 1200 GS Rallye
Zweizylinder-Boxermotor, 1170 Kubikzentimeter Hubraum, Nennleistung 81 kW (110 PS) bei 7750/min, Drehmoment 120 Nm bei 6000/min, Gewicht vollgetankt 244 kg, Tankvolumen 20 l, Sitzhöhe 855/875 mm, Radstand 1507 mm, Federweg vorn/hinten 190/200 mm, Grundpreis 13 569 Euro, Sondermodell „Rallye“ wie abgebildet (inkl. ESA, Bordcomputer, Heizgriffe etc.) plus Sicherheitspaket (ABS, Traktionskontrolle, Reifendruckkontrolle) 16 654 Euro. Foto: Till Kohnhauer/Tourenfahrer



Düsentrieb und Business-Koffer: Honda Crosstourer
Vierzylinder-Motor, 76 Grad Zylinderwinkel, 1237 Kubikzentimeter Hubraum, Nennleistung 95 kW (129 PS) bei 7750/min, Drehmoment 126 Nm bei 6500/min, Gewicht vollgetankt 276 kg, Tankvolumen 21,5 l, Sitzhöhe 850 mm, Radstand 1595 mm, Federweg vorn/hinten 165/145 mm, Grundpreis 13 845 Euro (inkl. ABS-Bremsanlage mit Kombi-Funktion, Traktionskontrolle, auf Wunsch Doppelkupplungsgetriebe (Aufpreis 1000 Euro)).

tenkoffern und Topcase selbst bei Tacho 230 ihre Bahn zieht, was echten 209 km/h entsprechen muss, weil bei dieser Geschwindigkeit abgeregelt wird. Der Kardan arbeitet bei Lastwechseln nicht ganz so unauffällig wie im Fall von Triumph und Yamaha, das Getriebe ist in den kleinsten Gängen etwas hakelig – Kleinigkeiten. Die Bremsen sind ein Gedicht.

Honda hat bei der Serienausstattung Mut zur Lücke, wohl im Sinne eines Basispreises von weniger als 13 900 Euro: zwar LED-Blinker, aber kein Hauptständer, Sitzhöhe nicht und die Höhe der Scheibe nur sehr umständlich verstellbar, keine Cockpit-Beleuchtung vom Lenker aus. Die Option Doppelkupplungsgetriebe (1000 Euro) ist einzigartig, gleichwohl stünde einem „Flaggschiff“ der Flügelmärke ein elektronisch verstellbares Fahrwerk gut zu Gesicht. BMW hat dergleichen mit seinem famosen ESA seit Jahren im Programm. Das gibt es leider nicht, was für die Triumph gleichmaßen gilt. Schade obendrein, dass die Briten Speicherdrücken nicht einmal gegen Aufpreis anbieten, wo sie doch ansonsten ganz genau Maß genommen haben am deutschen Vorbild und in punkto Formgebung und Ausstattung richtig klotzen. Serienmäßig bei der 14 140 Euro kostenden Optionen: ABS und Traktionskontrolle (beides abschaltbar), Tempomat, Lenker-Fernbedienung des Cockpits, mechanische Verstellungen von Sitz und Scheibe, Hauptständer. Für Griffprotektoren wird, anders als bei Honda, Aufpreis verlangt.

Außerst entspannt ist der Forschungs-reisende auf der Triumph unterwegs, so fern er über die etwas bockige Telegabel, die beim Harten Bremsen Teilt eintaucht, die etwas hemdsärmelig zu Werk gehende ABS-Bremse sowie die nicht in jedem Detail noble Ausstrahlung hinwegsieht. Die Tiger ist eine ernstzunehmende, trotz optisch ersichtlich erwünschter Ähnlichkeiten eigenständiger Herausforderin der GS. Ihr Dreizylinder – stärkster Motor in diesem Feld – begeistert durch tolle Touringcharakteristik, ein extrem weites Drehzahlband, eine gleichmäßige, seidige Art der Leistungsabgabe. Im vierten Gang anfahren, im sechsten mit Tempo 40 durch den Ort orten und am Ende durchstarten, bis es raucht – der macht alles mit.

Um mit der Yamaha dem Radel auf den Fersen zu bleiben, muss etwas getan werden: spät bremsen, früh ans Gas gehen, schalten. Auf dem Papier herrscht zwischen der Super Ténéré und der BMW exakt (je 82 kW/110 PS) oder fast (141 zu 120 Nm) Gleichstand, gefühlt und gemessen (104 zu 111 PS und 101 zu 105 Nm) geht die BMW viel billiger zur Sache. Für sich genommen, fehlt es der Yamaha an nichts, ihr Reihen-Zweizylinder sieht anständig, bloß im direkten Vergleich mit der Konkurrenz hat er es schwer. Alles in allem ist die Yamaha für 14 210 Euro ein sympathisches Motorrad mit schönen Details, exzellentem Fahrwerk, hervorragender ABS-Bremse, Traktionskontrolle und prima Ergonomie. Mit 948 Neuzulassungen war sie voriges Jahr die Enduro Nummer zwei in Deutschland. Platz eins wird, wenn nicht alles täuscht, die BMW auch 2012 behaupten. Vielseitiger, handlicher, ausgereifter, sparsamer ist noch immer keine andere. Unser Durchschnittsverbrauch (mit Gepäck) betrug 6,3 Liter auf 100 Kilometer; Honda (6,9), Triumph und Yamaha (jeweils 6,6) liegen leicht darüber. Der luftgekühlte Boxer ist weiterhin auf der Höhe, entfaltet einen urwüchsigen Charme, brummt wie ein Bär im Honigparadies. Bedauerlicherweise erreicht die Lautstärke neuerdings das Niveau des Anstößigen. Bei hohen Drehzahlen vibriert die GS mehr als andere, darüber hinaus fällt ein wenig ein, was immer ausgesetzt wäre. Immer wieder trifft man Leute, für die nichts anderes als eine GS in Frage kommt.

Aber es gibt auch die, für die sie niemals in Frage käme. Weil sie schon so oft gibt, weil ihnen das Gesicht nicht passt oder aus welchem Grund auch immer. Der Preis zum Beispiel: Mit ABS, Traktionskontrolle, ESA, Kreuzspeichenrädern, Kofferhaltern, Bordcomputer, Handschuhs als Extras kommt die BMW auf mehr als 16 000 Euro. Das ist stattdessen, das ist die Chance der anderen, die beweisen: Die Endurowelt ist nicht alternativenlos. Es ist Bewegung drin. BMW bringt wohl bald eine GS mit wassergekühltem Boxer auf den Markt. Dann werden die Karten wieder neu gemischt.

Die Zeitschrift „Tourenfahrer“ berichtet in ihren nächsten beiden Ausgaben ausführlicher über den Vergleichstest.

Gute Autos

Autos deutscher Hersteller sind die Sieger der neuesten Pannenstatistik des ADAC. Sie haben in allen sechs Fahrzeugklassen gewonnen. Und in der Mittelklasse finden sich unter den Top Ten sogar ausschließlich Fahrzeuge von Audi, Benz und Co. Auch wenn die Modelle deutscher Hersteller inzwischen überall in der Welt produziert werden, sind sie heute zuverlässiger denn je. Die milliardenschweren Programme zur Qualitätssicherung in der Automobilindustrie zahlen sich offenbar aus. Und die anderen? Viel zu holen gab es nicht, der Mitsubishi Colt landet in seiner Klasse auf Platz zwei, gefolgt vom Opel Meriva und dem unerwartet gut platzierten Dacia Sandero. Zwar ist die seit 1978 geführte ADAC-Pannenstatistik nicht sakrosankt, ausgewertet wurden aber immerhin 230 000 der mehr als vier Millionen Pannen, bei denen der ADAC 2011 um Hilfe gerufen wurde. Alle, denen anders geholfen wurde, tauchen nicht auf. Dennoch ist sie ein Indikator für die Qualität der so oft gescholtenen deutschen Autos. Und ein Hinweis darauf, dass die asiatischen Hersteller etwas im Hintertreffen sind. Der Kunde darf sich freuen, dass die Autos offenbar immer besser werden, wenn auch der persönliche Eindruck manchmal ein anderer sein mag. Wer schon seit fast 40 Jahren auf deutschen Autobahnen unterwegs ist, kann bestätigen: Früher sah man wesentlich öfter Pannefahrzeuge am Straßenrand. Und heute sind zudem noch viel mehr Autos unterwegs. fbs.

Schlechte Tüten

Der Baumwollbeutel ist einfach uncool. Er wirkt ärmlich, ist schnell unmanisch und nicht zur Hand, wenn man ihn braucht. Immer dann, wenn einem auf dem Band an der Supermarktkasse die zwei Dutzend Teile des Wochenendeinkaufs unaufhaltsam entgegentreiben und weggepackt werden müssen. Abhilfe schafft hier die Kunststoffe, über deren Umweltverträglichkeit seit langem gestritten wird. Dieser Konflikt hat nun neue Nuancen bekommen, und zwar durch sogenannte Bio-Tüten, die zu rund 30 Prozent aus nachwachsenden Rohstoffen (Mais) bestehen und nach den Vorgaben der zuständigen Norm damit als „kompostierbar“ bezeichnet werden dürfen. Da jedoch im Gros unserer Kompostanlagen schon nach der Anlieferung aller Kunststoffe aussortiert wird, kommen die Tüten gar nicht mit. Alles, was nach Plastik aussieht, fliegt raus – und wird verbrannt. Das gilt auch für die Öko-Tüten, die man extra für den Bioabfall kauft, um darin den Küchenabfall zu sammeln, bevor man ihn zur Komposttonne bringt. Vorschläge, wie man diese irrsinnige Situation ändern kann, gibt es viele. Wohlmeinende Appelle an die Verbraucher sind so ungeeignet wie ein Verbot der Kunststoffe. Deutlich besser ist, die Um in den Plastiktüten verursachten Umweltkosten ihnen anzuklaren. Da können Beträge zusammen, die „intelligente“ Alternativen zum Stoffbeutel wie Pilze aus dem Boden schießen lassen. kff.

Dunkle Wolken

Welch ein Höhenflug. Die Welt hat die Cloud entdeckt und schwebt in allen Wolken. Früher ließ man höchstens nicht abgeholte Mails in der Cloud, sprich auf einem fremden Server im Internet. Außerdem hatte mancher seine Website, ursprünglich ein teures Vergnügen. Diashows ins Netz zu stellen war mühsame Handarbeit. Heutzutage bekommt man Speicherplatz im Netz nachgeworfen, Alben laufen fast automatisch hoch, selbst Bilder aus Smartphones erscheinen auf Wunsch direkt im Himmel. Der Erfolg von Facebook, von Blogs und anderen Wolkenheimen tut daher, dass Webplatz nichts mehr kostet und für jedermann leicht zu bedienen ist. Den Haken an der Sache merkt man erst später. Sichtlich geworden, braucht man immer mehr, und das kostet dann etwas. Nun gut, das ist nur fair. Ärgerlich aber, dass sich die Wolkenbetreiber immer wieder vermeintlich Verbesserungen in der Handhabung ihrer Zugänge einfallen lassen. Wir waren früh bei Google und Co., mit Blogger und Picasa. Kam hatten wir uns voriges Jahr zu Google Plus verführen lassen, veränderte sich erst einmal die Fotoalbum-Optik ins Unbrauchbare. Wenn wir das Plus wieder kündigen, verlieren wir dann alle Bilder? Wir haben es nicht gewagt. Neu sind nun Blog-Speichern, Blogger hat ein neues Design! Freuen Sie sich! – und nichts geht mehr. Wehe, wenn die Wolkenkieser über unseren Köpfen mit neuen Klimamodellen herumexperimentieren. fj.

Zip Securi Tech von Delsey

Sicherer Reißverschluss

Unzählige Reisende haben es schon erlebt: Der aufgegebene Koffer wurde an der schwächsten Stelle, dem Reißverschluss, geöffnet, Wertsachen oder Papiere waren weg. Das geht ganz schnell und einfach. Und wenn die Zipper nicht mit einem Schloss gesichert sind, kann der Gauner das Eindringen sogar kaschieren: Er zieht den Zipper an der Stelle, wo er etwa mit einem Kugelschreiber die Zähne auseinandergedrückt hat, einmal vor und zurück über die Öffnung, und schon ist nichts mehr zu sehen. Das ist der Nachteil der ansonsten so praktischen Gepäckstücke mit Reißverschluss.

Hersteller Delsey hat den Kampf gegen diese Übergriffe aufgenommen und ein neues Reißverschlusssystem entwickelt. Es setzt der kriminellen Energie erheblichen Widerstand entgegen und wird so manchen schnellen Zugriff verhindern. Der patentierte Zip-Securi Tech ist ein doppelter Reißverschluss, der ganz spezielle Zacken hat. Die schließen nicht nebeneinander, sondern greifen ineinander und können daher nicht gewaltsam geöffnet werden. Beides zusammen erhöht die Sicherheit ungemein, zudem kann der Reißverschluss auch bei hoher Belastung nicht reißen.

Zip-Securi Tech bedient man dennoch mit nur einem Zipper, alle andere wäre unkomfortabel. Wir haben es an einem Exemplar der neuen Modellreihe Inbox Sä ausprobiert. Die vielen Zacken in einem Arbeitsgang zusammenzubringen gelingt auf der Geraden mühelos, um

die Ecke ist ein gewisser Nachdruck erforderlich, weil die doppelte Zackenreihe eben doch einen größeren Widerstand beim Zuziehen leistet als eine einfache. Aber das sollte kein ernsthafter Hinderungsgrund sein, um darauf zu verzichten. Wie Delsey versichert, ist der Aufwand für Zip-Securi Tech relativ gering, es schlägt mit nur 100 Gramm zu Buch, weswegen alle neuen Koffer damit fast überall ausgenommen sind solche, die man als Handgepäck immer bei sich hat und es eher auf leichtgängige Verschlüsse ankommt.

Die Modelle der Linie Inbox Satin gibt es in drei Farben, ihre glatten Außenflächen sind unempfindlicher, als man meint. Das haben wir beim unfreiwilligen Test festgestellt. Die aus Polycarbonat gefertigten Inbox sind nämlich Vollerollkoffer und machen sich auf leicht abschleppenden Böden gern selbständig. Wenn man sie etwa im Zug nicht mit Fuß oder Hand festhält, fahren sie davon. Das passierte uns auch mit diesem Delsey, der noch dazu eine Treppe runterpolyerte – ohne eine Make-davonzugrenzen. Wir hätten trotzdem ein paar Stande, um den Koffer quer darauf abzustellen. Dann wäre er auch in dieser Hinsicht sicher.

MONIKA SCHRÄMM
Die Inbox mit TSA-Schloss gibt es in den Größen 53, 63 und 69 Zentimeter (40/73/93 Liter Inhalt, 3,2/4,1/4,6 Kilo Gewicht), 220 – 260 Euro.

Das Campingzelt als Kinoleinwand

Mobiles Heimkino mit dem Camcorder / Winzig-Beamer im Monitor-Gehäuse / Adäquater Preis

Seit wir alle mit unseren Smartphones knipsen und filmen, was das Zeug hält, müssen sich die Hersteller von klassischen Camcordern etwas einfällen lassen: Für die Extra-Hardware im Handgepäck wollen wir plausible Argumente. Sony versucht es mit einer hübschen Idee: Die neue Videokamera HDR-P260 hat zur Wiedergabe einen Beamer an Bord. Er sitzt auf der Rückseite des schwenkbaren Monitors und beansprucht so wenig Platz, dass er dessen Gehäuse nur um wenige Millimeter dicker macht. Wozu wir das brauchen? Sony erklärt es uns mit einem in der Kamera gespeicherten Werbefilmchen: Der Familienausflug endet mit einer Livevorführung in freier Natur, in der ein Kühltischdeckel die Leinwand gibt. Beim Camping erfüllt eine Zeltwand den nämlichen Zweck, und selbst ein weißer Gitarrenkorpus, eben noch munter beipflegt, taugt als Projektionsfläche.

Aber das ist längst nicht alles: Der zierliche, anthrazitfarbene Apparat filmt mit einem Objektiv, das jedes Smartphone alt aussehen lässt. Einen 30-fachen Zoom-Bereich melden die Datenblätter, beginnend mit einem Weitwinkel, der einer Kleinbild-Brennweite von 30 Millimeter entspricht. Die Zoom-Bereiche der meisten Camcorder fangen erst oberhalb von 40 Millimeter an. Die Sony-Linsen sind somit klar im Vorteil, besonders bei Innenaufnahmen, die möglichst viel vom Raum einfangen sollen, und das Beste daran: Sie leisten sich kaum jene tonnenförmigen Verzeichnungen großer Strukturen an den Bildrändern, die man sonst bei Weitwinkelaufnahmen als beinahe unvermeidlich akzeptiert.

Und noch ein paar andere Fakten beeindrucken: Der Camcorder schlägt die HD-Videoauflösung von 1920 x 1080 Bildpunkten im Vollbildmodus, er kann

Von der Kraft der vier Kerne

HTC ist wieder da: Mit der neuen One-Reihe wollen die Taiwanesen den Android-Markt aufmischen.

Von Michael Spehr

Viele Jahre galt der Spezialist Hersteller HTC als Taiwanischer Hersteller für hochwertige Smartphones in den Geschmacksrichtungen Windows und Android. In den vergangenen Monaten sind jedoch Umsatz und Gewinn drastisch eingebrochen. Samsung und Apple dominieren, wenn es um gehobenen Anspruch geht, und bei den günstigeren Geräten drängen neue Aufsteiger wie ZTE und Huawei aus China in den Markt. HTC hat sich jedoch auch selbst in die Krise manövriert, Stichwort „Sense“. Diese Erweiterung des Betriebssystems war in den Anfangszeiten von Android ein Pluspunkt, wurde dann jedoch zunehmend ein Ballast, den mancher gern über Bord geworfen hätte.

Nun startet HTC mit seiner One-Serie einen neuen Anlauf: V, S und X heißen die jungen Hoffnungsträger mit Android 4, die allesamt eine besonders flinke Digitalkamera mitbringen. Der HTC „Image Chip“ soll in 0,7 Sekunden für eine Aufnahme berechnen, und der Autofokus benötigt nach Angaben des Herstellers nur weitere 0,2 Sekunden für Serienbilder. Alle Fotos landen bei Bedarf automatisch in der Cloud. Wer ein One V, S oder X kauft, erhält für zwei Jahre eine zusätzliche Speicherplatz von 25 Gigabyte bei Dropbox. Die drei Talente unterscheiden sich hinsichtlich des Design, des Spiel- und Kameraaufbaus, wir haben das Spitzenmodell One X mit superschnellem Vierkernprozessor einige Zeit ausprobiert.

Bei der ersten Kontaktaufnahme freut sich das Auge: Das One X kommt in einem Unibody-Gehäuse aus robust wirkendem Polycarbonat, das sehr stabil und gleichzeitig angenehm leicht ist (130 Gramm). Das Display geht nahlos in den Rahmen über, aber die wunderbar homogene Einfassung fordert natürlich ihren Tribut: Der Akku ist fest eingebaut und lässt sich vom Anwender nicht wechseln, es fehlt ein Steckplatz für Speichererweiterungen, und wie beim iPhone 4 und 4S benötigt man eine Micro-SIM-Karte. Im Vergleich mit den Apple-Geräten ist das One X deutlich höher und breiter (13,5 x 7,9 Zentimeter), aber ebenso dünn (0,9 Zentimeter). Zur großen Bildschirmfläche passt die Auflösung des Super-LC-Displays: Sage und schreibe 1280 x 720 Pixel werden hier auf einer Diagonalen von fast zwölf Zentimetern geboten, und die Pixeldichte von 312 dpi ist so spektakulär wie beim iPhone. Einzelne Pixelnischen lassen sich nicht mehr voneinander unterscheiden.

Der Vorteil der hohen Auflösung zeigt sich nicht nur bei der Videowiedergabe, sondern vor allem beim Web-Surfen: Man sieht ganze Seiten im Überblick, wie auf einem Netbook, aber natürlich ist die Schrift winzig. Bei der E-Mail und in anderen Abteilungen hält sich der Nutzende indes in Grenzen: Mit einem Exchange-Postfach sehen wir gerade mal ein halbes Dutzend neuer Nachrichten untereinander, und in Hootsuite

also in jeder Sekunde 50 komplette Einzelbilder machen. Fotos schließt er sogar mit 9 Millionen Bildpunkten. Und den Ton fängt er mit mehreren Mikrofonkapseln ein; die Elektronik macht daraus einen Heimkino-Soundtrack in Dolby Digital mit 5,1 Kanälen. Besonders pfiffig: Die Gesichtserkennung der Kameraelek-



Beamer an Bord: Sony Camcorder HDR-P260

tronik kann die Tonabteilung veranlassen, die Sprache einzelner Akteure vor der Kamera extra deutlich aufzunehmen. Ein weiteres reizvolles Detail: Den Ort der Aufnahmen identifiziert der Kamera-knipps mit einem eingebauten GPS-Empfänger. Das hilft später, im Medienarchiv den Überblick zu wahren.

Alle fertigen Aufnahmen landen entweder im eingebauten 16-Gigabyte-Speicherchip, oder sie wandern auf eine Spei-



Feines Gehäuse, gute Verarbeitung: Das neue HTC One X

ebenso viele Twitter-Meldungen. Aber trotzdem: Das Display gefällt, und im Unterschied zu den meisten Amoled-Anzeigen kann man es auch draußen bei hellem Sonnenschein halbwegs ordentlich ablesen.

Bei den technischen Daten spielt das One X ebenfalls in der Oberliga. Es ist eines der ersten Geräte mit Vierkernprozessor, zum Einsatz kommt der mit 1,5 Gigahertz getaktete Tegra 3 von Nvidia. Genauer betrachtet, ist es sogar ein Fünf-kernprozessor, denn ein zusätzlicher „Companion-Kern“ mit kleinerer Taktung springt bei geringer Systemauslastung ein und soll auf diese Weise den Stromverbrauch reduzieren. Von der immensen Rechenleistung profitieren vor allem die Spiele. Wer sein Smartphone als Ar-

Speicherplatz satt: 25 Gigabyte Speicherplatz in der Dropbox. Jetzt landen alle neuen Fotos automatisch in der Cloud.

beitsinstrument verwendet, benötigt keine Mehrkern-CPU. Für die flotten Nvidia-Prozessoren gibt es indes in der „Tegra Zone“ geeignetes „Spielmaterial“. Dumm nur: Gerade diese ausgewählten Demos liefen anfangs nur ruckelnd und ließen das Smartphone unangenehm heiß werden. Erst ein Firmware-Update brachte Abhilfe.

Also werfen wir einen Blick auf die Kamera, die mit 8 Megapixel auflöst, in der Tat ausgesprochen schnell zur Sache geht und selbst bei schlechten Lichtverhältnissen dank Blende F2,0 in Innenräumen ordentliche Aufnahmen liefert. Ein LED-Blitz springt ergänzend ein, und das spektakulärste Detail sind die Serienbildaufnahmen durch langsames Drücken der Auslöse-Schaltfläche auf dem Display. Nun werden auch bis zehn Schnappschüsse in Folge erstellt. Die Software bietet an, nach dem Speichern die beste Aufnahme zu ermitteln und alle anderen zu löschen. Die Ergebnisse des Algorithmus sind überzeugend. Wer sich nicht

chertkarte. Der dafür vorgesehene Schacht akzeptiert sowohl den Memory Stick Pro Duo oder Karten des Typs SDXC. Soll sich später ein Computer der Filme und Fotos zur Weiterverarbeitung annehmen, so genügt ein einziger Handgriff, um die nötige Verbindung herzustellen, ein passendes USB-Kabel ist schon



fest mit dem Kameragehäuse verbunden; der Stecker verbirgt sich in einem Hinterschnitt an der Halteschleife. Für Windows-Rechner liefert Sony ein einfaches Kopier-, Verwaltungs- und Nachbearbeitungsprogramm. „Mac-Jinger“ verweist der Hersteller auf iTunes und iMovie.

Die Bedienung der kleinen Aufnahmemaschine ist alles andere als Hexenwerk: Die dickleibige Bedienungsanleitung kann man getrost in der Verpackung las-

sen – wenn man denn akzeptiert, dass die Kameraelektronik alles automatisch richtig tut. Denn das Menü auf dem Touchscreen-Monitor führt mit plakativer Darstellung sicher durch alle Schritte der unvermeidlichen Voreinstellung. Wer allerdings die Automatik gern mal abschaltet, etwa, um die Schärfe von Hand zu justieren, wird mit diesem Gerät nicht recht glücklich: Er muss dazu jedes Mal allzu tief in die Menüstrukturen vordringen.

Wir haben uns einfach der Vollautomatik anvertraut und damit sehr gute Ergebnisse erzielt. Die Vollbild-Videos sehen auf großen Bildschirmen einfach toll aus, sehr detailliert, mit feinen, glatten Konturen und natürlichen, nie allzu knalligen Farben. Der optische Bildstabilisator arbeitet gut und sicher; lediglich extreme Tele-Einstellungen erfordern ein Stativ. Der Ton beeindruckt natürlich besonders über eine ausgewachsene Heimkino-Anlage; der Surround-Sound aus eigener Produktion macht einfach Spaß. Auch unsere Fotos haben uns gefallen. Sonys Multitalent hat sie fast so flink geschossen wie eine spezialisierte Fotokamera: Weder der Autofokus noch die übrige Elektronik haben für größere Verzerrungen gesorgt, wie wir sie von vielen anderen Kamcordern her kennen. In extremen Tele-Einstellungen arbeitete der Autofokus vielleicht sogar ein bisschen zu flink, manchmal leider auf Kosten der Schärfe. Und wie schlägt sich der Projektor? Er schafft natürlich keine HD-Qualität; 640 x 360 Pixel ist sein Rastermaß. Aber das reicht für das Instant-Vergnügen völlig aus, zumal die kleine Beamer-Bildfläche mit Diagonalen bis zu einem Meter beachtlich hell ausleuchten kann. Alles in allem also lohnt sich die Investition in diesen vielseitigen Apparat für viele der Händler nicht Unzumutbares verlangt: Der Preis für das HDR-P260 liegt bei 600 Euro. WOLFGANG TUNZE

Alte Kunst und neue Technik

Schreibgeräte von Caran d'Ache zum Jahr des Drachens

Das chinesische „Jahr des Drachens“ manifestiert sich bei Caran d'Ache, dem Schweizer Hersteller von feinen Schreibgeräten, in einer Edition von 888 Füllfederhaltern und ebenso vielen Rollern. Dabei symbolisiert die „8“ Glück und Erfolg, und den Drachen als Zeichen eines glücklichen Jahres verwirklicht die Manufaktur in feinsten Lack- und Gravurarbeit auf den Schreibobjekten – und damit hat man das Glück buchstäblich in der Hand. Aber zuvor muss man erst einmal 2500 Euro in die selbe nehmen für eines der aufwendig hergestellten kleinen Kunstwerke, die sich in die Collection Artiste einreihen.

Kunst, Kunsthandwerk und Hightech stecken in den Schreibgeräten: Die Kunst steuerte der chinesische Maler Li Qiang Sheng bei, der den Drachen entwarf, die Herstellung und Verarbeitung von feinstem Chinalack beherrschen die Schweizer Lackiermeister, und die Lasertechnik setzt das iTüpfelchen auf das Endprodukt aus Tradition und moderner Technik.

Die mythische Figur windet sich um den Schaft und die Kappe, zwar unterbrochen von ebenso wie der Clip vergoldete Ringe, an den sich das Gewinde anschließt, aber dieses ist so präzise, dass die Gravur diesen Abstand nach dem Zusammenschrauben des Füllers ebenso präzise überspannt.

Haptisch bietet das Schreibgerät höchst unterschiedliche Empfindungen: Da ist die perfekte Glätte des polierten schwarzen Oberlacks, und dann tastet die Fingerspitze über die Vertiefungen der Drachenzzeichnung, die sich ein bisschen rau anfühlt, wie man sich das Drachenhaut so vorstellt, es wirkt fast plastisch. Man hat etwas in der Hand, ohne Tinte wert der Füllfederlässt 55 Gramm.

Der Herstellungsprozess ist höchst kompliziert. Schaft und Kappe werden zuerst mehrmals mit rotem Chinalack beschichtet. Dessen Basis ist das Harz eines Baums, aus dem in Jahrtausenden kontinuierlich ein Lack mit höchst

ungewöhnlichen Eigenschaften entstand: Er trocknet porrenfrei, ohne Risse zu bilden, er ist hart, unlösbar und beständig gegen so gut wie alles, was man im Haushalt findet. Und das Beste: Der Lack lässt sich polieren, bis man sich darin spiegeln kann, und das geschieht mit jeder der aufgetragenen Schichten. Je mehr er and, desto tiefer der Glanz. Ein Dragon-Schreiber wird zwölfmal rot und dann neunmal schwarz lackiert und von Hand auf Hochglanz poliert. Und in die schwarze Deckschicht graviert ein Spezialist den Drachen – ebenfalls von Hand, was jedes Exemplar zum Unikat macht. Die Kunst besteht darin, nur das schwarze Material abzuheben, ohne die darunterliegende rote Schicht zu beschädigen. Bei den feinen Linien für das Signet des Künstlers ist es dagegen nicht nötig, das Material flächig abzuheben, der Graveur muss aber auch hier die neun schwarzen Schichten überwinden, um das Zeichen rot erscheinen zu lassen.

Einfacher ist das Gravieren der fünf unterschiedlich großen Drachen auf der goldpatinierten Schaftspitze. Das übernimmt der Laser, seine feinsten Striche sind fast nur mit der Lupe zu erkennen. Die Schreibfeder besteht aus rhodiniertem Gold von 18 Karat und ist in drei Breiten (M, F, B) zu haben, die Tinte fließt ihr entweder aus einer Patrone von Caran d'Ache zu oder ganz altmodisch mit einer Tintenpumpe. Auch für das zweite Schreibgerät, den Roller, gibt es spezielle Patronen, er kostet 2200 Euro. Im Preis enthalten ist eine Schatulle aus lackiertem Holz mit der Kalligraphie von Li Qiang Sheng, für die in Genf hergestellte Edition „Year of the Dragon“ gibt es eine lebenslange Garantie. Die hätte mancher gewiss auch gern für das, was der Drache symbolisiert: Ausdauer und unerschütterliche geistige Freiheit. MONIKA SCHRÄMM



Kurzquellen im Fachhandel oder unter Telefon 040/69 45 46-0, www.carandache.com

Zehn Watt, die die Welt erschüttern

Neuartiger Sende-Empfänger für Funkamateure: ZS-1

Ein wenig Antennendreh, eine Morsetaste und eine Transceiver genannte Kombination aus Sender und Empfänger – schon stellen Hobbyfunker als „Funkamateure“ Kontakte mit Gleichgesinnten in aller Welt her. Die vorgeschriebene staatliche Prüfung hierfür wurde gegen den erbitterten Widerstand der Oldtimer immer einfacher, so dass die Zahl der Freizeitfunker selbst angesichts von Mobiltelefonen und Internet noch wächst. Ihre Standardtechnik freilich repräsentiert weiterhin den Stand der 1990er: Teure, grobe und schwer bedienbare Geräte von vergleichsweise geringem Komfort aus japanischer Polypolkultur prägen die Seiten der Fach-

doch über virtuelle Com-Ports findet der Transceiver zudem Anschluss an laborierte und oft kostenlose Software von Drittanbietern, die Bedienung, digitale Modulationsarten und viele andere nützliche Dinge übersichtlich unter einer Bedienoberfläche vereinen. Das komplette und außerordentlich hochfrequentechnische Leistungsvermögen des Transceivers ist somit via Maus und Tastatur verfügbar. Ab und an ist ein leises Klicken von Relais zu hören, was Experten erfreut als akustischen Beweis dafür verbuchen, dass die Vorstufen für besten Dynamikbereich elektromechanisch geschaltet werden.



lonosphärenöffner: Mit zehn Watt erschließt der ZS-1 Funkkontakte rund um den Globus.

Foto Nils Schifflauer

presse und geben den Takt zur Ausstattung der Funkbude daheim vor. Moderne Digitaltechnik auch bei der Signalverarbeitung hat es da gleich doppelt schwer. Einerseits trifft sie auf wenig Resonanz bei den Fachmedien, andererseits tritt nur eine Handvoll engagierter Entwickler als Anbieter auf, ein Teufelskreis, den jedoch Hochfrequenzgenieure wie Alexander Gromow wenigstens von außen durchbrechen: „Ich bin nicht einmal Funkamateur“, sagt der Mann aus dem russischen Sankt Petersburg, der in zwei Jahren im Team mit einem Programmierer seinen ZS-1 aus der Taufe hob. Vorstellen muss man ihn sich wie ein Modem, mit dem zwei Funkamateure irgendwo auf der Welt eine Verbindung über die Ionosphäre auf einem der dafür ausgewiesenen Bereiche zwischen 1,8 und 29,9 Megahertz herstellen können – mit der Morsetaste, im Sprechfunk oder aber in einem der vielen hocheffizienten Digitalverfahren, die den Unwägbarkeiten von Rauschen und Störungen bis dicht an die physikalische Grenze intelligente Schnippchen schlagen. Die maximale Sendeleistung des ZS-1 von zehn Watt reicht dazu allemal, selbst an einem nur zehn Meter langen Draht.

Als software-defined Radio präsentiert der ZS-1 den Stand der Technik, denn er digitalisiert gleich – nach Filtern, schaltbaren Dämpfungsgliedern und Vorverstärker – die gesamte Kurzwelle von der Antenne weg mit 16 Bit Auflösung, um diesen Datenstrom dann mittels USB angeschlossenen PC zu steuern. Schon die mitgelieferte Software hat großen Charme,

Beim Hören und Funksen zeigen sich alle Amateurfunkfähigkeiten von ihrer Schokoladenseite. Hohe Empfindlichkeit, bei gleichzeitigem gutem Größsenverhältnis und ausgezeichnete Trennschärfe des fast stufenlos regelbaren Digitalfilters sind dafür ebenso die Ursache wie eine überlegte Dimensionierung der automatischen Verstärkungsregelung. Funkpartner überall auf der Welt lobten zudem die Reinheit des Sendesignals, gewissermaßen die tönende Visitenkarte eines Transceivers.

Trotz ihrer Kleinserie ist der ZS-1 in jeder Hinsicht professionell gefertigt, sein Innenleben makellos aufgeräumt und mit einer Vielzahl von hochwertigen Filtern sowie Abschirmkästen versehen. Mit seiner Gesamtleistung setzt er nicht nur den Standard dieser neuen Art von Funkgeräten, sondern er ist darüber hinaus geeignet, neue Freunde für einen modernen und wertvollen Amateurfunk zu finden, wenngleich dessen Lordsiegelbewahrer dieser Technik eher desinteressiert gegenüberstehen und sich lieber weiterhin an leistungssarmer Sauriertechnik wärmen, die ihnen die Inserate der Fachpresse präsentieren. Der ZS-1 aus St. Petersburg – in dessen Hafen schließlich die „Aurora dümpelt“ – ist die Morgenröte einer verheißungsvollen Zukunft des Hobbyfunks, wie sie die Abenddämmerung herkömmlicher Schlachtfeldschiffe von Amateurfunkgeräten ist. NILS SCHIFFHAUER

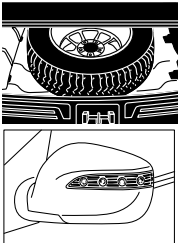
Info: Der ZS-1 kostet derzeit im Direktbezug (Kontakt: tracel@radru.ru) etwa 850 Euro, plus 200 Euro Zoll und Mehrwertsteuer beim Import; Bezug über eine deutsche Vertikaler ist ebenfalls möglich. Mehr zum Video-Test der Autor den ZS-1 vor: http://bit.ly/5eXsUA

Der Fahrbericht: Hyundai ix35 2.0 CRDi Style 4WD

Vom Geheimnis des Erfolgs

Hyundai und Kia sind etablierte Marken in Deutschland. Die Fahrzeuge überzeugen mit einem guten Preis-Leistungs-Verhältnis und bleiben auch vom Design her nicht mehr hinter der Konkurrenz zurück. Der Hyundai ix35 ist das beste Beispiel für den Fortschritt. Von Boris Schmidt

Die Nachbarin hat ihren Toyota RAV 4 gegen einen neuen Hyundai ix35 getauscht, ein Kollege steht kurz vor dem Kauf des 2010 gestarteten Nachfolgers des Tucson. Das kann kein Zufall sein, und tatsächlich ist spürbar, dass Hyundai immer öfter auf den Einkaufszettel landet, die Marke hat sich in Deutschland und Europa mehr als etabliert und wird schon beinahe wie selbstverständlich in Erwägung gezogen, wenn es ums neue Auto geht. Man kann den Koreanern nur gratulieren. Innerhalb von 20 Jahren haben sie aus dem Nichts die japanischen Hersteller ein- und heute kann man fast schon sagen: überholt. Sie (die Hyundai-Tochter Kia miteingeschlossen) bieten gute Produkte, dazu kommt das umfangreiche Garantieverprechen, deutsche Designer sorgen fürs modische Outfit, entwickelt wird zu großen Teilen in Europa. Und während die deutschen Hersteller immer öfter ihre Autos woanders bauen, bringen Hyundai und Kia Arbeitsplätze zumindest nach Europa. So werden der ix35 und andere koreanische Autos in Noosvic in Tschechien gebaut.



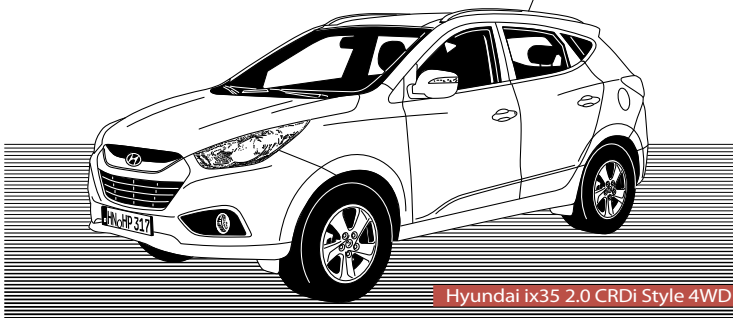
Wir freuen uns über ein richtiges Reservat. Auch der ix35 hat die so modischen Zusatz-Blinker in den Außenspiegeln.

2012 liegt der Hyundai auf Rang 10 bei den SUV, das Schwestermotiv Kia Sportage (welches das aufregendere Styling hat) kommt nur auf knapp 2600. Überrascht hat uns, dass 73 Prozent der Kunden auf den Allradantrieb verzichten, knapp die Hälfte kauft einen Diesel. Für den von der Redaktion gefahrenen Zweiliter-Turbodiesel mit 100 kW (136 PS) beginnen die Preise bei 25 390 Euro, der Einstieg in die ix35-Welt ist so leicht gar schon mit 20 690 Euro möglich. Dafür gibt es aber nur Frontantrieb und einen 1,6-Liter-Benziner mit Direkteinspritzung und 99 kW (135 PS). Wirklich billig sind auch die Hyundais nicht (mehr). Unser Fahrer hatte als Style (28 690 Euro) einen Endpreis von 27 320 Euro. Das Aufgeld erklärt sich durch das Navigationssystem (1720 Euro, mit Rückfahrkamera), das elektrische Glasdach (1100 Euro) sowie das „Plus-Paket“ mit Kleinigkeiten wie Tempomat, Regensensor oder Smart-Key-System mit Startknopf (und mehr, 1220 Euro). Kleines Ärgernis: Nur die Lackierung Creamy White kostet keinen Aufpreis, alle anderen Farben gibt es nur gegen 480 Euro extra.

Andererseits ist der Hyundai schon von Haus aus sehr gut ausgestattet. Eigentlich ist alles dabei, sogar die Sitzheizung hinten. Aber warm wird es dort nur am Popo. Was wie Abstandstempomat, Xenonlicht, Totwinkelassistent oder Fahrspurkontrolle. Der Start-Stopp ist nur für die beiden „blue“-Varianten mit 1,6 und 1,7 Liter Hubraum (Diesel) vorgesehen.

Bei „Style“ sind die Sitze mit Leder und Stoff bezogen, was recht propper aus-

- + Umfangreich ausgestattet,
- aber kein Start-Stopp
- + Viel Platz für Passagiere und Gepäck
- + Elastischer, kräftiger Motor
- + Fünf Jahre Garantie
- Mäßiger Fahrkomfort



Empfohlener Preis 28 690 Euro, Preis des Testwagens 32 730 Euro	Manuelles Sechsganggetriebe 20 690 Euro	Von 0 auf 100 km/h in 11,3 s, von 50 auf 100 km/h im 4./5./6. Gang in 9,5/11,5/15,4 s
Vierzylinder-Dieselmotor , vier Ventile je Zylinder, Abgasrußkatalysator, Ladeluftkühler, Hubraum 1995 Kubikzentimeter	Allradantrieb variabel	Verbrauch 6,0 bis 9,7 l/100 km, im Durchschnitt 8,6 Liter Diesel je 100 km; 147 g/km CO ₂ bei Normverbrauch von 5,5 Liter, Tankinhalt 58 Liter
Leistung 100 kW (136 PS) bei 4000/min	Länge/Breite/Höhe 4,41/1,82/1,69 Meter	Versicherungs-Typkl. HP 20, VK 24, TK 25
Höchstes Drehmoment 320 Nm bei 1800 bis 2500/min, 90 Prozent davon zwischen 1400 und 3250/min	Radstand 2,64, Wendekreis 10,6 Meter	Garantie fünf Jahre ohne Kilometerbegrenzung bei unentgeltlicher Wartung
	Leergewicht 1600, zulässiges Gesamtgewicht 2090, Anhängelast 1600 Kilogramm, Kofferraumvolumen 465 bis 1436 Liter	
	Reifengröße 215/70 R 16	
	Höchstgeschwindigkeit 180 km/h	



Der Schönlung unter den Korea-SUV: Kia Sportage 2.0 CRDi 4WD, 100 kW/136 PS, für 27 860 Euro.



Hat sich längst als Kleinsten Land Rover etabliert: Freelander TD4 E, mit 110 kW/149 PS, von 29 900 Euro an.



Unangefochten das meistverkaufte SUV in Deutschland: VW Tiguan 2.0 TDI DPF, 103 kW/140 PS, für 29 600 Euro.

sieht, wobei die Hartplastiklandschaft, des Armaturenbretts eher gewöhnlich ist. Da sieht es in einem VW Tiguan schon vornehmer aus. Aber alle Bedienelemente sind gut zu erreichen, ein kleines Manko ist die winzige Anzeige der Uhrzeit auf dem Display des Navi-Monitors. Beim Raumangebot macht der Hyundai niem-

dem ein X für ein U vor. Es ist reichlich Platz, auch hinten, und dort sitzt selbst der Passagier in der Mitte einigermaßen erträglich. Sein Gurt kommt aus der Decke und muss doppelt gesteckt werden, der kleine Intelligenztest sorgt für Gesprächsstoff. Der Laderaum ist hinreichend groß, das Volumen beträgt 465 Liter. Die Ladefläche

schließt bündig mit der Unterkannte der Heckklappe; wenn die asymmetrisch geteilten Rücklehnen umgelegt werden, steigt das Volumen auf gut 1400 Liter, die Ladefläche ist 1,60 Meter lang und nur leicht ansteigend. Ein Extralob gibt es für das vollwertige Reserverad im Kofferraumboden, das ist heute selten geworden.

Nicht mehr selten sind SUV mit personewagenähnlichem Fahrkomfort. Dazu gehört der Hyundai eher nicht, er ist mehr ein Geländewagen alter Schule. Die Federung ist von rustikaler Art, die Seitenneigung in schnell gefahrenen Kurven erheblich. Doch sicher ist der ix35 schon, die leichte Tendenz zum Untersteuern schafft Vertrauen, er bleibt auch in kritischen Situationen gut beherrschbar, und wenn nichts mehr geht, hilft das ESP. Die Bremsen halten den Wagen gut im Zaum, wenn es sein muss. Die Antriebskraft wird variabel übertragen, eine elektromagnetische Mehrscheibenkupplung schiebt in der Regel 100 Prozent der Kraft nach vorn. Geht dort Grip verloren, können bis zu 50 Prozent an die Hinterachse geschickt werden. Der Fahrer muss sich um nichts kümmern, er kann aber mit Knopfdruck die Kraftverteilung auf stets 50:50 festlegen. Fahrt man aber schneller als 38 km/h, wird die Sperr aufgehoben.

Die Servolenkung ist eher lasch und wenig genau, der Wendekreis aber angenehm klein. Der Geradeauslauf bei hohem Autobahntempo ist tadellos, selbst bei der Höchstgeschwindigkeit von 180 km/h. Auch auf langen Fahrten kommt man mit dem ix35 gut zurecht, weil es im Innenraum stets relativ leise bleibt. Windgeräusche melden sich erst bei Top-speed. Doch so schnell fährt man in der Regel nicht. 15,3 Liter auf 100 Kilometer benötigt der Hyundai dann, glaubt man dem Bordcomputer. Wir kamen im Schnitt mit 8,6 Liter aus, bei einer Bandbreite von 9,7 bis 6,0 Liter, als wir es aufs Sparen anlegten. Die Nachbarin hat den Zweiliter-Benziner gekauft mit 120 kW (163 PS) und schimpft über elf Liter im Schnitt. Doch für die „gesparten“ 2200 Euro kann man eine Weile tanken. Bei einer Fahrleistung von 10 000 Kilometer im Jahr braucht man gut vier Jahre, um den Dieselmehrpreis zu amortisieren – ohne die höhere Steuer zu berücksichtigen.

Dank des hohen Drehmoments von 320 Newtonmeter (zu 194 Nm beim Zweiliter-Benziner) fühlt sich der nominal schwächere Zweiliter-Diesel viel kräftiger an, auch die Spritqualitäten für unsere gefürchtete 50-auf-100-Uhrung in den großen Gängen sind sehr gut (siehe Daten und Messwerte). Die sechs Gänge sind gut sortiert und lassen sich treffsicher einlegen, wir haben eine Automatik (1450 Euro) zu keiner Zeit vermisst. Beim Anfahren am Berg hilft ein Hillholder. Da kann man doch glatt auf das Ziehen der Handbremse (klassisch-mechanisch, welche Pleos) verzichten. Und wo ist jetzt das Geheimnis der Koreaner? Es ist einfach: Gute Autos, akzeptable Preise und fünf Jahre Garantie ohne Kilometerbegrenzung nebst kostenloser Wartung. Das wiegt bei manchem Kunden ganz schwer. Übrigens gibt es bei Kia sieben Jahre Garantie ...

Nächste Woche: VW Beetle 2.0 TFSI

Das große Tohuwabohu im Reich der Mitte

Mehr als 100 Marken buhlen um die 1,3 Milliarden Kunden / Ein Rundgang über die Automesse in Peking zu den chinesischen Herstellern von BAIC bis ZXAUTO

Wo wäre die deutsche Autoindustrie ohne den chinesischen Markt? Längst ist das Reich der Mitte einer ihrer Kernmärkte, denn die Gier der dortigen Bevölkerung nach Autos ist unersättlich. Der Markt ist geradezu explodiert: von 550 000 Neuzulassungen im Jahr 2000 auf 13,6 Millionen im vergangenen Jahr. Das größte Stück vom Kuchen schneiden sich die ausländischen Hersteller ab, doch mehr als 50 chinesische Hersteller, fast alle aus europäischer Sicht Neulinge im Geschäft, versuchen ihr Glück auf diesem Markt, der noch so viel verspricht. Bisher haben nur 60 von 1000 Chinesen ein Auto, hier scheint unermessliches Wachstum möglich. In Industrieländern hat jeder Zweite ein Auto.

Bei einem Rundgang über die „Auto China 2012“ in Peking, die heute zu Ende geht, konzentrieren wir uns auf die chinesischen Hersteller. Man sieht Marken, von denen man noch nie etwas gehört hat, manche verzichten sogar auf lateinische Lettern bei ihrer Präsentation. Allgemein kann man die chinesische Autoindustrie in die „Großen 4“ (SAIC, FAW, Dongfeng und Changan) sowie die „Kleinen 4“ (BAIC, GAC, Chery und CNHTC) einteilen. Dahinter lauern Unternehmen wie Geely (besitzt Volvo), BYD (Daimler-Partner) oder Brilliance (BMW-Partner). Letztere haben schon versucht, in Europa Fuß zu fassen, scheiterten aber kläglich. VW arbeitet übrigens mit FAW zusammen.

Wie es heißt, brauchen die Chinesen noch zehn Jahre, um Autos im Weltstandard bauen zu können. Allerlei Skurriles sieht man, viel Massenware. Das Herz schmerzt, wenn man die Rooie (Ex-Rover) und die neuen MGs sieht (gehört zu SAIC), Lotus (in malaysischem Besitz) unterstützt Youngman mit Technik für Allwetterautos, auf denen dann in großen Lettern „LOTUS“ steht. MG hatte noch nie einen Geländewagen, jetzt gibt es den kleinen Icon, der in Richtung Nissan Juke geht und von hinten an den seligen MG B GT erinnert. Und Kompaktlimousinen in Golf-Plus-Größe heißen jetzt MG 3. Changan, das aufwiegendste Exponat in Peking war sicherlich der @Ant von Chery – ein E-Auto-Studie, bei der es die Möglichkeit gibt, zwei Autos zu koppeln, wenn dem einen der Saft ausgegangen ist. Hübsche Idee, Elektrisch fährt auch der Kleinwagen 4G im Smart-Format von Hersteller CH-Auto. Die Reichweite liegt angeblich bei ordentlichen 100 Kilometern.

Das E-Auto ist bisher in China ein Flop, so wie in Deutschland, was Experten nicht anders erwartet haben. Es ist kein großes Thema in Peking, dagegen sieht man viele Hybrid-Lösungen. Ausnahmen wie die elektrische Denza-Studie, bei der Mercedes-Benz seinem Partner BYD mit der Technik der alten B-Klasse hilft, bestätigen die Regel. Das Auto soll in Serie gehen. Und natürlich fallen viele Modelle auf, die mehr oder weniger abgekupfert sind. Das machen die Chinesen schamlos. Brilliance scheut sich nicht, den X1 von BMW nahezu zu kopieren. Vielleicht nehmen es die Münchener als Kompliment. Es gibt auch Jeeps oder Hummer (bei Dongfeng).

Nach einem Rundgang bleibt neben dem @Ant noch ein weiteres, wirklich außergewöhnliches Exponat im Gedächtnis: ein riesiger Prunkschlitten mit Anklängen an den Stil der sechziger Jahre, der H7 bei Hongqi. Weil die Behörden nicht immer nur mit Audi oder VW unterwegs sein sollen, hat man eine Marke wiederbelebt, auf die das ganze Land besonders stolz ist: die „Rote Fahne“. Die Mutterfirma ist FAW (First Automotive Works), die 1958 das erste rein chinesische Auto gebaut hat. Der 5,10 Meter lange Riese soll von 2013 an in den Fuhrpark von Behörden einziehen. Die Rede ist gleich von 30 000 Fahrzeugen im Jahr. Technische Basis ist der Toyota Crown.

Als Prototyp steht zudem ein weiterer H7 als Plug-in-Hybrid auf der Bühne.

Great Wall gehört zu den größten Herstellern, er setzt den Schwerpunkt auf SUV und fährt auch schon bei der Rallye Dakar mit. In Peking steht unter anderem die Studie Haval W mit Scherentüren, der Haval M2 ist ein kastiges SUV im Stil des Geely GX5 (Foto unten). Schon seit 1998 exportiert Great Wall, hat in diesem Februar als erster chinesischer Hersteller eine Fabrik in Europa eröffnet, nämlich in Bulgarien. Geely, der Volvo-Besitzer, fällt mit etlichen Studien auf, die alle einen Bentley-Grill haben, selbst die eine, die sonst eindeutig als London-Taxi zu erkennen ist. Zu den bis jetzt unbekannte-

ren Namen gehört Zotye. Das Unternehmen baut erst seit 2008 Autos, vor davor nur Händler und hat inzwischen durch den Kauf von Zhang Jian Gang-Jiang Nan und die Zusammenarbeit mit Fiat einiges Know-How. Der neue T600 (Foto) gehört zu den vielen SUV in Peking, er nimmt Design-Anleihen beim Audi Q5 und Hyundai ix35.

ZX Auto hat nichts mit Citroën zu tun und ist tatsächlich ein Unternehmen mit relativ langer Historie: 1949 gegründet, baute ZX Auto 1958 ein dreirädriges Vehikel, 1976 folgte ein SUV, damals noch ein kantiger Geländewagen. Uns war der Stand hauptsächlich deswegen aufgefallen, weil ständig Marschmusik lief. ZX

Auto exportiert seine neuen SUV und Pick-ups schon nach Afrika und Iran, in Libyen führen einige Freikampfer ZX, darauf ist man sehr stolz. Zu den neuen Namen gehört außerdem Hawtai, das Unternehmen kooperiert mit Hyundai und legt wie die meisten Hersteller den Schwerpunkt auf SUV und große Limousinen. Denn die Chinesen lieben große Autos. Kleinwagen sind weniger gefragt. Was in Peking abseits der Messe auffällt: In der Hauptstadt sieht man so gut wie kein chinesisches Auto, sondern fast nur ausländische. Motorisierte Zweiräder sind offenbar unbeliebt, und auch Fahrräder sind bei nahe am dem Straßenbild verschwunden.

BORIS SCHMIDT / TOM DEBUS



China-Doppel: Der @Ant von Chery schleppt gern einen Kumpel ab.

Foto Tom Debus



Wem es gefällt: Links der MG Icon a la Nissan Juke, rechts der Geely GX5. SUVs sind auch in China sehr gefragt.



Noch ein SUV: T600 von Zotye, erst seit 2008 Autohersteller

Foto Boris Schmidt



Gut kopiert ist halb gewonnen: C 50 E von BAIC (Mercedes-Benz C) und rechts der V5 von Brilliance (BMW X1)



Foto Tom Debus

Geprüft: Chevrolet Aveo 1.3D

Rauher Kerl in schicker Schale

Einen Opel kann man kaufen. Einen Chevrolet, der eigentlich ein koreanischer Daewoo ist, kann man vielleicht auch kaufen. Aber Chevrolet Opel vorziehen, das muss man nicht tun. Die beiden Marken kommen zwar aus demselben amerikanischen Stall von General Motors und sind beständig dem Verdacht der gegenseitigen Kannibalisierung ausgesetzt, doch die Produkte aus Rüsselsheim fühlen sich allemal besser an als die aus Südkorea. So viel schon mal vorweg.

Wir bewegen einen Chevrolet Aveo 1.3 Diesel mit 70 kW (95 PS), der in der Kategorie des Opel Corsa auf Kundenfang geht. Der 4,04 Meter lange Aveo versucht durch frisches Design zu überzeugen, als Cockpit tischet er Instrumente im Motorrad-Stil auf. Das mag auf den ersten Blick recht cool wirken, doch das alles verbaute Hartplastik bereitet keine Freude. Dirigiert wird von zu weichen Sitzen aus, deren Auflage aber ausreichend ist. Erfreulich ist das geräumige Passagierabteil, auch hinten lässt es sich gut ausstatten, die Heckklappe schwingt weit und macht den Weg frei in einen brauchbaren Kofferraum (290 Liter Volumen), der mit doppeltem Ladeboden komfortabel zu beladen ist. Nur mit diesem Boden entsteht eine ebene Fläche, sobald die teilbare Rücksitzlehne zur Erweiterung des Stauraums umgeworfen wird. Die C-Säule mit den integrierten Türgriffen ist ebenfalls schick, aber ob ihrer Breite für die Sicht nach schräg hinten ein Nachteil.

Wollte man in dem Aveo nur sitzen, wäre wenig auszusetzen, doch gewöhnlich möchte ein Autokäufer fahren. Den Spaß daran mindern das seichte Fahrwerk, die in Kurven aufschwingernde Karosserie, eine gefühllose Lenkung und polternde Geräusche aus dem Irgendwo. Der Motor ist ein munterer Geselle (Spitze 174 km/h), aber nur in höheren Drehzahlen, was keine



Corsa-Konkurrent: Als Diesel ist der Chevrolet Aveo ein rauher Geselle

gute Nachricht ist. Sonst herrscht Lustlosigkeit. Wird's schnell, wird's laut. Das Sechsganggetriebe macht mit seinen langen Wegen die erforderliche Schaltarbeit nicht angenehmer. Keinerlei Zweifel an seinem Arbeitsprinzip lässt der Diesel beim morgendlichen Kaltstart, Nachbars Traktor klingt zum Verwechseln ähnlich. So ist es ein Segen, dass Chevrolet eine Start-Stopp-Automatik eingebaut hat, die für Ruhe sorgt, bis das Machine rumpled wieder anspringt. Nein, all die schick harmonischer, auch in dieser Preisklasse. Immerhin spielt der Aveo (Turbo-)Diesel einen großen Trumpf aus, er geht sparsam mit dem Kraftstoff um. 5,2 Liter auf 100 Kilometer registrieren wir im Durchschnitt. Die Aveo-Preise beginnen bei 11.990 Euro für einen 1,2-Liter-Benziner mit 51 kW (70 PS). Der gut ausgestattete, aber keineswegs alle Wünsche erfüllende LTZ erfordert als 13.170 Euro. HOLGER APPEL



Für grüne Post: Sein Talent spielt der elektrische Kangoo vor allem im örtlichen Zustellbetrieb aus

Foto Hersteller

Fit für den Postzusteller-Modus

Renaults kleinen Transporter Kangoo gibt es jetzt auch in batteriegetriebener Elektro-Version. Ist er dann nur ein Öko-Feigenblatt, oder könnte er auch eine Vernunftlösung sein?

Von Gerold Lingnau

Für Privatleute ist er schon mal nicht gedacht, der Kangoo Transporter. Vorn sehr schlicht und nur zwei Sitze, hinten drei Kubikmeter Laderaum. Darum könnte es uns eigentlich auch egal sein, ob er mit Diesel fährt – oder elektrisch. Aber wenn man bedenkt, dass es außer dem Privategebrauch eines Autos mit seinen oft wechselnden Fahrtstrecken auch den gewerblichen gibt, dessen Tagesablauf meist gut überschaubar ist – dann wird der Kangoo Z.E. auf einmal interessant. Z.E. steht für Zero Emission, Null-Schadstoffausstoß, und dieses Kürzel schmückt die Elektro-Ausfertigung des kleinen Transporters ungeachtet der Tatsache, dass der Schadstoff häufig nur anderswo wabert, nämlich beim Elektrizitätswerk. Aber seien wir nett und gehen wir von Bio-Strom als Kangoo-Futur aus. Und schauen wir mal, wie er sich als Arbeitsstier so bewährt.

Dass unser Test-Kangoo nur auf dem Tieflader zu uns reisen konnte, weil er 200 Kilometer weit herkam, wollen wir ihm als Handicap nicht allzu sehr ankreiden. Wenn er einmal an seinem Bestimmungsort angekommen ist, bleibt er schließlich dort und in dessen Nähe. Tankstellen gibt es überall, wo Steckdosen sind, also doch nicht überall. Während Privatleute ein Problem haben, wenn sie Laternenparker statt Garagenbesitzer sind, dürfte sich im Gewerbebetrieb immer ein Anschluss finden lassen. Wir Private hatten zusätzlich Glück, gibt es doch in unserem Wohnort schon zwei Gratis-Stromtaktemen zweier konkurrierender Versorger und nur ein einziges weiteres Elektroauto, das sich dort breit machen könnte.

Zwei Ladekabel bringt der Kangoo mit, eines für 230 Volt aus der heimi-

schen Schuko-Dose, ein anderes mit dem für Fahrzeugzwecke genormten Stecker, der auch 400-Volt-Ladung ermöglicht. 22 Kilowattstunden (kWh) fasst der teure Lithium-Ionen-Batteriestack des Renault nominiell (sie sind nicht zu 100 Prozent nutzbar), und etwa 20 bis 30 Minuten dauert es je nach Ladenspannung, bis eine Kilowattstunde über das Anschlussterminal am Bug in den Stromspeicher gewandert ist. Die Zeitprognose, die der Bordcomputer bei Beginn des Ladens stellt, ist verlässlich, ebenso wie das Instrument, das den Ladestand der Batterie anzeigt. Eher spekulativ ist die Reichweite, die nach der Prozedur auf dem Display erscheint, denn wie schnell wir fahren werden, wie gering die Strecke ist und wie schwer beladen wir unterwegs sind, kann die Vorab-Kalkulation nicht berücksichtigen.

Das sind die Unwägbarkeiten, deretwegen das Batterie-Auto zum Alleinfahrzeug in Privathand noch nicht taugt. Anders etwa für den Handwerker oder den Postzusteller, der allenfalls auf der Stadtautobahn einmal 100 km/h fährt (der Kangoo regelt bei 130 km/h, um der Stromverschwendung vorzubeugen) und seine Kunden typischerweise nicht 100 Kilometer entfernt besuchen muss. Schon mal gut: sie hüben bei der Elektro-Version des Kangoo keinen Laderaum und nur wenig Zuladegewicht ein. Im Stadtverkehr beschleunigt der Renault flott und ohne Schaltpausen, erst ab 80 km/h geht es nur noch zäh voran. Wie beim Verbrennungsmotor hängt der Verbrauch beim E-Auto von der Fahrweise ab, hier sogar eher noch stärker, vor allem bei Bergauf- und Schnellauf. Insgesamt kamen wir beim Kangoo Z.E. auf etwa 17,5 kWh je 100 Kilometer – „etwa“ deshalb, weil sich je nach Berechnungsweise Unterschiede ergaben (Gesamtverbrauch dividiert durch Gesamtstrecke oder Addition der einzelnen Etappen zwischen den Ladevorgängen). Das dürfte auch für den Handwerker im Ballungsraum realistisch sein. Im Briefzusteller-Modus, den wir simulierten – Anhalten alle 200 Meter, dann wieder leicht beschleunigen –, werden 20 kWh nicht so leicht unterschritten. Da kann dann die Eco-Taste nützen, die Renault freilich so blöd unter dem Armaturenbrett versteckt hat, dass man sie nur erstarken kann. Sie reduziert den Kangoo von 60 auf 30 kW Motorleistung und macht ihn am Berg zur rollenden Barrikade.

Das Briefträger-Nutzungsprofil ist allerdings auch für Diesel oder gar Benzin extrem ungünstig, vom Verbrauch

wie vom Verschleiß her. Und wenn man bedenkt, was das E-Auto alles nicht hat, das kaputtgehen könnte – Anlasser, Kupplung, Getriebe, Zündkerzen, Einspritzung, Zahnriemen, Zylinderkopf-dichtung und so weiter –, kann man ihm bei solcherlei Betrieb fast das ewige Leben voraussetzen. Sogar die Bremsen halten viel länger, denn die Motorbremse durch Stromrückgewinnung (Rekuperation) ist so stark, dass man mit etwas Übung punktgenau anhalten kann, ohne das Bremspedal zu berühren. Und da der Kangoo Z.E. mäusechenleise fährt, könnte die Post sogar nachts ausgefahren werden. Dann drohte auch weniger als bei Tag Gefahr für Fußgänger, die dem Transporter in den Weg laufen, weil sie es nicht wahrnehmen. Renault plant als Option ein künstliches Fahrgeräusch, verschweigt aber noch, wie sich das anhören soll. Vielleicht kann man es sich ja wünschen wie einen Handy-Klingelton?

Die Nachteile des E-Autos sind inzwischen weithin bekannt. Der augenfälligste ist die mangelnde Reichweite und die Abhängigkeit von der Ladestation – örtlich und zeitlich. Auch seltener diskutierte Ergebnisse stoßen: Gegen den Umgang mit verschmutzten Ladekabeln ist Diesel-tanken eine saubere Angelegenheit, und wenn keine fossile Zusatzheizung eingebaut ist, muss man frieren oder verliert ab. Das ist vor allem der Preis. Renault erleichtert die Entscheidung, indem Auto und Batterie separat betrachtet werden. Unser Kangoo Z.E. kostet ohne Mehrwertsteuer und Zusatzausstattung 20.000 Euro (rund 5500 mehr als der günstigste Diesel), den Stromspeicher muss man gegen eine Monatszahlung von netto 72 Euro leasen. Das sind 864 Euro im Jahr, und dafür kann man mehr als 500 Liter Diesel tanken. Doch der Strom ist immerhin (noch) konkurrenzlos billig, selbst wenn ihn nicht ein Versorger spendiert: Geht man vom worst case, dem mittleren Haushaltspreis von 25 Cent je kWh aus (gewerbliche Kunden kommen günstiger davon), zahlt man nur 4,38 Euro für unsere 17,5 kWh je 100 Kilometer. Und die fünfjährige Befreiung von der Kraftfahrzeugsteuer hübscht die Rechnung zusätzlich auf. Trotzdem: zu gering darf die Jahresfahrleistung nicht sein, damit der niedrige Kraftstoffpreis die hohen festen Kosten fühlbar mildern kann. Keine einfache Entscheidung. 4,38 Euro für Zero Emission, wenn man nicht den Öko-Gedanken über alles stellen kann. Und die meisten werden dann doch lieber gleich beim gewöhnlichen Dieselmotor bleiben.

Stattlich, stark, sparsam und sehr bequem

Die Neuaufgabe eines Erfolgsmodells: Der Peugeot Satelis 2 kommt zuerst als 125i mit dem neuen LFE-Motor

In den zurückliegenden sechs Jahren hat Peugeot rund 60.000 Einheiten seiner Großroller-Baureihe Satelis verkauft, die Modelle von 125 bis 500 Kubikzentimeter Hubraum umfassen. Zehn Prozent, also rund 11.990 Euro für einen 1,2-Liter-Benziner mit 51 kW (70 PS). Der gut ausgestattete, aber keineswegs alle Wünsche erfüllende LTZ erfordert als 13.170 Euro. HOLGER APPEL

läuft dank verminderter Reibung in der Ventilsteuerung weicher. Das mache ihn um 20 Prozent wirtschaftlicher. Wer nicht ständig bis zum Anschlag aufreißt, bleibt tatsächlich unter hundert Liter Kraftstoff auf 100 Kilometer. Die verbrennen 3,6 Liter und eine Reichweite von mehr als 300 Kilometer dürften wohl nur unter Idealbedingungen erzielt werden.

Der LFE-Motor leistet 10,3 kW (14 PS) bei 9200/min und erreicht sein höchstes Drehmoment von 10,8 Newtonmeter bei 8700/min. Ein spritziger Antritt und knapp 110 km/h Spitze lassen nicht nur auf der Landstraße ein Startgewicht von um die 170 Kilogramm vergessen.

Der Satelis ist schon ein stattdichter Bursche, auf dem auch größere Fahrer be-



Gran Turismo auf zwei Rädern: Peugeot Satelis 2

Foto Friedemann Kirs

quem Platz finden. Kleinere, die beim Rangieren leicht aufstehen mögen, sitzen ebenfalls erstaunlich gut, weil die Sitzhöhe (784 Millimeter) niedrig ist. Der Sozius sitzt gerade unterhalb Zentimeter tiefer als der Fahrer. Der Peugeot Satelis 2 bei Solofahrt an, wie beim Parken die gut positionierten Rückspiegel. Zwischen denen hat der Fahrer ein Cockpit vor sich, das mit großen Analog-Uhren und einem blau beleuchteten und alles und jedes anzeigenden LC-Display tatsächlich einem Kleinwagen Ehre machen würde. Alle Bedienelemente sind perfekt zur Hand, genauso wie die Sonnenbrille unter dem Ablagefach in der Lenkermitte. Etwas nervig: das glatte Durchdrehen des Zündschlüssels bis zur – dadurch häufig ungewollten – Entriegelung der Heckklappe, unter der sich lang und tief ein Riesenstauraum aufbaut.

Der Tag der ersten Probefahrt war etwas regnerisch, und so konnte sich das ABS/BC-Bremsensystem mit linksseitig bedienter Integralbremse von seiner besten Seite zeigen. Es ist in den Ausstattungsvarianten Urban (4550 Euro) und Executive (4650 Euro, Diebstahlschutzkette zusätzlich) Serie; nur die Premium genannte Basisversion (4099 Euro) muss darauf verzichten. Den Satelis 2 im Straßenbild zu identifizieren fällt leicht wegen der LED-Leuchten vorn und hinten und der sich in die Karosserielinien einfügenden Leuchstreifen. Das alles zusammenfassend Wort für die Zweitauflage: Referenzklasse. HANS-HEINRICH PARDEY

Dacia bleibt sich treu

Erste Probefahrt mit dem Lodgy / Viel Auto ab 9900 Euro

Zu Kampfpreisen zwischen 9990 und 16.290 Euro bringt die Renault-Tochter Dacia Mitte Juni ihr viertes Modell, den Lodgy, auf den Markt. Mit dem robusten und geräumigen Minivan will die Marke in der Kompaktklasse punkten. Der in Marokko produzierte Dacia setzt an das bewährte Muster: Er spricht vor allem Vernunftkäufer mit großem Platzbedarf an, für die neben Preis und Zuverlässigkeit auch Funktionalität und Vielseitigkeit zählen. Der geräumige Van präsentiert sich mit steilen Seitenwänden und einer senkrecht abschließenden Heckklappe. Ohne Übertreibung kann man den rund 1,2 Tonnen schweren Wagen als Platzwunder bezeichnen. Im 4,50 Meter langen, 1,75 Meter breiten und 1,71 hohen Dacia ist wahrlich ausreichend Raum für fünf Personen inklusive Gepäck. Optional gibt es sogar eine dritte Sitzreihe (590 Euro). Diese und die zweite lassen sich mit wenigen Handgriffen umklappen, so dass eine ebene Ladefläche entsteht. Das Ladevolumen kann so auf maximal 2617 Liter vergrößert werden. Als Fünftürer bietet der Lodgy 827 Liter Kapazität. Dass bei der Ausstattung des Innenraums Kunststoffe dominiert, ist bei diesen Preisen zu erwarten.

Für den Vortrieb stehen je zwei Otto- und Dieselmotoren zur Wahl. Der 1,6-Liter-Basisbenzinmotor ist aus dem Logon bekannt und leistet 61 kW (83 PS), sein maximales Drehmoment von 134 Newtonmeter liegt bei 2000 Umdrehungen in der Minute an. Für flottere Fahrten ruft der Viertürer jedoch nach hohen Drehzahlen, der Fahrer muss daher häufig mit dem leichtgängigen Schalthebel des manuellen Fünfganggetriebes agieren. Eine bessere Wahl ist der aus dem Renault Mégane bekannte 1,2-Liter-Turbobenzinmotor mit

85 kW (115 PS), der aber erst im Herbst von 12.490 Euro an zu haben ist. Mit einem maximalem Drehmoment von 190 Nm bei 2000/min sprintet er in 10,6 Sekunden von 0 auf 100 km/h und erreicht eine Höchstgeschwindigkeit von 179 km/h. Der Normverbrauch beträgt 5,8 Liter. Der Basisbenzinmotor benötigt dagegen 7,1 Liter Superbenzin und kommt maximal auf 160 km/h. Die Selbststürzen 1,5-Liter-Commonrail-Maschinen mit 66 oder 79 kW (90/107 PS). Die schwächere kostet 13.490 Euro und bietet maximal 200 Nm bei 1750/min. Hier laufen die Eckdaten 169 km/h Höchstgeschwindigkeit und 4,2 Liter Normverbrauch. Besser gefallen hat bei ersten Probefahrten der harmonische und durchzugsstärkere Diesel mit 107 PS, dessen Preisleiste bei 15.290 Euro beginnt. Mit 240 Nm bei 1750/min erfüllt er schon höhere Ansprüche an Kraft. Der Turbolader mit variabler Turbinengeometrie giert allerdings nach reichlich Drehzahl. Hier sind maximal 175 km/h möglich, der auf dem Prüfstand ermittelte Normverbrauch von 4,4 Liter Diesel wird aber im Alltag kaum zu schaffen sein. Die Probefahrten wurden mit 6,4 Liter absolviert. Nur der starke Diesel hat ein Sechsganggetriebe. Eine Automatik ist für keines der Fahrzeuge lieferbar.

Schon in der Grundversion des in vier Ausstattungs-Linien (Basis, Ambiance, Laureate, Prestige) angebotenen Lodgy sind vier Airbags, ABS und ESP serienmäßig. Empfehlenswert ist mindestens „Laureate“ (ab 11.990 Euro). Dann hat ein Dacia Lodgy unter anderem Klimaanlage, Nebelscheinwerfer und einen höhenverstellbaren Fahrersitz. Beim „Prestige“ kann man sich navigieren lassen, über Bluetooth freisprechen und sich beim Einkapfen helfen lassen. UTE KERNBACH



Form folgt Funktion: Der Schönste ist er nicht gerade, der Dacia Lodgy

Foto Ute Kernbach

Autopreise auf Rekordhöhe

DAT-Report 2012: 9740 Euro für einen Gebrauchtwagen

Mit 3,17 Millionen Personenvanwagen-Zulassungen hat sich der deutsche Neuwagenmarkt im vergangenen Jahr deutlich positiver entwickelt, als die Branche das zu Jahresbeginn erwartet hatte. Der Gebrauchtwagenmarkt verzeichnete mit 6,80 Millionen Besitzumschreibungen sogar das beste Ergebnis seit 2002, wie aus dem von der Deutschen Automobil Treuhand herausgegebenen DAT-Report 2012 hervorgeht. Die Durchschnittspreise erreichten mit 27.390 Euro für Neuwagen und mit 9740 Euro für Gebrauchtwagen jeweils ein neues Allzeithoch.

Einer der Gründe für den im Vergleich zu 2010 um 5,2 Prozent gestiegenen Neuwagenpreis ist laut DAT-Sprecher Siegfried Trede der gewachsene Anteil an leistungstärkeren und höherwertigen Fahrzeugen. So kletterte die durchschnittliche Motorleistung der Neuwagen von 93 kW (126 PS) auf 96 kW (130 PS). Auch setzte sich der Zug zu immer umfangreicherer Sicherheits- und Komfortausstattung fort. Im Schnitt enthielten die 2011 zugelassenen Neuwagen 17,06 Sonderausstattungen.

Gebrauchtwagen waren im Vorjahr sogar um 10,8 Prozent teurer als 2010. Wichtigstes Kaufkriterium war nach dem Anschaffungspreis der Kraftstoffverbrauch, während die Umweltverträglichkeit überraschend erst auf Platz acht der Prioritätenliste landete, beim Neuwagenkauf sogar nur auf Rang zehn. Mit dem deutlich höheren Kaufpreis stieg allerdings auch die Qualität der Gebrauchten. Im Durchschnitt waren sie 5,4 Jahre alt (2010: 6,1) und wiesen eine Laufleistung von 74.300 (2010: 78.800) Kilometern auf. Der Marktanteil des Neuwagenhandels am Gebrauchtwagengeschäft sank um drei Prozentpunkte auf 35 Prozent, der des reinen Gebrauchtwagenhandels von 45 auf 44 Prozent. Der vor Jahren vorwiegend totgelegte Privatmarkt konnte dagegen seinen Anteil von 17 auf 21 Prozent steigern.

Die tiefgreifenden Veränderungen im Informationsverhalten potentieller Gebrauchtwagenkäufer haben sich im Berichtsjahr fortgesetzt. Das Internet war mit großem Abstand die wichtigste Informationsquelle (93 Prozent (2010: 91)). Interessenten sammelten dort Informationen. Erst an dritter Stelle folgte mit 45 Prozent (2010: 49) der Besuch bei verschiedenen Händlern. Das Lesen von Testberichten und Verkaufsanzeigen in Printmedien ging von 37 auf 34 Prozent zurück.

Der Reparatur- und Wartungsmarkt verzeichnete im Vorjahr einen leichten Aufschwung. Die Gesamtzahl der Werkstattaufträge stieg von 80,1 auf 81,8 Millionen. Je Personenvanwagen wurden durchschnittlich 0,62 (2010: 0,67) Verschleiß-

paraturen und 0,96 (2010: 0,91) Wartungsarbeiten durchgeführt. Mit 255 Euro gaben die Fahrzeughalter 2011 für die Wartung deutlich mehr aus als 2010 (230 Euro). Da nur an 71 Prozent aller Autos solche Arbeiten in irgendeiner Form erfolgten, betrug der tatsächliche Aufwand allerdings 359 Euro oder 2,6 Cent je Kilometer.

Wie in den Vorjahren stand das Ersetzen der Bremsbeläge mit 12 Prozent an der Spitze der Reparaturstatistik, gefolgt von Elektrik und Radaufhängung mit je sieben Prozent sowie Motor und Abgasan-

ANZEIGE

Die Provence
Ihre Wahl ist unsere Wahl
Thema: Ihr Traumhaus in der Provence
Thema: Ihr Traumauto in der Provence

ISBN 978-3-89643-209-2

Stimmungsvolle Reportagen entföhren Sie in den zauberhaften Süden Frankreichs. Die Provence – ein neues Hörbuch aus dem FAZ-Archiv. Doppel-CD, ca. 2 Stunden Spielauer, 19,90 €

Bestellen Sie telefonisch* (069) 7591-1010, auf www.faz-hoerbuch.de oder im Buchhandel.

Frankfurter Allgemeine Archiv

lage mit je sechs Prozent. Bevorzugter Reparaturort waren die Vertragswerkstätten mit 47 Prozent, mit geringem Abstand folgten die freien Werkstätten mit 42 Prozent. Mehr als zwei Drittel der Gebrauchtwagen (81 Prozent (2010: 81)) der Neuwagen ersetzt mit dem Erwerb ihres Fahrzeuges ein vorhandenes. Durchschnittsalter, Laufleistung und Haltedauer der Vorwagen sind laut DAT in den beiden vergangenen Jahren tendenziell gefallen. Die entsprechenden Zahlen für Fahrzeuge von Gebrauchtwagenkäufern lauten: 10,0 Jahre, 150.990 Kilometer und 74 Monate. Die Vorwagen Autos von Neuwagenkäufern waren mit 7,0 Jahren deutlich jünger, 68 Monate in deren Besitz und hatten im Schnitt 103.490 Kilometer auf dem Buckel. HANS W. MAYER

Leuchtende Kacheln als Flächenstrahler

Organische Leuchtdioden sind heute noch eine Spielerei. Ob sie je als klassische Lichtquelle dienen werden, ist fraglich.

Von Ullrich Hnida

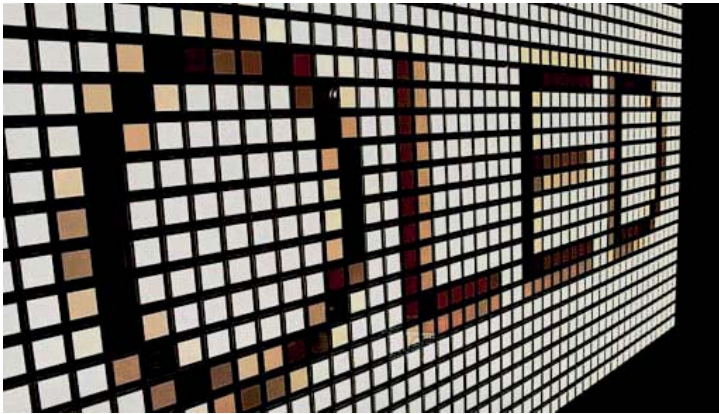
Mit Leuchtdioden (LED) und deren Gegenstück – den organischen Leuchtdioden (OLED) – steht Ersatz für traditionelle Leuchtmittel in den Startlöchern, wie er unterschiedlicher nicht sein könnte. Während die kompakten LED-Module bereits Bestandteil fast jeder professionellen Lichtplanung sind, trifft das für OLED noch nicht zu. Das hat mehrere Gründe, denn sie sehen schon rein äußerlich völlig anders aus als traditionelle Leuchtmittel oder LED. Die Panels bestehen aus zwei dünnen Gläsern, in deren Mitte eine organische Leuchtschicht erstrahlt. In der Praxis kommen weitere Funktions- und Schutzschichten dazu: Sie sollen die elektrischen Eigenschaften verbessern, das Licht auskoppeln oder trotz aller Versiegelung eindringende Luft aufsaugen wie ein Hochleistungsschwamm. Eine transparente Anode und eine (in der Regel) metallische Kathode machen das glasumhüllte Sandwich komplett. Seit Domäne ist die Verteilung von Grund- oder Akzentlicht im Raum. Die Module lassen sich unauffällig in Oberflächen integrieren. Lichtquellen werden nicht länger versteckt, sondern sind gestaltendes Element von Inneneinrichtung und Architektur.

Viele Voraussetzungen stimmen: Die Lichtschichten liefern ein weiches, blendfreies Licht, mit der Farbtemperatur kann man wie bei den LED schon spielen. OLED arbeiten mit niedriger Betriebsspannung von einigen Volt. Im Betrieb werden sie, das als Flächenstrahler sind, nur handwarm. Technisch sicherer als mit OLED lassen sich leuchtende Möbel, Wände, Decken oder Raumteiler kaum realisieren.

Doch die starre Glasverpackung würde man gern loswerden. Auf Schutzglas kann man bislang allerdings noch nicht verzichten. Allzu empfindlich reagiert die organische Chemie im Innern auf Luftsaurestoff und Feuchtigkeit. Binnen weniger Jahre aber wollen die Hersteller eine intakte Kunststoffversiegelung entwickeln. Mit flexiblen Modulen wären dann nahezu beliebige, sogar dreidimensionale Formen möglich.

Doch bislang bleiben organische Leuchtdioden eher lichttechnische Spielerei, nett anzuschauende Lichtobjekte, denen es für die funktionale Beleuchtung vor allem an einem mangelt – der Helligkeit. Jeder Hersteller bietet Designer auf, die mehr oder weniger originell, für die funktionale Beleuchtung aber wenig taugliche Objekte kreieren. Bei Philips etwa heißen sie Oleaf oder Edge, bei Osram Cluster oder Early Future. Da die Größe der Lichtkacheln derzeit noch sehr begrenzt ist, ähneln OLED-Designs einander oft. Zumal man immer mehrere Panels aneinanderreihen muss, um halbwegs genügend Helligkeit zu erhalten. Die neuesten OLED-Panels verbreiten gerade einmal Lichtströme von 65 Lumen. Eine 40-Watt-Glühlampe schafft locker das Sechsfache.

Gleichwohl: Philips und Osram haben inzwischen in Aachen und Regensburg Fertigungsanlagen für kleine Serien auf die Beine gestellt, und die OLED-Technik macht rasch Fortschritte. Was derzeit als OLED-Leuchtmittel angeboten wird, ähnelt etwa handelsüblichen Glaschleichen – die stromlos – entweder wie ein Spiegel wirken oder neutral weiß sind. Die neuesten OLED-Module sind knapp zwei Millimeter dünn und wiegen je nach Größe 20 bis 50 Gramm. Es gibt sie in verschiedenen Formen und Farben. Konnektorsysteme erlauben vielfältige OLED-Ensembles, die Lichtausbeute der Module kann sich sehen lassen. Mit 35 bis 40 Lumen je Watt erreichen die besten inzwischen immerhin drei- bis vierfaches Glühbirnen-Niveau. Die Größe der Module ist indes noch sehr be-



Wandlicht: Aus rund 2700 OLED setzt sich dieses Lichtbild in der Eingangshalle des W Hotels in Taipeh zusammen

Foto Philips

grenzt. Auf maximal 12 x 12 Zentimeter bringen es die neuesten, zur Branchenmesse Light & Building vorgestellten OLED-Generationen. Der Grund: In den Labors kämpft man mit der Stromversorgung, die vom Rand des Moduls her erfolgt. Bei immer größeren Modulflächen steigen mit wachsender Entfernung zum Rand die Widerstandsverluste, was die Lichtstärke zur Mitte hin verringert. OLED-Technik, wenn sie derart wachsen, einen wenig schönen „Helligkeitskeil“, der die Helligkeit in der Mitte stark absenkt. Die Entwickler tüfteln deshalb eifrig an Bauteilarchitektur und Dünnfilmtchnik, um den Strom ohne zusätzliche (sichtbare und damit störende) Leiterbahnen möglichst gleichmäßig auf der Licht erzeugenden Fläche zu verteilen.

Die Ziele der Ingenieure klingen ambitioniert. Bis zum Ende des Jahrzehnts soll die Lebensdauer der organischen Leuchtdioden von 15.000 auf 40.000 Stunden steigen. Auch Lichtausbeute und Helligkeit sollen vervielfacht werden. Bis auf einen Quadratmeter soll die Modulgröße dann gewachsen sein. Und transparente OLED-Module, die stromlos klar wie Fensterglas erscheinen, sollen schon im kommenden Jahr marktreif sein. Bleiben noch die harrigen Produktionskosten. Die liegen laut Philips für den Quadratmeter derzeit noch im mittleren vierstelligen Eurobereich, sollen aber dank optimierter Verfahrenstechnik bald auf dreistellige Werte sinken. Auch Osram verspricht, die Herstellungskosten um satte 90 Prozent zu senken.

Schon 2014, hört man aus dem OLED-Zentrum von Philips, sollen die ersten Panels in Pilotprojekten ihre Tauglichkeit als Deckenbeleuchtung beweisen. Osram will die Schwelle zur Allgemeinbeleuchtung bereits überschritten haben: Kürzlich wurde eine mit 20 OLED-Panels bestückte Leuchte präsentiert, die mit 600 Lumen die Helligkeit einer 50-Watt-Glühlampe erreicht und sich damit als Leuchtdiode eignet. Viele professionelle Lichtplaner bewerten die Zukunftschancen zurückhaltend. Nach ihrer Einschätzung wird die OLED-Technik in der Allgemeinbeleuchtung – außer in Designnischen – bis zum Ende des Jahrzehnts kaum eine Rolle spielen.

Als Ersatz für klassische Leuchtmittel taugen OLED nicht. Diese Aufgabe wird in den nächsten Jahren vielmehr den LED zufallen, denen die OLED in ihrer Entwicklung etwa drei bis fünf Jahre hinterher sind. Eine überzeugende Figur machen die leuchtenden Scheiben schon heute, wenn Ambiente und Design im Vordergrund stehen. Sehenswert sind zum Beispiel „livingshapes“, eine durch aus reißelnde, interaktive OLED-Spiele- und Lichtinstallationen. Die, die man im W Hotel im taiwanischen Taipei bewundern kann. Dort zielt eine gut acht Quadratmeter große, mit knapp 2700 OLED bestückte Lichtwand das Erntedankfest, die kameragesteuert auf Bewegung reagiert. Gleichsam im Handreich kann der Gast die Leuchtkacheln berühren, um die Konstruktion zu steuern.

Der erste Teil der Geschichte über die Digitalisierung des Lichts erschien am 24. April zum Thema LED

Als Ersatz für klassische Leuchtmittel taugen OLED nicht. Diese Aufgabe wird in den nächsten Jahren vielmehr den LED zufallen, denen die OLED in ihrer Entwicklung etwa drei bis fünf Jahre hinterher sind. Eine überzeugende Figur machen die leuchtenden Scheiben schon heute, wenn Ambiente und Design im Vordergrund stehen. Sehenswert sind zum Beispiel „livingshapes“, eine durch aus reißelnde, interaktive OLED-Spiele- und Lichtinstallationen. Die, die man im W Hotel im taiwanischen Taipei bewundern kann. Dort zielt eine gut acht Quadratmeter große, mit knapp 2700 OLED bestückte Lichtwand das Erntedankfest, die kameragesteuert auf Bewegung reagiert. Gleichsam im Handreich kann der Gast die Leuchtkacheln berühren, um die Konstruktion zu steuern.

Der erste Teil der Geschichte über die Digitalisierung des Lichts erschien am 24. April zum Thema LED

Wirklich ein Schnäppchen?

Nägel abbrechen als dreizehnte Funktion

Ein Multifunktionswerkzeug oder neudeutsch ein Tool mit zwölf Funktionen für 6,99 Euro inklusive der Cordura-Gürteltasche – das gab es letzthin bei Aldi Süd. Kann das was Rechtes sein? Das unter der Marke Workzone firmierende und durch Meister-Werkzeuge in Wuppertal importierte Tool ist bis zur Grundstellung offenen Zange deutlich dem Gerber Suspension nachempfunden. Und das kostet beim Ausrüster Globetrotter immerhin rund 50 Euro. Ganz abgesehen davon, dass man dort für das erstklassige Victorinox Swiss Tool Spirit Plus mit Bits und Ratschen auch 170 Euro anlegen kann. Das rund 225 Gramm wiegende Aldi-Tool hat – auch wenn es auf der Verpackung anders steht – nur eine glatte Klinge. Die andere ist eher ein ungeschliffener Priem. Und die Zahl zwölf der Funktionen entsteht dadurch, dass die Zange für drei gezählt wird: Greifen, Schrauben und Drahtschneiden. Der Dosenöffner hackt sich brav durchs Blech zu den Baked Beans durch, die Säge sägt, die Flach- und der Kreuzschlitzschraubendreher (PH2) schrauben – was will man mehr? Na, zum Beispiel, dass die Werkzeuge in Arbeitsposition fixieren könnte – geht nicht. Oder dass alles leichtgängiger wäre. Denn das ist Funktion Nummer 13: Sich die Nägel abbrechen, etwa beim Versuch, die Feile hervorzuholen. Fazit: Ein auf geringstem Anspruchsniveau zunächst mal brauchbares Tool. So etwas nicht gerade Begeisterndes für sieben Euro zu verlieren oder im regennassen Garten liegenzulassen, wo es mit der Rostfreiheit des Edelstahlstahls irgendwann ein Ende hat, schmerzt nicht so schlimm. (py.)



Möglichst ähnlich: Aldi-Tool

Foto Parady

Erste Hilfe kommt elektrisch

Ziegler hat ein neues Tunnel-Rettungsfahrzeug entwickelt

Brände in einem Verkehrstunnel sind extreme Ereignisse: In den Röhren breiten sich Brandgase, Rauch und Hitze selbst bei vergleichsweise kleinen Feuern rasend schnell aus, was zu erheblichen Risiken für Opfer und Rettungskräfte führt. Auf diese Bedingungen hat Ziegler das jetzt vorgestellte Spezialfahrzeug „Merkur“ abgestimmt, das für den Rettungseinsatz in Straßentunneln entwickelt wurde. Von herkömmlichen Feuerwehrautos unterscheidet sich das Merkur schon auf den ersten Blick, denn er hat an jedem Ende ein identisches Führerhaus, damit er zügig in die Röhre hinein und ohne zu wenden wieder herausfahren kann.

Viele Innovationen stecken in dem jankköpfigen Fahrzeug, sagt Philip A. Thompson, Leiter Vertrieb und Marketing des auf den Bau von Feuerwehrautos spezialisierten Unternehmens aus Gießen an der Brenz. So fährt der Merkur beispielsweise rein elektrisch, dabei wird jede Achse von einem 95 kW starken Motor angetrieben. Das macht ihn – im Gegensatz zu Fahrzeugen mit Verbrennungsmotor – unabhängig vom Sauerstoffgehalt in der Umgebungsluft, der bei einem Feuer im Tunnel schnell sinken kann, so dass dem Motor die Luft ausgeht. „Klassische Motorentechnik“, betont Thompson, „schieben uns für dieses Einsatzspektrum nicht geeignet.“ Mit einer Batteriebeladung kann das Feuerwehrauto mindestens vier Stunden lang mit einer Höchstgeschwindigkeit von 60 km/h fahren, die Reichweite beträgt rund 200 Kilometer.

Entwickelt hat Ziegler den Merkur für den kroatischen Autobahnbetreiber Bina

Istra d.d., der das Fahrzeug vor allem im fünf Kilometer langen Učka-Tunnel einsetzen will. Die Entwicklung im Stammwerk Giengen und die Zertifizierung haben rund anderthalb Jahre gedauert, gebaut wurde der Merkur schließlich bei Ziegler in Zagreb (Kroatien) – zunächst als Einzelstück. Wichtig war den Konstrukteuren, die Bedienung des Fahrzeugs möglichst klar zu strukturieren. Daher muss nicht aufwendig zwischen den beiden Führerhäusern umgeschaltet werden, sagt Thompson. Stattdessen stellt sich der Merkur sofort auf die entsprechende Fahrtrichtung ein, wenn eines der beiden Cockpits aktiviert wird. Vor dem Start muss lediglich mit einem Hebel zwischen vorwärts und rückwärts gewählt werden, ein Getriebe hat das Elektroauto nicht.

In beiden Führerhäusern sind Wärmebildkameras montiert, damit der Merkur auch in stark verrauchten Bereichen auf Sicht gesteuert werden kann. Zwischen den Kabinen liegt der Rettungsraum, in dem bis zu zwölf Menschen auf acht Sitz- und vier Stehplätzen untergebracht werden können. An allen Plätzen gibt es Sauerstoffmasken, die Luft dafür holen sie aus einem gemeinsamen Speicher. Diese sogenannte Luftbank besteht aus 14 Flaschen mit je 50 Liter Druckluft. Aus diesem Vorrat wird auch ein leichter Überdruck in der Kabine erzeugt. Dieser sowie Kunststoffvorhänge an den beiden Eingangstüren zum Rettungs-Raum sollen verhindern, dass beim Einstiegen größere Mengen von Rauchgasen in den Merkur eindringen. PETER THOMAS



Vorwärts wie rückwärts: Das Tunnel-Rettungsfahrzeug Merkur

Foto Peter Thomas

Auch Gleichstrom am Mast

Vorhandene Trassen sollen zusätzliche Leistung aufnehmen

Soll die Energiegewinnung gelingen, muss es schneller vorgehen als mit der Optimierung des Übertragungsnetzes. Entlastung könnte der Bau eines Overlay-Netzes bringen – ein Langstrecken-Übertragungssystem, das man als Punkt-zu-Punkt-Verbindung gleichsam über das bestehende Höchstspannungsnetz legt. Doch die Genehmigungsverfahren kosten viel Zeit. Deshalb steht auch die Kapazitätserweiterung bestehender Trassen auf der Agenda der Netzbetreiber. Verschiedene Optionen werden diskutiert: Mancherorts wird der Einsatz von Hochtemperaturleitern erwogen. Vom Unternehmen ABB wurde auch das „Aufpropfen“ von Übertragungsleitungen auf das Netz der Deutschen Bahn ins Spiel gebracht.

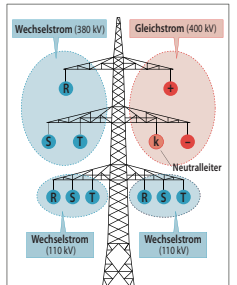
Ein anderes Konzept, das Overlay-Technik und Netzerweiterung gleichsam vereint, haben Ingenieure des Netzbetreibers Ampion vorgeschlagen. Mit der Technik „net“ will man zusätzliche elektrische Leistung über bestehende Höchstspannungs-trassen fließen lassen: Vorhandene Strommasten und Leiterteile werden weiter genutzt, doch verlustträchtiger Wechselstrom wird zumindest zum Teil aus der Trasse verbannt. Stattdessen wird eines der beiden 380-Kilovolt-Leitungsstränge auf 400-Kilovolt-Gleichstromtechnik umgestellt (siehe Grafik). Dafür lässt sich die Leitzugschwindigkeit verdoppeln, zudem wird das Wechselstromnetz vom Ferntransport entlastet und stabilisiert. Als Pilotprojekt will Ampion eine 430 Kilometer lange Verbindung vom nördlichen Rheinland bis in den Großraum Stuttgart auf diese Weise umrüsten.

Die Hochspannungsgleichstromübertragung (HGÜ) bietet eine ganze Reihe von Vorteilen. Bei langen Überland- und Seekabelstrecken ist sie die Technik der Wahl. Die Verluste betragen bei Entfernungen von 1000 Kilometern nur wenige Prozent. Und: Gleichstromstrecken lassen sich – anders als die passiven, dem Ohmschen Gesetz folgenden Wechselstromtrasse – sehr gut regeln. Die Leitzugschwindigkeit lässt sich effizienter nutzen, und man kann den Lastfluss sogar umkehren, etwa wenn mal nicht Windstrom gen Süden, sondern Solarstrom nach Bayern oder Baden-Württemberg nach Norden transportiert werden soll.

Außerdem unterscheiden sich auf Ultrahochspannung Gleichstrom/Wechselstrom-Hybridmasten kaum von traditionellen Wechselstrom-Freileitungen. Doch für die Netzbetreiber ist die Technik Neuland. Deshalb galt es zunächst, technische Unwägbarkeiten auszuschließen. Eine ist die permanente Ionisation der Umgebungsluft – ein typisches Gleichspannungsphänomen, das die parallel geführte Wechselstromleitung mit einem zusätzlichen Gleichstrom belasten könnte. Im Feldtest auf einer 2,4 Kilometer langen Versuchs-

strecke bei Datteln konnte man gemeinsam mit Ingenieuren des Instituts für Hochspannungstechnik der Technischen Universität Dortmund ungewollte elektrische Fernwirkungen ausschließen.

Doch auch das Ultrahochspannungstechnik ist keine Allzweckwaffe, das Neubaustrecken obsolet macht. Die Einschränkung ist systembedingt: HGÜ-Strecken sind Fernstromleitungen von Punkt zu Punkt. Wechselstromtrassen hingegen brauchen die engmaschige Verknüpfung. Ultrahochspannungsleitungen müssen daher sorgfältig aus dem vorhandenen Netz herausgelöst werden. Deshalb auch das Hybridkonzept mit Wechsel- und Gleichstrom am gleichen Gestänge, denn ohne parallele Wechselstromleitung funktioniert die regionale Versor-



Quelle: Ampion

Ultrahoch-Konzept: Dreiphasenwechselstrom- (R, S, T) und Gleichstromleiter sollen an einem Mast hängen

gung nicht. In eng vermaschten Gebieten lassen sich geeignete Strecken recht einfach identifizieren. Eine geringe Leitzugschwindigkeit hingegen ist ein Knock-out-Kriterium für das Ultrahoch.

Auch wenn man alte Strommasten und Leiterteile nutzt – ein Schnäppchen ist die HGÜ-Technik nicht. Um den Gleichstrom auf die Reise zu schicken, braucht es teure Konverterstationen, in denen der Wechselstrom zunächst gleichgerichtet und am Ende der Leitung wieder in Wechselstrom verwandelt werden muss. Das kostet – und zwar in etwa so viel, wie für den Bau neuer Wechselstromstrecken ausgegeben werden müsste. Doch einen Vorteil hat das Konzept, man könnte damit Zeit sparen. Denn anders als Transmissenbauteile mit mancherorts über einhundert Jahren während der Genehmigungsverfahren lässt sich eine Ultrahoch-Strecke im bestehenden Netz deutlich rascher realisieren. ULLRICH HNIDA

Strom erzeugen mit heißem Kühlwasser

Abwärme von Biogasmotoren treiben ORC-Anlagen / Verzicht auf Thermoöl

Abwärme gibt es mehr als genug. Experten rechnen damit, dass in Deutschland die Menge an nur schwer nutzbarer „Abfallwärme“ etwa doppelt so groß ist wie der gesamte Wärmebedarf. Denn überall dort, wo lackiert, gebrüht und getrocknet wird, strahlen die dazu eingesetzten Gerätschaften Wärme ab, die an Ort und Stelle meist nicht genutzt werden kann. Um sie einzufangen, müssen sie über Wärmetauscher an Wasser oder Öl übertragen. Diesen Aufwand scheuen die Beteiligten meistens, denn die erforderlichen Investitionskosten liegen meist deutlich über der Rendite, die mit „Heißwasser“ zu erzielen ist.

Nicht viel anders verhält es sich mit der Wärme, die von Gülle- und Silage-Me-

Abfallwärme ist für den klassischen Dampfmaschinenprozess zu niedrig. Um dennoch damit elektrischen Strom erzeugen zu können, bedient man sich sogenannten binären Systemen. Keine neue Erfindung: Der der russische Ingenieur Alexander Kalina hat in den 1970er Jahren einen Kreisprozess entwickelt, der nicht mit Wasser, sondern einem Gemisch aus Ammoniak und Wasser arbeitet. Wegen der unterschiedlichen Siedepunkte der beiden Medien entstehen beim Verdampfen ein ammoniakreicher Dampf und eine ammoniakarme Flüssigkeit. Der Dampf wird abgetrennt und treibt eine Turbine an. Anschließend wird er mit der entspannten Flüssigkeit wieder zurückgeführt. Vor allem starke

Anlagen, die jedoch vor allem dort eingesetzt werden, wo es um größere Leistungen geht. Sie liegen bei der so genutzten Abwärme typischerweise bei mehr als 2,5 Megawatt, bei Temperaturen um 300 Grad. Diese Anlagen erreichen Wirkungsgrade von 15 bis 16 Prozent.

Deutlich schwerer haben es kleinere Anlagen, wie sie etwa von GE (vertrieben über die ORC Energy GmbH) und Bosch KWK Systeme in Lollar hergestellt werden. Dank einiger Kunstgriffe arbeiten sie bereits mit einem Wärmeangebot von „nur“ 500 Kilowatt und Temperaturen von 120 bis 150 Grad und erzielen eine elektrische Leistung von 50 kW mit Wirkungsgraden um 12 Prozent.

Um die Energie möglichst verlustfrei auf den ORC-Prozess übertragen zu können, setzt Bosch für den Transport der Abwärme (etwa eines Gasmotors) nicht Thermoöl ein, sondern nutzt direkt das heiße Kühlwasser des Motors. Der Verzicht auf Öl als Übertragungsmedium habe zudem ökologische Vorteile, heißt es bei Bosch. So sei die Umweltverträglichkeit von Thermoöl deutlich schlechter als die von Wasser. Und auch ein verfahrensbedingter Aspekt spreche für Wasser als Trägermedium: So darf in einer ORC-Anlage das Öl nicht unter 200 Grad abkühlen, sonst geht nämlich der Wirkungsgrad in den Keller. Eine weitere Herausforderung: Damit kleine ORC-Anlagen effektiv arbeiten, dürfen die mechanischen Verluste nur minimal sein. Das hat Bosch durch den Einsatz einer magnetgelagerten Entspannungsturbine gelöst. Ihre Reibungsverluste betragen nur 180 Watt.

Bis heute hat Bosch vier dieser Klein-ORC-Anlagen in Betrieb genommen. Die Nachfrage nach dieser Technik sei vielversprechend, sagt Ralf Klein, der Geschäftsführer von Bosch KWK Systeme. Doch sei wegen der Komplexität der Technik das Verkaufen der Anlagen nicht einfach. Das Erneuerbare-Energien-Gesetz (EEG) fördere zwar die Technik, so bekommt der Betreiber eines Biogasmotors, der eine ORC-Anlage einsetzt, für jede Kilowattstunde einen „Technologiebonus“ von zwei Cent auf seine Grundvergütung oben drauf. Mittelfristig müsse sich diese Technik jedoch auch ohne Förderung tragen, sagt Klein. Bei weiter steigenden Strompreisen sei das keine Unmöglichkeit, denn tendenziell werde immer mehr Strom nachgefragt bei einem gleichzeitigen Rückgang des Wärmebedarfs. GEORG KÜFFNER



Kompakt: Wärmetauscher, Turbine und Speisepumpe bilden eine Einheit

Foto Bosch

than betriebenen Gasmotoren über deren Auspuffgase und ihr Kühlwasser freigesetzt wird. Auch sie taugt idealerweise nur zum Heizen, etwa von Schwimmbädern. Da es aber nicht genug derartige „Wärmeskenen“ gibt, wird der überwiegende Teil dieser Wärme ungenutzt in die Umwelt entlassen. Auch Biomassefeuerungen (mit Holzpellets oder -chips) haben ein Problem: Sie sind zwar ideale Heizanlagen, taugen aber nur bedingt zur Produktion der Edelergie Strom, die man ins Netz einspeisen und entfernt von der Anlage nutzen kann.

Der Nachteil in allen drei Fällen ist der gleiche: Das Temperaturniveau der

Korrosion an den Stahlteilen und Probleme mit den Dichtungen haben den Erfolg dieser Entwicklung verhindert.

Deutlich bessere Ergebnisse erzielt man mit dem bereits 1850 von dem schottischen Professor William Rankine entwickelten „Organic Rankine Cycle“, der, wie es der Name verrät, mit einem bei niedrigen Temperaturen siedenden organischen Stoff (Isopentan, Perfluor-pentan) arbeitet. Anders als Wasser ist bei diesen Medien der Phasenübergang von flüssig zu gasförmig nicht auf ein enges Temperaturfenster begrenzt. Diese Technik hat sich mittlerweile etabliert. So gibt es rund ein Dutzend Hersteller von ORC-

Die überregional bekannte Attraktion des Dorfes Volpertshausen, einige Kilometer südlich von Wetzlar gelegen, ist sein Goethehaus. Das Heimatmuseum heißt nicht bloß so, sondern es ist wirklich ein Ort der Literaturgeschichte: In dem etwa 1720 errichteten ehemaligen Forsthaus, das unmittelbar an der Durchgangsstraße steht, fand am 19. Juni 1772 der Ball statt, auf dem Goethe Charlotte Buff traf und den er in seinem Frühwerk „Die Leiden des jungen Werther“ schilderte. Man kann sich da den Tanzsaal zeigen lassen, der wieder im Stil der Goethezeit eingerichtet wurde. Hinter seiner wohl restaurierten Fachwerkkfront widmet sich das Museum im Übrigen dem Leben und Arbeiten der Bauern und Handwerker der an den Taunus grenzenden Region. Breiten Raum nimmt dabei die Herstellung einer kulinarischen Spezialität Hessens ein, die oft mit Frankfurt und dem Appel- und Wein verbunden wird, die aber aus dieser Gegend stammt – der Handkäse.

Fährt man besagte Straße weiter, dann sieht man kurz vor dem Ortsausgang von Volpertshausen ein weiteres, höflich ausgedrückt, museales Ambiente. Auf den zweiten Blick nimmt man wahr, dass es wohl alles Bettgestelle sind, die da im Hof vor der Werkstatt von Ottmar Dietrich stehen. Und das in zumeist traurigem Zustand: Stark angerostet, in den grulichsten Farben vor langer Zeit lackiert und längst wieder großflächig abblättern, aber passend geordnet steht das das Rohmaterial für die Metallbetten, die Dietrich nach Kundenvorschlag baut. Und neben den mit mehr oder weniger Zierat aus Stäben und Bögen gefügten Stirnseiten der Bettgestelle liegen, sorgsam zu passenden und vollständigen Sätzen zusammengeschnürt, die Kupplungen, mit denen Längs- und Querteile zum kompletten Gestell zusammengefügt werden.

Im Heimatmuseum wird außer der Zwergschule und der Arbeitswelt auch die typische Wohnumgebung kleiner Leute um 1900 gezeigt. Das Bett im Schlafzimmer ist aus Holz; das war – und blieb noch lange – in Deutschland praktisch ausnahmslos so. Die Franzosen schliefen zu dieser Zeit und seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bereits in „Lits de Fonderie“, wörtlich Gießerei- oder gusseisernen Betten. Es sind diese Betten, wie man sie optisch und akustisch aus älteren Filmen kennt: Durch das Geflecht der dünnen Eiseneröhre oder -stäbe, die sich im Hauptrahmen eines dickeren Rohrs kreuzen, kann man zunächst vom Fußende her – ganz anders als bei den häufig kastenartigen deutschen Schlafstellen älteren Baujahrs – in das Bett hineinblicken. Wenn es dort ernst wird, kann die Kamera züchtig zur Seite schwenken und es genügt, das charakteristische Quietschen des federnden Drahtgeflechts rhythmisch ertönen zu lassen, damit der Zuschauer über den Fortgang der Dramatik nicht im Unklaren gelassen werde.

Diese Betten, für uns Teutonen so typisch französisch wie das Baguette, die Baskenmütze und die Mundwinkel quälende Boyard Papier Mais (die schrecklichere Variante von Gauloises), waren ein Industrieprodukt. Ein Hersteller wie BFA & Cie. aus Lyon verwies auf dem Katalog, der seitenlang ästhetische, qualitative, funktionale und preisliche Varianten auflistete, stolz auf sein Grün-

Vor allem wird es nie mehr quietschen

Aus Liebe zu Frankreich und zu alten Dingen baut Ottmar Dietrich Schmuckstücke von Betten – ganz aus Metall. Von Hans-Heinrich Pardey



Weg damit: Ottmar Dietrich bei der Arbeit mit dem Trennschleifer. Fotos Pardey (3), B. Stöhl



Aus Gerümpel neu erstanden: Außer den aufgearbeiteten Stirnseiten baut Dietrich die Betten komplett neu.

dungsjahr 1834. Fonderie, also Formguß, war das Verfahren, wie die Flechtstäbe, Rohre und Röhren zusammengefügt wurden: An den Kreuzungspunkten werden sie plastisch umschlossen von im Formsand gegossenen Verzierungen. Manchmal sind das einfach kleine Rosetten oder gestufte Würfel. Häufig tobt sich aber an diesen Stellen der ornamentale Gestaltungswille der Hersteller aus. Der endete keineswegs an den technisch erforderlichen Verbindungsstellen, sondern den Käufern wurden auch „Lits riches“ offeriert, reichverzierte Betten „cintres Louis XV.“ mit geschwungenen Messing- oder Kupferverzierungen im Einrichtungsstil der Epoche, die nach dem fünfzehnten Ludwig auf dem Bourbonen-Thron benannt ist.

Unter der Ofarbe und dem Rost späterer Jahre diese für den jeweiligen Hersteller charakteristischen Zierate identifizieren zu können ist für Ottmar Dietrich wichtig. Denn in seiner Werkstatt restauriert er ja nicht nur einzelne Gestelle, sondern er baut eben aus dem alten Material das, was seine Kunden wünschen. Und das sind zum Beispiel nicht selten zweischläfrige Metallbetten. Dafür muss dann in Volpertshausen in Dietrichs Schlosser-

werkstatt aus zwei unansehnlichen französischen Antiquitäten ein Schmuckstück werden, das sich ebenso gut in eine Umgebung im Landhaus-Stil einfügt, wie es neben modernem Mobiliar stehen kann. Aus zwei mach eins: Denn die Originale standen nicht nur meistens auf Rollen, worauf heute gern verzichtet wird, sie waren auch nicht breiter als maximal 1,40 Meter – von einer den heutigen Kunden angenehmen Längenausdehnung. Also suchte Dietrich etwa gezielt zwei gleiche Bettgestelle eines Herstellers, wenn er wie mehrfach im Jahr in Frankreich die Brocanteurs seines Vertrauens aufsucht, um sich bei den Trödlern mit Rohmaterial einzudecken. Und er muss im Kopf haben, was sich schon im Fundus auf dem Dachboden über seiner Werkstatt befindet.

Bei der Suche kommt dem frankophilen und -phonen Diplomingenieur zugute, dass er einige Zeit in Frankreich gelebt und im französischen Sprachraum als Bauleiter gearbeitet hat, bevor er seine Liebe zu den alten Dingen, die sich nicht auf Bettgestelle beschränkt, zur Profession machte. Dass man in seiner gemütlichen Küche den besten Café au lait im Umkreis von mehr als 150 Kilometern bekommt, sei hier nur beiläufig angemerkt. Dietrich ist ein Sammler und ein Liebhaber technischer Ästhetik: Der Brennmotor eines Wankelmotors wird in seinem Treppenhäuschen zur Skulptur, und die Litho-Schablonen von gedruckten Schaltungen hängen daneben gerahmt wie klingonisches Maßwerk im Fenster. Im Bücherschrank hat er die Kataloge der Bettenhersteller, und in seiner Werkstatt lässt er ihre Erzeugnisse schöner und beständiger entstehen, als sie je waren.

Ein Metallbett von Dietrich kostet in der Version für Singles etwa 1200 Euro, die für Paare taugliche Version etwa das Doppelte. Mit der quetschenden Film-Requisite hat die Neuschöpfung nur noch der Annäherung nach etwas zu tun. In Volpertshausen werden die zueinander passenden Kopf- und Fußteile als Erstes mit Kunststoffgranulat wie sandgestrahlt. Dann müssen sie je nachdem, was entstehen soll, aufgetrennt werden. Dietrich schweißt sie neu zusammen, ergänzt Fehlendes oder erneuert zum Beispiel die „boules“, Kugeln in hellem Messingglanz, die häufig die senkrechten Linien wie ein Knauf abschließen. Zum Schluss werden die Oberflächen versiegelt.

Während bei diesen Arbeiten das Restaurieren und damit das Bewahren des ursprünglichen Aussehens im Vordergrund steht, sind die Umbauten, die aus dem Gerümpel moderne Betten machen, unauffälliger. Dietrich trennt an den ursprünglichen Längsträgern die konischen Kuppelungen ab, die zwar prinzipiell immer gleich sind, aber ebenfalls von Hersteller zu Hersteller geringfügig variieren. Die Verbindungselemente, in denen sich die Entsprünge der Frontteile verankern, werden an neue, massive Längsträger geschweißt. So entsteht ein flacher, aber tragfähiger Bettkasten, in den die Kunden einen modernen Lattenrost ihrer Wahl legen können. Die durchgelegenen Drahtfederkonstruktionen von damals will heute keiner mehr. Und deshalb quietschen Dietrichs Metallbetten auch nicht mehr.

Mehr Information: www.metallbetten.de und zum Goethehaus Volpertshausen unter <http://museen-in-hessen.de/museum/?id=190>

Piazza-Grande-Kollektion

Swarovskis erste Herrenuhren

Es war nur eine Frage der Zeit, bis das als Kristall-Spezialist bekannte Unternehmen Swarovski nach Schmuck und der ersten Damenuhren-Kollektion auch eine solche fürs andere Geschlecht präsentierte. Seit dem Frühjahr tritt die „Piazza Grande“ gleich in Mannschafftsstärke an, um die Handgelenke der Herren zu erobern. Es soll für jeden Geschmack und verschiedene Ansprüche an das Innenleben eines Zeitmessers etwas dabei sein.

Allen Dreizeiger-Uhren gemeinsam ist ein Edelstahlgehäuse mit 42 oder 43 Millimeter Durchmesser, an dem rechts zwei schwarze Keramikelemente die aus dem gleichen Material bestehende Krone umgeben. Die hat 24 Facetten, und der Hersteller rühmt diese als Meisterleistung bei der Bearbeitung von Keramik. Dann spreizt sich das Angebot auf: Es gibt Versionen mit Quarzwerk und sechs mit automatischem Aufzug, die Vielfalt setzt sich mit beschichteten Gehäusen, diversen Zifferblattdesigns, Farben und Bändern fort. Die Linie Piazza Grande Quarz Rosé Gold beispielsweise hat ein roségoldfarbenes, PVD-beschichtetes Gehäuse. Unter be-



Gleicher Name, ganz verschieden: Zwei Piazza Grande, links mit Quarzwerk, rechts mit Automatikk. Fotos Hersteller

schichtetem Saphirglas zeigt das schwarze Zifferblatt mit ebenfalls schwarzen Kristallen verzierte Indizes und eine gut ablesbare Datumsanzeige bei der „6“, das Markenzeichen des Schwans markiert 12 Uhr. Mit schwarzem Kalliederband kostet diese Variante 660 Euro (linkes Bild).

Eine Piazza Grande Automatic (rechts) ist ebenfalls in mehreren Farben zu haben, mit einem Sonnenstrahlfrühling in der Mitte, umgeben von einem matten Aufstrich, auf dem sich die arabischen Ziffern und die Indizes gut abheben, ebenso die mit Leuchtmittel beschichteten Zeiger. Der Sekundenzeiger leuchtet wie die Mittelachse in Blau. Etwas kleiner ist hier das Datumsfenster schräg zwischen 4“ und 5“. Die Automatic ist auch auf der Rückseite verglast, damit man das Schweizer Werk und den mit Genfer Streifen verzierten Rotor betrachten kann. Bis 100 Meter Wassertiefe soll das Gehäuse dicht halten. An einem Band aus satiniertem Edelstahl mit Doppelfalt-Schleife kostet diese Piazza Grande 890 Euro. MONIKA SCHRÄMM

Praxis und Produkte



AUTO

Fiat 500 als Mini-Minivan

Fiat erweitert die Cinquecento-Baureihe von Oktober an um einen fünfplätzigen Minivan. Der auf der Auto-Plattform basierende 500L ist 4,14 Meter lang und 1,78 Meter breit. Er sieht aus wie eine Mischung aus langgestrecktem Panda und 500, jedoch weniger verspielt als der kugelige Retro-Italiener. Opel Meriva, Ford B-Max oder Kia Venga sind die Konkurrenten des geräumigen Viertürers mit 400 Liter Gepäckvolumen. Zum Marktstart sind zwei Benzinern (1,4 Liter mit 74 kW/100 PS und 0,9 Liter Twinair mit Turboaufladung und 77 kW/105 PS) und ein 1,3-Liter-Dieselmotor mit 70 kW (95 PS) verfügbar. Preise gibt es noch keine, realistisch erscheint ein Einstieg bei rund 15.000 Euro. Anfang nächsten Jahres soll es auch eine um 20 Zentimeter längere XL-Variante mit fünf oder sieben Sitzen geben. (goer)

Infotainment bei Audi

Im neuen Audi A3 stellt der VW-Konzern erstmals MID High vor, den Modulen Interaktions-Baukasten in seiner höchsten Qualitätsstufe. Er ist die Hardware-Plattform für Innovationen in diesem Bereich und wird in alle Marken der Gruppe einbezogen, in denen eine „große“ Navigation verfügbar ist. Zur Entwicklung der zugehörigen Software hat die Audi-Tochtergesellschaft Audi Electronics Venture GmbH mit dem finnischen Spezialisten und langjährigen Partner Elektrobit ein Joint Venture mit Namen e.solutions GmbH und Standorten in Ingolstadt und Erlangen gegründet, das ausschließlich für den VW-Konzern arbeitet. Seine Aufgabe ist, Funktions-Software von Lieferanten aus aller Welt zu einem Gesamtsystem zusammenzufügen, das jetzt elf Meter lange Kabel aufweist, eine weiche Möbelstruktur-leiste rundum, nur 5,4 Kilo gewicht, neuer Öffnungsmechanismus des AirClean-Filtergitters, Hepa-Filter, der Clou der 58-Reihe findet sich am Topmodell Unio, der Audi aller neuen Ausstatt-

nen Kundenstatus lösen und größeren Einfluss auf die markenbezogene Entwicklung sowie eigenes Know-how gewinnen. (Li)

HAUS UND GARTEN

Jetzt saugt der S8

Der Bodenstaubsauger S8 von Miele, Nachfolger des erfolgreichen Modells S5, kommt dieser Tage in den Handel. Miele verspricht noch mehr Reinigungsleistung, Bedienkomfort und Energieeffizienz sowie einige Besonderheiten, die es nirgends sonst gibt. Der S8 markiert das obere Ende des Angebots und wird in Bielefeld produziert. Die Kunden haben die Wahl zwischen verschiedenen Motorkonzepten: Wer volle Kraft voraus saugen will, nimmt die 2200-Watt-Version, wer bei gleicher Reinigungsleistung Energie sparen will, kauft die Eco Line- oder Silence-Varianten mit je 1200 Watt. Eine der Besonderheiten, die fast alle zum Patent angemeldet sind, ist das Lenkrollen-Konzept „Dynamic Drive“, das mit Stoßdämpfern ausgestattet ist und den Sauger federt und leise laufen lässt. Eine andere ist das neu konstruierte Park-System für die Bodenmiete, mit dem man diese am Heck des Staubsaugers einhakt, wenn man unterbrechen will (Bild). Bei den Modellen mit Automatic-Stufe schaltet sich der Motor dann selbsttätig ab und arbeitet beim Neustart in der zuletzt gewählten Leistungsstufe weiter. Diese kann man in aufrechter Haltung am Handgrieff einstellen oder über eine Fußtaste, einige Mo-



delle passen ihre Leistung selbsttätig dem Bodenbelag an. Weitere Komfortdetails: eine Fußtaste, deren kurzes Antippen das jetzt elf Meter lange Kabel auflädt, eine weiche Möbelstruktur-leiste rundum, nur 5,4 Kilo gewicht, neuer Öffnungsmechanismus des AirClean-Filtergitters, Hepa-Filter, der Clou der 58-Reihe findet sich am Topmodell Unio, der Audi aller neuen Ausstatt-

tungsdetails noch einen Handgrieff mit Spot-Light hat. Das leuchtet das Arbeitsfeld mit LED aus, während selbst integrierte LED am Gehäuse die Umgebung sachte erhellen und nach dem Abschalten noch 30 Sekunden lang leuchten. Die S8 sind in Mahagonibraun-Metallic für 209 bis 669 Euro (Uniq) zu haben. (smm)

Hausgemachte sind die besten

Der Nudelmeister von Unold vereinfacht das Selbstmachen der beliebten Teigwaren, denn er übernimmt das anstrengende Kneten des Teigs. Bis zu 500 Gramm walkt er mit seinem kräftigen 200-Watt-Antrieb durch, nachdem er die einge-



füllten Zutaten verrührt hat. Zum Formen verschiedener Nudeltypen gibt es sieben Matrizen, durch die der Teig automatisch herausgedrückt wird. So entstehen Pappardelle, Linguine, Fettuccine, Rigatoni, Tagliatelle oder Spaghetti. Zudem gehört ein spezieller Vorsatz für Spritzteig zum Zubehör, ebenso zwei Messbecher. So einfach wie die Bedienung des aus weißem Kunststoff bestehenden Geräts ist die Reinigung, denn es lässt sich komplett auseinandernehmen. Für seinen Bedienkomfort ist der Nudelmeister bereits mit einem angenehmen Preis gewürdigt worden. Er wiegt bei Maßen von 31 x 16 x 29 Zentimeter 4,6 Kilogramm und kostet im Fachhandel um 90 Euro. (smm)

FAHRRAD

Elektrischer Lifestyle

Es heißt wie das, was es ist: Ebike ist der als Wortbildmarke geschützte Begriff, den Helge von Fugler und Wolfgang Memberger als Markennamen für ihre elektrifizierten Fahrräder gewählt haben: Drei Baureihen – Race, Sport und Comfort –, Technik von Stromer und Panther, Antriebe von Bosch und Ulma, verpackt in ein Design, das sich



an der Automobilindustrie orientiert und auf die Kundschaft zielt, die das Fahrrad mit E-Motor als Lifestyle-Produkt sucht. Zu haben sollen die Räder auch in Frankfurt am Main an der Hanauer Landstraße eröffnen. Weitere sollen die Nähe von Autohäusern suchen. Das abgebildete Modell R001 basiert auf der Technik von Stromer, hat im Hinterrad einen 500-Watt-Motor und seinen 36-Volt-Akku (396 Wh) im massiven Unterrohr. Es soll als schnelles Pedelec 45 km/h erreichen und mit ABE und UL-Geliefert werden. Das wird, wie unschwer zu sehen ist, noch gewisse Änderungen bedingen – etwa einen Halter fürs Versicherungsschild. (py)

BAHN

Knorr-Bremsen für Shinkansen

Das Unternehmen Knorr-Bremse stattet die neue Generation E6 des japanischen Hochgeschwindigkeitszugs Shinkansen mit Bremssystemen ab. Der Auftrag durch den Zugbetreiber East Japan Rail Company (JR East) umfasst die Lieferung von Bremsscheiben, -zangen und -belägen für die Drehgestelle von 23 neuen Zügen. Zum Einsatz kommen dabei sehr kompakte, gewichtsreduzierte Bremsszangen sowie Bremsscheiben und Sinterbeläge für



stark unterschiedliche Betriebsbedingungen. Denn der E6 verkehrt nicht nur mit bis zu 320 km/h im baulich kompakt von Güter- und Nahverkehrsstrecken getrennten Hochgeschwindigkeitsnetz, sondern im Norden auch auf her-

kömmlichen Strecken. Knorr-Bremse hat schon für die Generation E5 (Serienfertigung seit 2011) Bremssysteme geliefert. Beide Baureihen sind vom Versuchszug Fastech 3602 abgeleitet worden. Die neue Shinkansen-Generation E6 soll vom Frühjahr 2013 an zwischen Tokio und Akita an der Westküste des Hauptinsels Honshu eingesetzt werden. (pts.)

HIFI

Drahtloser Solar-Lautsprecher

Er sieht aus wie von einem anderen Stern. Doch mit dem Weltall vereint ihn nur die Sonne, denn dieser tragbare Lautsprecher von Telefunken bezieht seine Kraft zu 100 Prozent aus Solarenergie. Die integrierten Photovoltaikzellen sollen den



Akku in zehn Stunden komplett aufladen, was gemäß Hersteller für eine Betriebszeit von acht Stunden Musikwiedergabe bei voller Lautstärke ausreicht. Auch das spritzwassergeschützte und UV-beständige Gehäuse prädestiniert das 21,7 x 19,2 x 9,7 Zentimeter messende Gerät für einen Ausflug ins Grüne. Und für den Einsatz in den eigenen vier Wänden ist es gleichfalls gut geeignet: Hier liefert ein Mini-USB-Netzteil die nötige Power. Neben der erwähnten Unabhängigkeit vom Stromnetz offeriert die „Sound-Mobile“ genannte Box auch eine kabellose Freiheit von Abspielgeräten, mit denen sie kommuniziert. Die Verbindung zu Musiklekkanten wie MP3-Playern, Notebooks, portablen DVD-Playern oder Smartphones nimmt sie über den Funkstandard Bluetooth (A2DP) auf. Gehen auf dem verbundenen Handy derweil Telefongespräche ein, blendet das „Sound-Mobile“ die Musik aus. Das Telefonat kann wahlweise mit dem Handy oder gar der eingebauten Freisprechfunktion des Telefonen-Geräts geführt werden. Nach Ge-

sprächsende wird die Musikwiedergabe automatisch fortgesetzt. Die äußerliche Box ist in Gelb, Orange, Grün, Blau oder Lilä für rund 150 Euro zu haben. (mnp)

Bass auf die Ohren

Solo HD heißt ein Kopfhörer von Monster Beats by Dre. Er ist speziell auf die Sound-Ansprüche junger Zielgruppen zugeschnitten, die viel MP3-Files sowie am Computer generierte Musik hören. Ihnen kann es oftmals nicht wuchtig genug klingen. Ein Wiedergabebereich von 20 bis 20.000 Hertz sichert ihnen allemal das volle C-Frequenzspektrum. Und damit sie beim Genuss von Rock und Co. Niemanden stören – und selbst nicht gestört werden –, hat der Solo von geschlossene Kopfhörermuscheln, die den Sound von der Außenwelt abschirmen. Patentierte, titanbeschichtete Chassis sollen klägliches Detailreichtum erzeugen. Auch der Kopfhörerbügel, dessen Hochglanzoberfläche kratzunempfindlich sein soll, sowie das zugehörige 1,20 Meter lange Kabel (gleichfalls von Monster) versprechen eine gute Qualität. Das abnehmbare Kabel hat einen 3,5-Millimeter-Klinkenstecker, ein eingebautes Mikrofon sowie Control Talk: eine iPhone- und iPod-kompatible Bedieneinheit, mit der sich Telefonate und Audiofunktionen managen lassen. Möchte man ein Gespräch annehmen, die Lautstärke regeln oder zum nächsten Titel weiterschalten, genügt ein Knopfdruck auf die Steuereinheit. Obendrein ist der Solo mit seinem vergleichsweise geringen Gewicht von 186 Gramm ein idealer Wegbegleiter. Bei Bedarf lässt er sich zusammenfalten und im mitgelieferten Etui aus Neopren geschützt transportieren, er kostet um 200 Euro. (mnp)

